Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. H. Birnbaum, Karl Bölsche, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Denhard, Dr. E. Duller, Dr. L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, Krug, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Achter Band.

Frankfurt a/M.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1850.

Frankfurt a. M. — Druck von Streng und Schneider.

Inhalt des achten Bandes.

Galileo Galilei.

Von

Dr. H. Birnbaum.

„Ich Galilei, der ich in meinem siebzigsten Jahre mich persönlich vor dem Inquisitionsgerichte eingefunden, — auf den Knieen liegend, und die Augen auf die heiligen Evangelien gerichtet — die ich mit meinen Händen berühre — schwöre ab, — verfluche und verwünsche mit redlichem Herzen und wahrem Glauben die Ungereimtheit, Falschheit und Ketzerei der Lehre von der Bewegung der Erde — — —“

Laplace
Exposition du système du monde

Galileo Galilei.

(Geboren zu Pisa den 18. Februar 1564, gest. zu Arcetri den 8. Januar 1642.)

Vielfach und groß sind die Thaten des Mannes, von dessen Leben, Wirken und Dulden hier ein treues Bild entworfen werden soll. Mit unerschütterlichem Muthe und nie wankender Charakterstärke hat er sein ganzes Leben dem gefahrvollen Kampfe geweihet, der sich im Glauben, im Wissen und Können Klarheit und Fortschritt, Freiheit, Einheit und Sicherheit erringen will, — und er ist als Kämpfer und Sieger bewundert, ist unsterblich geworden. Solch einen Mann muß das Volk ganz kennen und würdigen lernen; es muß wissen, wie geistvoll und beherzt er Licht und Ordnung in das dunkle und sinnlose Gewirre der hochmüthigen Scholastik gebracht hat; es muß erfahren, mit welchem Heldengeiste sich derselbe der allgewaltigen päpstlichen Roma entgegenstellte, wie er dieser in unbeugsamer Starrheit verschlossenen stolzen Regentin des christlichen Denkens und Glaubens den Wahn der ewig dauernden Unwandelbarkeit und Untrüglichkeit entrissen hat. Er war es, der mit männlicher Entschiedenheit das gewaltige Schwert der Vernunft gegen den Fanatismus zückte und damit Aberglauben, Gelehrtendünkel und Scheinheiligkeit zermalmte. Ihm gelang es zuerst, die Naturwissenschaften wahrhaft in's Leben zu rufen, sie auf eine verständige sichere Grundlage zurück zu bringen, auf der sie so bewundernswürdig groß und heilsam für Gewerbe und

Künste, Handel und Wandel geworden sind. Er hat die Mittel erfunden und die Wege gebahnt zu unserer heutigen Naturtreue und Unbefangenheit des Denkens; er hat das Auge bewaffnet und geistig gekräftigt zum einsichtsvollen Hinaufschauen in des Himmels unzählbare Welt der Welten. Ja er ist ein ganzer Mann für das gebildete denkende Volk. Darum ergreifen wir mit freudiger Begeisterung die dargebotene Gelegenheit, diesen Mann des Volks unserm edlen deutschen Volke vorzuführen, der auf den deutschen Kopernikus die Ehrenkrone der Unsterblichkeit gesetzt hat, — der zum Märtyrer geworden ist in der Bewahrheitung, Verehrung und Verherrlichung der Weltordnung unsers einzig dastehenden deutschen Kopernikus.

Galilei's Geburtstag war zugleich der Sterbetag des großen Michel Angelo. Ein merkwürdiges Zusammentreffen. Und blickt man mit Aufmerksamkeit in das Leben und Wirken dieser ewig zu bewundernden genialen Geister, so findet man tausend und aber tausend Zeichen der innigsten Verwandtschaft, so bildet die Entwickelungsgeschichte Beider ein eng ineinandergreifendes zusammengehöriges Ganze und der Gedanke wird unwillkürlich auf die Möglichkeit einer großartigen Seelenwanderung gebracht. War der Eine der vollendetste Meister in einer naturgetreuen Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Poesie, so hat der Andere, gleichsam als Fortsetzung zu dieser geistigen Ausbildung, in der Astronomie, Physik, Mechanik, Mathematik und in der Beredsamkeit ebenfalls eine bis dahin nie errungene wissenschaftliche Höhe erreicht. Saß in der Person des Ersten die wahre Kunst auf ihrem Alles beherrschenden höchsten Throne, so bahnte sich in der Person des Anderen die Natur der Wissenschaft den sicheren Weg zu einer bis dahin kaum geahneten majestätischen Höhe. Regierte dort die Kunst, so fehlte die verständige wissenschaftliche Grundlage nicht; und herrschte hier die Wissenschaft, so fehlte ihr doch nie eine weise Berücksichtigung der edlen Kunst.

Dieser historisch denkwürdige Tag ist nach den neuesten

Forschungen der 18. Februar des Jahres 1564. Früher setzte man den 15. Februar dafür und folgte hierin der von Viviani, dem hochherzigen „letzten Schüler" des großen Mannes, entworfenen Lebensbeschreibung.

Vincenzio Galilei, der Vater unsers Helden, stammte aus einem alten edlen, aber verarmten Geschlechte. Er war ein geistig sehr befähigter Mann, zeichnete sich durch Leistungen im Fache der theoretischen und praktischen Musik aus, war ein begeisterter Verehrer der Mathematik und strebte mit glücklichem Erfolge dahin, der Musik eine sichere mathematische Grundlage zu erringen. Daneben hatte er sich auch eine gründliche Bildung in der griechischen und lateinischen klassischen Literatur zu verschaffen gesucht. Zur Zeit der Geburt unsers Galilei, seines ältesten Sohnes, lebte er zu Pisa, aber nur besuchsweise, denn seine eigentliche Heimath war Florenz.

Das große Heer der kleinlichen Feinde unsers Galileo Galilei suchte selbst auf seine Geburt einen unsaubern entehrenden Flecken zu werfen. Man behauptete, Galilei sei unehlich geboren. Darüber würde man in unsern Tagen weitherzig hinweggehen, weil man weiß, daß der wahre Werth eines Menschen nicht von seiner Geburt, sondern von der Reinheit, Größe und Summe seiner eignen Thaten abhängt. Vor zwei Jahrhunderten dachte man gerade hierüber ganz anders, und es ist ganz gewiß, daß jener gehässige Ausspruch auf des großen Mannes Andenken damals einen Schatten warf. Uebrigens liegt durchaus nichts Wahres in dieser Behauptung, und selbst noch zu Galilei's Lebzeiten stellte sie sich als eine jesuitisch ersonnene Verläumdung heraus. Salviati, Galilei's väterlicher Freund und Beschützer, hat durch Auffindung und Veröffentlichung des betreffenden Trauscheines jede übele Nachrede als vollkommen grundlos nachgewiesen. Hiernach ist Vincenzio di Michelangelo di Giovanni Galilei, florentinischer Bürger, mit Giulia, Schwester des Leone di

Cosimo di Ventura degli Ammanati Pascia am 5. Juli 1563 getraut.

Unser Galilei hatte viele Geschwister und die Einnahme des Vaters war klein, daher kam es denn, daß zu seiner geistigen Ausbildung nur wenig Mittel verwandt werden konnten. Dagegen war der Vater in seinen Verhältnissen ein fein gebildeter Mann, der Alles aufbot, um aus seinen Kindern wieder gebildete Leute zu erziehen. Ganz besonders aber hatte er sein Augenmerk auf den Erstgeborenen gerichtet; denn hier entdeckte er bald, daß neben einer ungewöhnlichen Lust zum Lernen auch noch eine sehr seltene geistige Befähigung vorkam, woraus sich ohne Schwierigkeit Großes erziehen lasse. Daher suchte er es zunächst möglich zu machen, daß sein Sohn einen gründlichen Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache erhielt. In Musik und Mathematik unterwies er ihn selbst, und er hatte eine ungemeine Freude über die raschen Fortschritte. Uebrigens lag in der Entwickelung des jungen Galilei schon von frühester Jugend an eine entschieden praktische Tendenz. Er suchte all sein Wissen brauchbar zu machen für das wirkliche Leben, schnitzte Kriegsmaschinen der Alten, zeichnete Karten und Pläne der Länder und Lager, wie sie in den gelesenen Klassikern beschrieben waren. Bei dieser Gelegenheit entfaltete sich zugleich auch noch ein hervorragendes Talent zum Zeichnen und Modelliren. War nun der Vater durch die beschränkten Vermögensumstände dazu bestimmt worden, seinen Sohn recht früh in ein praktisches Geschäft zu bringen, das demselben so bald als möglich zu einem selbstständigen Brote verhelfen und ihm die drückende häusliche Last erleichtern konnte, war in dieser Hinsicht sogar schon verabredet, daß der Knabe die Tuchhandlung erlernen sollte, so ließ er sich doch auch gern wieder von diesem ersten Beschlusse abbringen, als sich von allen Seiten theilnehmende Stimmen erhoben, welche es laut und schmerzlich beklagten, daß ein so ausgezeichneter Kopf dem Gelehrtenstande entzogen werden sollte. Zugleich gab aber auch des Jünglings

Liebe zu den Wissenschaften, welche in seiner innersten Tiefe Wurzel gefaßt und bis zur Leidenschaft aufgewachsen war, einen gewichtigen Bewegungsgrund ab, den vorgefaßten Entschluß des Vaters zu ändern.

Galilei fühlte sich nun unaussprechlich glücklich in der endlich errungenen frohen Aussicht, sich den geliebten Wissenschaften widmen zu dürfen. Der innere Drang nach beständiger Erweiterung und Befestigung seiner Kenntnisse beherrschte ihn so mächtig, daß er kein Hinderniß für unübersteiglich, kein Opfer für zu schwer, keine Last für unerträglich hielt. Bei des Vaters äußerst schwachen Unterhaltsmitteln wurden die stärksten Einschränkungen des Sohnes durchaus nothwendig. Der freudige Muth des Jünglings erweckte und begeisterte aber eine Alles besiegende Bereitwilligkeit. Der Vater verlangte von seinem Sohne, daß er die Arzneiwissenschaft studire, weil sie am schnellsten zur Selbstständigkeit und zum Wohlstande führe; und er gab sich dadurch zugleich der Hoffnung hin, daß sein Sohn so am Schnellsten die erforderlichen Mittel bekommen werde, um für die Unterstützung und Ausbildung der anderen Geschwister kräftig mitwirken zu können. Der Sohn war diesem Verlangen nicht entgegen, er fühlte ganz im Allgemeinen einen starken Durst nach Wissen und Können und es kam ihm gar nicht auf die Art der Befriedigung dieses Bedürfnisses an; auch war er ein viel zu herzlicher Bruder, ein viel zu gutmüthiger folgsamer Sohn, um mit dem Versprechen der künftigen Unterstützung auch nur einen Augenblick zu zögern.

So betrat Galilei die Universität Pisa. Er zählte erst siebenzehn Jahre und war doch schon in vollkommenster Reife zum Studiren. Er widmete sich, ganz dem damals üblichen Bildungsgange gemäß, zunächst ausschließlich dem Studium der Philosophie. Die meisten Professoren der Universität waren der aristotelischen Philosophie zugethan und lehrten darin, als beruhe alle Wahrheit und geistige Größe einzig und allein in diesem ehrwürdigen scholastischen Systeme. Unser Galilei hatte nun

aber den Aristoteles schon in der Ursprache gelesen und zwar wiederholt gelesen, daher hielt er es für überflüssig hierüber erst noch besondere Kollegia zu hören; auch hatte er gerade bei dieser philosophischen Lektüre Manches gefunden, was er nicht für unbedingt wahr, nicht einmal für geistig groß annehmen konnte, und er fühlte das Bedürfniß, seinen Geist noch mit irgend einem andern, ihm mehr zusagenden Systeme bekannt zu machen. So kam er zu dem damals sehr berühmten Jakob Mazzoni, der mit begeisterter Entschiedenheit der pythagoräischen Schule anhing und dadurch zugleich ein starker Gegner aller Peripatetiker war. Das war ein bedeutungsvoller Moment für Galilei's Bildungsgang. Sein Geist blieb frei und duldete nichts von den engherzigen starren Formen der Auslegung des Aristoteles, in denen damals alle Scholastiker das größte Heil des Denkens finden wollten. Hier in dem wenig besuchten kleinen Hörsale des scharfsinnigen Mazzoni lernte er die eitlen Prunkseiten und Schwächen der blindgläubigen Aristoteliker kennen, hier übte und kräftigte er seinen Geist in der edlen Freiheit des unbefangenen Denkens. Die nächste Folge davon war aber, daß er mit den meisten seiner Genossen in hitzige philosophische Disputationen gerieth. Seine Richtung stand dem alltäglichen Gange der Hochschule geradezu entgegen. Daraus erwuchsen ihm harte Kämpfe, aber sein Geist war auch stark, er siegte und demüthigte an allen Orten. Dieser Triumph machte ihn übermüthig, er suchte diese geistigen Kriege mit Absicht auf und ruhete nicht eher, als bis er eine empfindliche Niederlage bewirkt hatte. Er wagte sich sogar an die disputirenden Lehrer der aristotelischen Philosophie und hatte nicht selten die Freude, einen glänzenden Sieg davon zu tragen. Das erweckte Feinde, heimliche unversöhnliche Feinde, das kühlte manche Freundschaft ab und trieb zu einem entfremdenden, alleinstehenden Standpunkte. Daraus machte sich aber sein philosophischer Sinn gar nichts. Ihm galt die offene Wahrheit und die unbeschränkte Freiheit des Denkens

mehr als alle irdische Freundschaft. Auch ertrug er es mit Ruhe, daß man ihn allgemein den streitsüchtigen Philosophen nannte und seinen Umgang sichtlich vermied. Dagegen blieb aber auch das Geniale seines Geistes und die edle Offenheit, Gradheit und Reinheit seines Charakters nicht unbeachtet, nicht ungewürdigt. Man wußte genau, daß die ihm inwohnende unwiderstehliche Liebe zum philosophischen Streite sich immer nur auf die Sache selbst bezog, daß die betreffenden Personen dabei nie mit in's Spiel kamen. Daher wurde er auch hauptsächlich nur von den eitlen schwachen Seelen angefeindet, die es nicht ertragen konnten, im ehrlichen Kampfe zu unterliegen, die es nicht über sich vermochten, andere Ansichten unparteiisch zu würdigen.

Nachdem sich nun Galilei zwei Jahre lang mit großem Eifer den philosophischen und medicinischen Studien gewidmet hatte, ereignete sich ein Vorfall, der scheinbar sehr unbedeutender Art war, der aber doch höchst wichtige Folgen für das ganze Leben des jungen Gelehrten nach sich zog. Er hörte einst im Dome zu Pisa die Messe, als durch Zufall an die vom hohen Gewölbe herabhangende ewige Lampe gestoßen ward. Dadurch gerieth die schwere Lampe in Schwingungen, und diese Schwingungen dauerten in unveränderlicher Beständigkeit durch die ganze Zeit des Hochamtes hindurch. Die Bögen dieser pendulirenden Bewegung sah er allerdings kleiner und kleiner werden, indeß schien ihm dabei auch die Geschwindigkeit in demselben Maaße abzunehmen, so daß also die Zeit für jeden Schwung immer ein und dieselbe blieb. Mit Hülfe von Pulsschlägen wußte er sich für diese interessante Wahrscheinlichkeit nach und nach eine entschiedene Gewißheit zu verschaffen. Diese Wahrnehmung hatte für den neunzehnjährigen Jüngling eben so viel Anziehendes als Ueberraschendes. Er dachte darüber mit Scharfsinn nach und erkannte bald einen längst vergeblich gesuchten praktischen Maaßstab für alle Bewegung und Zeit. Es schien ihm gar nicht unmöglich, daß der Arzt mit Hülfe eines solchen Pendels

die Pulsschläge seines Patienten, daß der Musiker damit den richtigen Takt seiner Komposition ausmessen und beurtheilen könne. Galilei behielt diese Entdeckung nicht für sich, er sprach darüber und wußte das praktische Element derselben so überzeugend in's Licht zu stellen, daß man von allen Seiten ihm beipflichtete und Hand anlegte zu wirklichen Versuchen. Er hatte die große Freude, von vielen Seiten ein vollkommenes Gelingen seiner Vorschläge in Erfahrung zu bringen.

Das war ein anregender Triumph für unsern Galilei. Er dachte tiefer und tiefer über denselben Gegenstand nach. Doch mitten in dieser Untersuchung erkannte er auch eine bis dahin wenig beachtete Schwäche seiner Ausbildung. Es fehlte ihm überall ein gediegenes mathematisches Wissen. Das, was er von seinem Vater erlernt hatte, half nirgends zur Genüge aus; besonders fühlte er sich schwach in dem konstruirenden Theile dieser Wissenschaft. Jetzt erinnerte er sich lebhaft an den oft, aber bis dahin gleichgiltig gehörten Ausspruch seines Vaters, daß die Mathematik die wahrhafte Seele aller reellen Forschungen in der gesammten Natur und Kunst sei. Er konnte und wollte diese Lücke nicht länger dulden. Sein feuriger Geist war sogleich entschlossen, sich selbst zu helfen, und er bat seinen Vater, daß er ihm dabei mit Rath und mit Büchern beistehen möchte. Der Vater freuete sich über den Entschluß seines Sohnes und ließ es nicht an der gewünschten Unterstützung fehlen. Zugleich machte er ihn aber auch auf den Abbt Ostilio Ricci, Pagenlehrer am Hofe des Großherzogs zu Florenz, aufmerksam; dieser sei ein ausgezeichneter Geometer, von dem er auf jeden Fall am Sichersten auf die richtige Bahn geleitet werden könnte. Im Winter, wenn die großherzogliche Familie ihrer langjährigen Gewohnheit zufolge nach Pisa übersiedele, zöge auch der würdige Gelehrte jedes Mal mit hinüber, um daselbst seinen mathematischen Unterricht fortzusetzen. Diesen ausgezeichneten Mann zum befreundeten Gönner zu haben, schätzte der Vater für ein großes Glück, und er forderte den Sohn

auf, bei nächster Gelegenheit demselben einen Besuch zu machen.

Es war im Winter des Jahres 1583, und die großherzogliche Familie eben in Pisa angekommen, als Galilei sich auf den Weg zum Schlosse begab, um den vom Vater gewünschten Besuch zu machen. Er erreichte die Absicht nicht. Der geistliche Herr war nicht zu sprechen, weil er eben den geometrischen Unterricht ertheilte, bei dem er sich durchaus nicht stören ließ. Auf dem Heimwege kam Galilei aber zufällig vor der verschlossenen Thüre des Saals vorüber, in welchem der Unterricht gegeben ward, er vernahm die volltönende klare Stimme des Abbtes und blieb unwillkürlich stehen, um zu hören, wovon im Inneren die Rede sei. Alles um ihn her war geräuschlos still, er konnte jedes Wort deutlich verstehen. Der alte Herr unterwies die Prinzen nach Euklid in der Geometrie, gerade in dem Unterrichtszweige, worin sich Galilei selbst so gern ein sicheres Wissen aneignen wollte. Da fuhr ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß er hier als verborgener Zuhörer an der Thüre sich die gesuchten Kenntnisse verschaffen könne. Gedacht, gethan! Der Euklid war bald angeschafft. Am nächsten Tage genau um dieselbe Zeit stand unser Galilei in gespannter Erwartung vor der verschlossenen Saalthüre, der Unterricht begann und Galilei konnte draußen ganz genau folgen. Das war eine große Freude für den jungen Mann. Zu Hause ließ er es nun weder an fleißiger Wiederholung, noch an gründlicher Vorbereitung fehlen, so daß er schon nach wenigen Stunden den ungemeinen Nutzen dieses Unterrichts verspüren konnte. Das Verborgene und Eigenthümliche der Sache, so wie die herzliche Freude über das wirkliche Gelingen dieses selbst erfundenen originellen Plans reizte den jungen Mann zur gespanntesten, geistigen Thätigkeit. Sein Geist fühlte sich mächtig angezogen und gehoben durch die Schärfe, Klarheit und Bündigkeit in den Folgerungen der Schlüsse, in der Gründlichkeit der Beweise. Es ward ihm klar, wie diese Art des geometrischen Denkens allen anderem

Wissen erst den philosophischen Halt abgäbe. So wuchs die Liebe zu diesem verstohlenen Unterrichte mit jedem Tage. Des Morgens erster Gedanke war auf diese heimliche Lehrstunde gerichtet und des Abends knüpfte sich der letzte Gedanke an eben diesen interessanten Zeitpunkt, und während des ganzen Tages ward nichts Anderes gedacht und getrieben als Geometrie nach Euklid.

Die regelmäßig täglich wiederholten Besuche im Schlosse konnten nicht unbeachtet bleiben. Als der Vorfall im Schlosse bekannt wurde, erregte er großes Aufsehen, doch war Niemand lebhafter dabei interessirt als der Abbt Ricci selbst. Er wünschte sehnlichst diesen merkwürdigen heimlichen Schüler kennen zu lernen und ließ ihn deshalb zu sich kommen. Dieser folgte dem Rufe nicht ohne starkes Herzklopfen, indeß fand er in dem Abbte einen so liebevollen freundlichen Mann, daß er bald alle Beklommenheit verlor und sich ganz unbefangen und frei geben konnte, wie er wirklich war. Das Resultat dieser Unterredung fiel sehr günstig aus. Ricci, der tiefdenkende große Mathematiker, erkannte gar bald das ausgezeichnete Denkvermögen des jungen Mannes und ganz besonders das entschiedene Talent desselben zu geometrischen Forschungen. Seine Freude über einen so unerwarteten edlen Geistesfund war unbeschreiblich groß; er griff darnach mit leidenschaftlicher Hast, und der Bund der Freundschaft ward augenblicklich, unauflöslich fest geschlossen. Von jetzt an genoß Galilei den Unterricht nicht mehr heimlich vor der verschlossenen Thüre, sondern öffentlich im Innern des Saales neben den Prinzen. Der neue Schüler überflügelte aber die anderen so geschwind und mit einer so hervorragenden geistigen Ueberlegenheit, daß sich der Abbt aus Liebe zur Sache und aus besonderem Interesse für den strebsamen jungen Mann zu noch anderen Lehrstunden entschloß, in denen er diesen schneller weiter fördern konnte.

Die medicinischen Vorlesungen konnte Galilei bei dieser umfangsreichen neuen Beschäftigung nicht mehr regelmäßig besuchen, und es dauerte nicht lange, so war

ihm durch die Alles beherrschende Neigung zur Mathematik der Sinn für die Arzneiwissenschaft gänzlich erstorben. Diese plötzliche Sinnesänderung und Vernachlässigung blieb nicht unbemerkt. Sie vertrug sich zu wenig mit der bisher gewohnten Festigkeit und dem Fleiße des jungen Gelehrten. Der Vater erhielt davon Kunde. Er säumte nicht, augenblicklich selbst nach Pisa zu reisen, um mit eignen Augen an Ort und Stelle die wahre Ursache der plötzlichen Aenderung seines Sohnes zu erforschen. Als er bei diesem eintrat, fand er ihn in Büchern vergraben, eifrig nachgrübelnd über die Lösung eines wichtigen mathematischen Problems. Er erkannte sogleich, daß hier von einer Abnahme des Fleißes durchaus keine Rede sein konnte, daß aber die Richtung der wissenschaftlichen Ausbildung eine ganz andere geworden war. Darüber machte sich der Vater große Sorgen, und er bat und beschwor seinen Sohn wieder umzukehren. Er sah mit Bekümmerniß in die Zukunft, denn der so vorsichtig und mit den größten Opfern angelegte schöne Plan lag unrettbar zertrümmert vor seinem Blicke. Der Sohn erklärte mit der Entschiedenheit eines starken Geistes, daß er die Liebe zur Mathematik nicht aufgeben wolle, nicht aufgeben könne, er müsse ihr treu bleiben, und wenn er auch darum zu Grunde ginge. Aber dennoch rührte ihn des Vaters Kummer sehr. Er kämpfte gegen die Vorstellungen und Wünsche mit kräftigem Geiste, mit beredten tiefgefühlten Worten, aber es fehlte nicht viel so hätte er sich auf's Neue dem väterlichen Willen gefügt. Doch gerade in diesem entscheidenden Momente trat der Abbt Ricci hinzu; er wußte mit wenigen Worten den Vater zu bestimmen, daß er mit der Aenderung des Studienplans seines Sohnes einverstanden war. Es kam jetzt zur Sprache, daß der junge Galilei schon ganz auf dem Wege sei, ein großer Mathematiker zu werden und daß es ein Seelenmord wäre, wenn man hartnäckig darauf bestände, den gewaltigen Durchbruch dieser neuen Neigung zu hemmen. Diese Ansicht eines so hochgestellten, hochgeachteten Gelehrten

hatte auf des Vaters Entschließung einen entscheidenden Einfluß. Der Sohn erhielt die ersehnte väterliche Einwilligung, sich hinfort der Mathematik als Hauptstudium widmen zu dürfen.

Galilei konnte sich nun mit ruhigem Gewissen offen und frei ganz der Neigung zur Mathematik hingeben und er war entzückt über die Fülle und Tiefe des Denkens, welche ihm hier überall entgegen kam und die angenehmsten Genüsse bereitete. Auch Ricci war ebenfalls voll großer Freude. Er blickte mit väterlichem Wohlgefallen auf das Glück seines geliebten Schülers und sann beständig auf Mittel, diese seltene Liebe zu der ernsten Wissenschaft immer mehr und mehr zu nähren, immer lebendiger werden zu lassen. So gab er diesem einst den Archimed in die Hand, worüber derselbe mit einem wissenschaftlichen Heißhunger herfiel, Nacht und Tag daran studirte und nicht eher ruhete, als bis er sich dies mathematische Kleinod zu einem sichern geistigen Eigenthume gemacht hatte. Er studirte das Werk des alten griechischen Weisen wieder und wieder, und konnte sich nicht satt denken und genießen an dem unendlich reichen Inhalte. Durch diesen beständigen Umgang mit dem tiefsinnigsten, feinsten und gründlichsten aller mathematischen Geister, wurde er selbst zu einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten mathematischen Kopfe. Sein Scharfsinn erregte die Bewunderung aller Gelehrten zu Pisa, und Guido Ubaldi Marchese del Monte, der größte damals lebende europäische Mathematiker, nannte ihn sogar den zweiten Archimed. Mit diesem weltberühmten Gelehrten ward Galilei zu Pisa auch bald näher bekannt. Er war ihm anfangs ein fleißiger Schüler, später aber auch ein hochgeachteter und wahrhaft geliebter Freund.

Durch diese ernste mathematische Richtung ward Galilei von seiner frühern leidenschaftlichen Liebhaberei für philosophische Disputationen abgezogen. Indeß hörte dieselbe doch nicht ganz auf und es kam zuweilen noch die Gelegenheit, wo er auch hierin seinen überle=

genen Geist walten lassen konnte. Sein Selbstvertrauen war aber jetzt ein ganz anderes geworden. Er hielt es für zu klein, seine Meisterschaft blos bei Studenten zu bewähren, darum nahm er es meistens mit den Professoren selbst auf, und sein geistiges Schwert erfocht sich auch hier die glänzendsten Siege. So griff er einst den alten, damals für unbedingt wahr gehaltenen aristotelischen Grundsatz an, daß Körper um so geschwinder zur Erde fallen, je gewichtiger sie sind. Er behauptete kühn, der Satz sei falsch, „daß selbst bei einer Höhe von zweihundert Braccien eine hundertpfündige, oder noch schwerere Kanonenkugel nicht eine Palme früher zur Erde komme, als eine Musketenkugel." Um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen, bedürfe es gar nicht einmal wirklicher Versuche. Denn wenn es z. B. wahr sei, daß ein größerer Stein schneller falle als ein kleinerer, so müßte ja durch eine Verbindung beider einmal eine langsamere Bewegung erfolgen, weil der langsamer fallende kleinere Stein dem größeren Etwas von seiner Geschwindigkeit hinwegnehme, — zweitens müßte aber auch aus eben dieser Verbindung eine geschwindere Bewegung erfolgen, weil der größere Stein durch den kleineren an Gewicht gewonnen hätte. Und das sei ein offenbarer Widerspruch. Nach diesem aristotelischen Grundsatze müßten zwei vom Tische springende Menschen geschwinder zu Boden kommen, wenn sie sich angefaßt hätten, als wenn sie unangefaßt frei hinabsprängen. Wenn übrigens bei dieser Bewegung des freien Falls schwerer Körper wirklich ein Unterschied vorkäme, wie er keineswegs in Abrede zu stellen sei, so dürfe man den Grund der Verschiedenheit nicht in dem ungleichen Gewichte der Körper, sondern in ihrer ungleichen Oberfläche suchen, womit sie in der freien Luft auf verschiedenen Widerstand träfen. — Bei diesem berühmten Gelehrtenkampfe war unser Galilei erst zwei und zwanzig Jahre alt. Er ging daraus ganz entschieden als Sieger hervor. Um seiner Behauptung mit Hülfe von Versuchen noch mehr Gewicht zu geben, benutzte

er den Glockenthurm des Doms in Pisa, welcher seiner schiefen Lage wegen sich ganz vortrefflich zu Fallversuchen eignete.

Galilei's Sieg im Gelehrtenstreite verschaffte ihm indessen leidenschaftliche Feinde unter den Professoren zu Pisa. Die Folgen davon stellten sich auch gar bald sehr empfindlich für ihn heraus. Der Vater war nicht mehr im Stande, ihn länger auf der Universität zu erhalten. Fünf volle Jahre lang hatte er es durchzuführen gesucht, die Kosten der Unterhaltung seines Sohnes aufzubringen, jetzt ward es ihm zu schwer und er bat bei dem Großherzog von Toskana um Beistand. Die Bitte blieb aber unerhört, weil mehrere Professoren dem jungen Galilei feindlich entgegen traten. Selbst die gewichtvollen Fürbitten Ricci's und del Monte's vermochten diese Ränke nicht zu beseitigen. Der Fürst legte zu viel Gewicht auf die Einflüsterungen der durch Galilei gekränkten Gegenpartei.

G a l i l e i mußte die Universität verlassen. Er kehrte nach Florenz in's väterliche Haus zurück. Seine Gelehrtenlaufbahn hatte einen bedenklichen Stoß bekommen. Nicht einmal die Doktorwürde hatte er sich erringen können, weil dazu das Geld nicht ausreichen wollte. Still und zurückgezogen lebte er von jetzt an nur seinen Wissenschaften; er nahm es sich vor, von der Studirstube aus gegen die aristotelische Naturweisheit zu Felde zu ziehen und nicht eher zu ruhen, bis man den ganzen scholastischen Unsinn klar erkannt und herzlich verachtet habe. Das war eine sehr fruchtbare Zeit. Zunächst brachte ihn das wiederholte Studium der Archimed auf das Erforschen der Hauptgrundgesetze der Hydrostatik. Er sann über die Regeln zur Bestimmung des specifischen Gewichts aller Naturstoffe nach und erfand dabei die hydrostatische Wage und das Aräometer. Dann suchte er die Bewegung des freien Falles schwerer Körper auf bestimmte mathematische Regeln zurück zu bringen und dachte schon daran, die gesammten Lehren vom Gleichgewichte und von der Bewegung der Körper in

ein gründliches mathematisches System zu bringen. Daneben stand er in einem lebhaften Briefwechsel mit vielen berühmten Gelehrten der damaligen Zeit. Besonders ward er von dem viel bewunderten Astronomen Clavius und von dem gelehrten Geographen Ortelius sehr geschätzt und zu praktischen und theoretischen Arbeiten ihrer Fächer fleißig mitbenutzt. Auch mit Pisa unterhielt er eine eifrige Korrespondenz, besonders mit seinem väterlichen Freunde Marchese del Monte, dem er alle Ergebnisse seiner glücklichen Forschung mittheilte. Dieser staunte über den Scharfsinn des jungen Mannes und rühmte, wo er nur konnte, den tiefen Blick desselben in die wahren Gesetze der Natur und dessen einzig dastehendes Talent im Anwenden der Mathematik auf alle Zweige der Naturlehre. Mit diesen beredten, aber durch und durch wahren Lobe stand der berühmte Gelehrte einst seinem Großherzoge Ferdinand I. gegenüber und er hatte die lange vergebens gesuchte Freude, ein aufmerksames Ohr und ein gerechtes Herz zu finden. Galilei ward wieder nach Pisa zurück gerufen. Er sollte hier die reine Mathematik und deren Anwendung auf die Naturwissenschaften lehren.

Die Zurückberufung Galilei's im Jahre 1589 erregte unter den Gelehrten zu Pisa großes Aufsehen. Die Meisten waren damit sehr unzufrieden, da aber all ihre Gegenvorstellungen nichts fruchteten, so suchten sie es doch wenigstens dahin zu bringen, daß er mit dem allerniedrigsten Jahrgehalte angestellt werde. Man setzte ihm nicht mehr als 60 Thaler (den achten Theil eines damals üblichen Gelehrtensoldes) aus und bestimmte die Dauer seiner Anstellung vorläufig auf nicht mehr als 3 Jahre. Galilei fand aber hierin durchaus keine Veranlassung zu Sorge und Kummer. Die Liebe und das Geschick zum Lehren verschafften ihm überall Gelegenheit, seine Einnahmen bedeutend zu vergrößern. Sein Talent brach sich überall Bahn und nirgends fehlte es ihm an Anerkennung. Selbst der Großherzog entschloß sich, ihm die beiden ältesten Prinzen in den mathema-

tischen Unterricht zu schicken. Durch so glänzende Zeichen des Beifalls ermuthigt, konnte er sich nicht enthalten, den alten Gelehrtenstreit über den Fall schwerer Körper auf's Neue aufzunehmen. Nach seiner innigsten Ueberzeugung mußten alle Körper, leichte und schwere, ganz in derselben Zeit durch denselben Raum fallen, sobald sie nur der widerstehenden Luft gleiche Oberflächen entgegen kehrten. Er durchsprach diesen Satz in den Lehrstunden mit seinen Zuhörern und wußte die Richtigkeit desselben ganz außer Zweifel zu stellen; aber hiermit begnügte er sich noch nicht, er bewahrheitete den Satz auch durch Versuche. Er wählte Kugeln von Kreide, Holz, Metall, welche alle dieselbe Größe besaßen und ließ diese gleichzeitig von derselben Höhe herabfallen und es zeigte sich in der That, daß sie alle in einer und derselben Zeit den Boden erreichten. Diese Versuche stellte er öffentlich in Gegenwart von vielen Studenten und Professoren an. Sie gelangen vollkommen und stießen so den alten aristotelischen Satz um, daß die Körper immer ihrem Gewichte proportional geschwind fielen. Den Gegnern, welche die Verschiedenheit des Falles mit einem Stück Papier und einer eben so großer Bleiplatte durch den Versuch bestätigten, wandte er sehr richtig ein, daß auch die Luft schwer sei und in Bezug auf das Papier schon ein namhaftes specifisches Gewicht besitze, während sie im Vergleich zum Blei in Nichts zusammensinke. Der Widerstand der Luft sei das einzige Hinderniß der ganz gleichen Bewegung aller frei fallenden Körper. Die volle Bewahrheitung erhielt dieser Ausspruch erst lange nach dem Tode Galilei's durch Otto von Guericke's Luftpumpe. Es ist zu bewundern, wie Galilei in einer Zeit, wo man kaum eine klare Vorstellung von der wirklichen Wägbarkeit der Luft gewinnen konnte, dennoch einen so tiefen, durchweg wahren Blick in die Gesetze der Bewegung schwerer Körper thun konnte. Wir treffen hier den ersten Beweis seiner großen Genialität.

Die jugendliche Begeisterung Galilei's für sein Lehramt, die geistige Kraft, mit der er sich überall neue

Bahnen und Geltung zu verschaffen wußte, das Lebendige, Feine und Fließende seines klaren, interessanten Vortrags zog von allen Seiten Zuhörer und Bewunderer heran. Er mußte größere und größere Hörsäle wählen, weil sie immer nicht ausreichen wollten, die Zuhörer zu fassen. Dieser so offen an den Tag gelegte Beifall war den Kollegen Galilei's ein Dorn im Auge, er ward die Quelle eines sehr gehässigen niedrigen Neides. Und die vielen glücklichen Siege des jungen Gelehrten über die aristotelische Naturphilosophie, über die in Hochmuth und Formenzwang verknöcherte Scholastik hatten eine sehr empfindliche Demüthigung der Gegner zur Folge, welche ebenfalls nichts Anderes als den bittersten Haß erwecken und nähren konnte. So kam es denn, daß der glückliche Galilei von boshaften Feinden umlauert wurde, welche mit Ungeduld den Augenblick herbeisehnten, wo sie in ungezähmter Wuth über das verhaßte Opfer herfallen konnten.

Um das Aufsehen der öffentlichen Fallversuche zu vermeiden, sann Galilei auf Mittel, dieselbe im Zimmer anstellen zu können. Das war die Veranlassung zur Erfindung der damals sehr berühmten Fallrinne, zur wissenschaftlichen und praktischen Untersuchung des Pendels. Es stellte sich heraus, daß die Bewegung des schweren Körpers am Pendelfaden mit dem Falle desselben auf geneigter Bahn, der sogenannten Fallrinne, in Eins zusammenfiel, so daß die eine in der andern ihre Erklärung finde. Er befestigte an gleichlangen Fäden derselben Art gleichgroße Kugeln von Zucker und Blei, welche also dem Gewichte nach sehr verschieden waren, und zeigte, daß sie ungeachtet dieser großen Gewichtsverschiedenheit dennoch immer in gleichen Zeiten gleichviel Schwingungen zurücklegten. Die vorhandenen Hülfsmittel zu allen diesen Versuchen waren so unvollkommen, so unbrauchbar, daß er sie meistens erst durch bessere Erfindungen ersetzen mußte. Zum Messen der Zeit hatte man Sand- und Wasseruhren, mit denen man noch nicht einmal eine Minute genau bestimmen konnte, und bei

seinen Versuchen kam es auf das genaue Messen der Theile einer Sekunde an. Um nun hierbei zum Zweck zu kommen, wählte er sich ein großes Cylindergefäß, in dessen Boden eine verhältnißmäßig sehr feine verschließbare Ausflußröhre angebracht war; das Gefäß ward mit Wasser gefüllt und beständig gefüllt erhalten, während die Abflußröhre gerade so lange geöffnet blieb, bis die Anzahl Pendelschwingungen zurückgelegt waren; und das Gewicht des jedesmal ausgeflossenen und aufgefangenen Wassers bestimmte die Zeit. Als er sich nun mit Hülfe dieses Meßapparates versichert hatte, daß die Schwingungen bei demselben Pendel immer ganz genau von derselben Dauer waren, sobald nur der Pendelfaden nicht zu kurz und die Schwingungsbögen nicht zu groß gewählt wurden, so war es natürlich, daß er das Pendel selbst als Zeitmaaß benutzte, wodurch er denn der erste Erfinder der Pendeluhren ward.

Mit Hülfe der eben genannten Vorrichtungen machte er sich auch an die sehr schwierige Aufgabe, das Gesetz der fallenden Bewegung eines und desselben Körpers genau zu erforschen. Bis dahin hatte man die Regel gelten lassen, daß ein solcher Körper in eben dem Verhältniß rascher falle, als der jedes Mal vorher zurückgelegte Weg Länge besäße. Auch Galilei hielt anfangs dies Gesetz für wahr, indeß wollten die später angestellten sorgfältigen Versuche doch gar nicht gut für dessen Richtigkeit stimmen. Da dachte er genauer über den eigentlichen Sinn dieses Gesetzes nach und fand nun, daß darin eine ebensolche Ungereimtheit versteckt liege, wie in dem oben erwähnten aristotelischen Grundsatze. Um nun dies Vernunftwidrige recht schlagend nachweisen zu können, mußte er sein mathematisches Wissen zu Hülfe rufen, indeß mußte er dabei doch so einfach und klar zu Werke gehen, daß ihm alle seine Zuhörer folgen konnten. Das war wieder ein viel bewunderter Triumph über seine Gegner. Mit dem feinsten Witze wußte er alle Einwendungen und selbst Gegenschriften aus dem Felde zu schlagen und in's Lächerliche zu ziehen. Eine solche Be-

leidigung konnten die alten Perrücken der scholastischen Gelehrsamkeit nicht länger ertragen. Sie traten mit stark bewaffneter Klage gegen den übermüthigen Neuling auf und verlangten mit starrer Entschiedenheit den Abgang desselben von der Universität. Hierzu kam noch ein sehr übler Umstand, der wesentlich mithalf, Galilei aus dem Sattel zu heben. Johann von Medicis, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Großherzogs Cosmus I., hatte zur Entsandung des Hafens zu Livorno eine Maschine erfunden, welche er in der Freude seines Glückes dem Galilei zur Prüfung, oder richtiger: zur Bewunderung vorstellte. Dieser fand aber mehrere, selbst grobe Fehler an der Maschine und wies dieselben mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit und Derbheit nach. Das verdroß den gnädigen Herrn und er ruhete nicht eher, als bis ihm der verhaßte Galilei aus den Augen war. So kam es denn, daß Galilei, nachdem die ihm zugesicherten drei Jahre verflossen waren, Pisa wieder verlassen mußte. Selbst Galilei's eifrigster Beschützer, Marchese del Monte, konnte gegen diesen akademischen Beschluß nichts ausrichten, indeß unterließ derselbe doch nicht, den talentvollen jungen Gelehrten bei allen seinen Freunden bestens zu empfehlen.

Galilei kehrte auf's Neue nach Florenz zurück, bezog aber durch die besondere Verwendung seines Gönners del Monte einen sehr schön gelegenen Sommersitz des reichen, wissenschaftlich hochgebildeten Philipp Salviati. Mit diesem eben so ausgezeichneten Denker als edlen Menschenfreunde ward Galilei bald sehr genau bekannt, ja es entwickelte sich aus diesem geistigen Umgange ein Band der innigsten Freundschaft, das sich durch Galilei's ganzes Leben zog. In Salviati's Hause lernte er auch zuerst seinen theuern Freund Franciscus Sagredo kennen, den scharfsinnigen vorurtheilsfreien Gelehrten und hochgeachteten Senator der Republik Venedig. Dieser durchschaute sogleich den inneren tiefen Gehalt Galilei's und übersah die jugendliche Brauseköpfigkeit desselben. In Venedig redete

er vor dem versammelten Senate unserm Galilei das Wort, und es dauerte nicht lange, so ward derselbe nach Padua gerufen, um den durch Moleti's Tod erledigten Lehrstuhl der Mathematik einzunehmen.

Diese ehrenvolle Berufung erfolgte 1592, also noch in demselben Jahre, wo Galilei die kränkende Verweisung von Pisa hatte erfahren müssen. Der tragische Ausgang seiner ersten, mit so glänzendem Erfolge begonnenen Gelehrtenlaufbahn hat auf ihn einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht. Er erzählte sehr oft davon und hob dann jedesmal mit rührender Dankbarkeit die menschenfreundliche Herzensgüte seines geliebten Freundes Salviati hervor. Dieser Ehrenmann hatte sich des so unbarmherzig verstoßenen und verfolgten jungen Mannes, der den Muth gehabt und darin allein gesündigt hatte, mit seiner geistigen Ueberlegenheit sich von dem eitlen Formenzwange der gedankenarmen Scholastik frei zu machen, liebevoll angenommen. Er hatte mit väterlicher Sorgfalt seinem genialen Schützling Kleidung, Wäsche und selbst Bücher gegeben, um demselben die Existenz in Florenz erfreulich und das Auftreten in Padua anständig ausfallen zu lassen. Man kann sich denken, in wie hülfsbedürftiger Lage Galilei bei seinem Abgang von Pisa gewesen sein muß, wenn man erfährt, daß der Reisekoffer, welcher Bücher, Schriften und Apparate, also seine ganze Habe enthielt, noch weniger als hundert Pfund wog.

Der Beifall, welchen die Vorträge Galilei's schon in Pisa eingeärndtet hatten, steigerte sich in Padua bis zur höchsten Bewunderung. Er lehrte wie in Pisa auch in Padua außer der reinen Mathematik die angewandte. Und diese letztere war es gerade, welcher er um somehr mit Liebe anhing, als sie seine eigene Schöpfung war und den Grundstein abgeben sollte zu einer rationalen Naturphilosophie. Mit begeistertem Interesse lebte und webte er in seinem Lehrfache und besaß eine ungemein anziehende Verständlichkeit selbst bei den schwierigsten Lehrgegenständen, wodurch er seine Zuhörer geistig zu

bewegen und zu fesseln wußte, so daß sie sich des intellektuellen Fortschritts und der gründlichen Sicherheit in der Bereicherung ihres Wissens, so recht durch und durch bewußt wurden. Der Kampf gegen die vielen Ungereimtheiten der Scholastik konnte natürlich auch hier nicht ausbleiben, indeß hatte er das große Glück, hier mehrere wahrhaft verständige Gegner anzutreffen, auch fehlten ihm hier hohe Beschützer nicht. Im Senate zu Venedig saßen Ehrenmänner, welche mit Beifall auf die rationale Richtung Galilei's blickten. So kam es denn, daß er sich in seinem neuen Wirkungskreise bald heimisch und glücklich fühlte.

Die fallende Bewegung schwerer Körper, welche er sich nun schon seit Jahren zur Lebensaufgabe gemacht hatte, in ihren Grundgesetzen genau, mathematisch genau zu erforschen, nahm er auch zu Padua wieder als Lieblingsthema seiner Vorträge auf. Er ging aber jetzt um einen großen Schritt weiter. Früher hatte er sich blos mit einer scharfen Kritik der alten scholastischen Ansicht begnügt, jetzt suchte und fand er die wahren Gesetze selbst. Daß alle Körper und Materien auf Erden ganz ohne Ausnahme, von einer und derselben Schwerkraft getrieben, in derselben Zeit auch durch denselben Fallraum fallen müßten, sobald nur die Luft der übrigens freien Bewegung kein Hinderniß sei, stellte er als den gewichtigsten ersten Grundsatz auf. Dann lehrte er, daß die Geschwindigkeit der Bewegung eines jeden fallenden Körpers nicht wie früher angenommen wurde, den wachsenden Fallräumen sondern den wachsenden Zeiten proportionirt wachse und er wußte dies wichtige neue Gesetz sehr sinnreich durch Versuche zu bewahrheiten. Die Fallrinne, womit diese Versuche angestellt wurden, war ihm ein höchst fruchtbarer Apparat, sie erweckte immer auf's Neue mathematische und mechanische Spekulationen; so führte sie ihn zu dem berühmten Gesetze, daß in einem zum Horizont vertikal aufgerichteten Kreise ein Körper durch alle bis zum berührenden tiefsten Punkte hinabführenden Sehnen in ganz gleicher Zeit hinabrollen

müßte. Dadurch hatte er sich nun auch endlich Licht verschafft zu seiner schon jahrelang verfolgten Pendeluntersuchung. Hieraus erklärte es sich, warum die Zeit desselben Pendels für größere oder kleinere Schwingung konstant blieb. Aber auch für die spätere rege Entwickelung der Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte der Körper ist gerade diese letztgenannte Erfindung von unaussprechlicher Wichtigkeit gewesen; sie hat die Grundlage zu Newton's Parallellogramm der Kräfte, und mithin auch zu dem Werden der weltberühmten „Prinzipien der mathematischen Naturphilosophie" dieses unsterblichen englischen Denkers, den Haupthebel abgegeben; sie war auch das Samenkorn zu der nicht weniger weltberühmten „virtuellen Geschwindigkeit," woraus die ewig angestaunten, einzig dastehenden Meisterwerke von Laplace und Lagrange über die „himlische" und „analytische" Mechanik hervorgewachsen sind.

Aber nicht blos im Gebiete der Mechanik zeichnete sich Galilei in Hinsicht der Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften aus, sondern auch in der Lehre von der Wärme, dem Lichte und dem Magnetismus, also in den gesammten Zweigen der damals bekannten Physik. Die Untersuchungen der Eigenschaften der Wärme führten ihn, wahrscheinlich schon im Jahre 1603, zur Erfindung des Thermometers, eine Erfindung, welche in unsern Tagen gewöhnlich dem Niederländer Cornelius Drebbel zugeschrieben wird, obgleich es jetzt unbestrittene Wahrheit ist, daß Galilei einen solchen Wärmemesser schon dreißig Jahre früher gekannt habe, als der Drebbel'sche zuerst bekannt geworden ist. In der Lehre vom Lichte bewies er durch Versuche auch zuerst die jetzt vollkommen wahr gewordene Wahrscheinlichkeit, daß die Geschwindigkeit des Lichtes für alle Wege auf Erden unmeßbar groß sei, daß man also zu der Berechnung der Entfernungen durch den Schall die Fortpflanzung desselben für augenblicklich annehmen dürfe. Bei den Untersuchungen über den Magnetismus kam er zu dem ganz neuen, später so wichtig gewordenen Resultate, daß

die Kraft des Magnetsteins durch zweckmäßige Armirung bedeutend vergrößert werden könne. — Dann wußte er seinem Namen auch schon als Astronom Achtung zu verschaffen. In dem rechten Fuße des Schlangenträgers hatte er einen vorher nie gesehenen Fixstern entdeckt. Der Stern ward von ihm den 9. Oktober 1604 zuerst gesehen und dann 18 Monate lang genau beobachtet. In dieser Zeit war das Licht desselben anfangs stärker und stärker geworden und hatte später wieder eben so an Kraft verloren, bis es zuletzt gänzlich verschwand. Galilei lehrte und schrieb über dies merkwürdige Phänomen und beutete dasselbe sogleich wieder aus zur Widerlegung der aristotelischen Weltweisheit. Der Fixsternhimmel sei also nach diesem Phänomen weder ewig unveränderlich noch unvergänglich. Das stachelte die Scholastiker auf's Neue auf und sie ließen nicht undeutlich den Verdacht auf Galilei fallen, als wolle er die Lehren der heiligen Schrift antasten und so das ketzerische Gift in die gläubigen Herzen der Italiener bringen, wie dies in dem übrigen christlichen Europa, besonders durch gottlose Deutsche schon lange geschehen sei. Sie richteten aber mit ihrer boshaften Anklage gar nichts aus, weil der Senat der Republik Venedig weder was Unrichtiges noch Unchristliches in Galilei's Beobachtung finden konnte. — Wichtig für die damalige an Kriegen so reiche Zeit war noch Galilei's Anwendung der Mathematik auf das gesammte Militärwesen. Er lehrte, „wie man den Soldaten sowohl in der Theorie, wie in der Praxis der Kriegskunst ausbilden müsse, wie ein Kriegsheer am zweckmäßigsten in Lager einzuschließen sei, wie man die Befestigungswerke anzulegen, zu bewachen und anzugreifen habe, wie man verfahren müsse, um Oerter und Gegenden schnell aufzunehmen."

So verschaffte sich Galilei in der Kunst, die Mathematik brauchbar für's Leben zu machen, allmälig eine sehr große Anerkennung und immer höher stieg sein Ruhm in der Feinheit und Gewandtheit des Lehrens. Sein Name fing schon an eine europäische Berühmtheit zu

bekommen. Das erreichte er aber Alles blos durch seine Vorlesungen, durch die Dankbarkeit und Begeisterung der zahlreich gebildeten Schüler, welche alle stolz darauf waren, einen so ausgezeichneten Meister zum Lehrer gehabt zu haben. Aus England, Frankreich, Spanien, Deutschland, überhaupt aus ganz Europa strömten noch vor Anfang des 17. Jahrhunderts Fremde nach Padua, um den großen Galilei zu hören. Hierunter waren berühmte Gelehrte, Grafen und Fürsten. Auf diese Weise kamen auch Tycho de Brahe und Mästlin zu Galilei und wurden mit ihm auf immer befreundet. Die Freundschaft des Letztern zu Galilei ist ganz besonders hervorzuheben, weil gerade dadurch Galilei die erste klare Einsicht in das kopernikanische Weltsystem erhielt und dann sein ganzes Leben hindurch demselben treu ergeben blieb. Auch kam Galilei durch Mästlin zuerst mit Kepler, dem scharfsinnigsten Vertheidiger der kopernikanischen Weltordnung, in Briefwechsel, welcher dann später so sehr auf seine astronomische Laufbahn eingewirkt hat. Schon im Jahre 1597 schrieb er an Kepler: „Ich habe viel Gründe und Widerlegungen der Gegengründe, die ich aber bis jetzt noch nicht an's Licht zu bringen gewagt, erschreckt durch das Schicksal unsers Lehrmeisters Kopernikus, welcher, obgleich er sich bei Einigen unsterblichen Ruhm erworben, doch bei Unzähligen zu Spott und Hohn geworden." — Vor Allem ist aber von Galilei's Aufenthalte in Padua zu erwähnen, daß ihm auch der große Schwedenkönig Gustav Adolph als Zuhörer zu Füßen gesessen hat. Die Wahrheit dieser Behauptung ward vor nicht gar langer Zeit in Zweifel gezogen. Denn Gustav Adolph sei erst 1594 geboren und Galilei nur von 1592 bis 1610 in Padua gewesen, folglich müsse der König als sehr junger Prinz von höchstens fünfzehn Jahren schon in Italien gewesen sein und von einer solchen Reise käme in der Lebensbeschreibung des Königs keine Sylbe vor. Dieser Zweifel ist aber gehoben und zwar durch einen, von Tiraboschi mitgetheilten Brief, welchen

Galilei zu Arcetri eigenhändig geschrieben hat. In diesem Briefe sagte der hochbejahrte Greis: „Mir entfielen einige Worte über diesen Gegenstand schon damals, als ich die Ehre hatte, daß mich in Padua der Prinz Gustav von Schweden hörte, welcher als Jüngling inkognito in Italien reis'te, dort mit seiner Begleitung mehrere Monate blieb, und mit dem ich so glücklich war Bekanntschaft anzuknüpfen durch meine neuen Spekulationen und die täglich mir gebrachten und von mir aufgelösten Probleme; auch wollte er, daß ich ihn in der toskanischen Sprache unterrichtete." Und einen andern damals jungen Prinzen Gustav von Schweden als den spätern König Gustav Adolph kennt die Geschichte nicht.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß Galilei sich ebenfalls noch um die Ausbildung seiner Muttersprache sehr große Verdienste erworben hat. Als geborener, fein gebildeter Florentiner sprach er das Italienische mit dem lieblichsten toskanischen Dialekte. Und abweichend von den meisten seiner gelehrten Kollegen verschmähete er es, seine Vorträge in die steife prunkende Latinität zu zwängen. Er sprach ein für Jedermann verständliches, einfaches, aber doch sehr schönes Italienisch. Die toskanische Mundart, die geschmeidige Natürlichkeit der Ausdrücke und Wendungen, so wie die philosophische Bereicherung und Ausbildung der Sprache ward mit Recht viel bewundert. Aus eben dieser besonderen Vorliebe zu seiner edlen Muttersprache erklärt es sich auch, warum er fast alle seine Schriften, selbst die hochgelehrten, in italienischer Sprache herausgegeben hat. Ganz vorzugsweise war nun unser Galilei Meister in der Form des Briefes, wovon man noch bis auf die neueste Zeit mehrere als Muster der Schönheit, Reinheit und Natürlichkeit der Sprache in den geachtetsten Sammlungen der italienischen Literatur aufzuführen pflegt. Mit welcher Liebe er seiner Sprache anhing, läßt sich schon daraus erkennen, daß er Ariost's Orlando Furioso und dessen Satyren bis zum Auswendig-

lernen fleißig gelesen hatte. Auch andere italienische Dichter verehrte er nach Verdienst, nur gegen Tasso war er bis zur Ungerechtigkeit eingenommen. In dieser Abneigung ging er so weit, daß er sogar eine bitter tadelnde Schrift gegen denselben veröffentlichte.

Es ist leicht begreiflich, daß Galilei nicht blos inneren Beruf und glänzende Befähigung zum Schriftstellern besaß, sondern, daß er dazu auch eine sehr ehrenvolle äußere Aufforderung erhielt; um so räthselhafter erscheint nun seine langgenährte Abneigung dagegen. Es dauerte lange, sehr lange, bis er sich zur Herausgabe seines ersten Werkes entschließen konnte. Uebrigens machte ihm das Schreiben über gelehrte Gegenstände doch sehr viel Freude, so arbeitete er alle seine Vorlesungen mit Sorgfalt aus und unterhielt eine ungemein lebhafte Gelehrtenkorrespondenz. Nur zum Druckenlassen hatte er gar keine Neigung. Sehr bereitwillig theilte er seinen auswärtigen Freunden schriftlich alle seine Erfindungen und Versuche mit, gab er über alle an ihn gestellten wissenschaftlichen Fragen ausführlichen schriftlichen Aufschluß. Aber gedruckt mochte er gar nicht gern Etwas von sich sehen. Daraus erklärt sich denn auch die ungewöhnlich rasche Verbreitung der galileischen Wahrheit in der Gelehrtenwelt. Aber es lag in eben dieser Gefälligkeit und verborgenen Schriftstellerei sehr natürlich auch die Veranlassung zu vielfachem Mißbrauch. Wie oft mußte Galilei sehen, wie Andere mit den von ihm so scharfsinnig herausgegrübelten Erfindungen, Entdeckungen, Auflösungen und Vorschlägen öffentlich auftraten und, ohne seiner zu erwähnen, die Ehre einärndteten, welche ihm gebührte. Wie oft machte man ihm seine ehrlich errungene Erfindung streitig, weil ihm ein Anderer in der Veröffentlichung schon zuvorgekommen war. So geschah dies gleich 1606 bei der Veröffentlichung seines ersten gedruckten Werkchens über die Konstruktion und den Gebrauch des von ihm erfundenen Proportionalzirkels. Denn kaum hatte dasselbe die Presse verlassen, so trat auch schon der Geometer Baldassar Capra in Mai=

land auf, um diese Erfindung als die seinige in Anspruch zu nehmen. Doch ließ auch Galilei nicht lange auf eine scharf treffende Widerlegung warten. Er wies darin nach, daß er von diesem Instrumente schon vor 9 Jahren, als er es eben erfunden, mehrere Exemplare habe anfertigen lassen, und daß er dasselbe schon damals mit mündlicher und brieflicher Gebrauchsanweisung in die Welt geschickt habe. Und es gab wirklich Tausende von Schülern und Freunden, welche ihm die unbedingte Wahrheit dieses Ausspruches bestätigten. Capra verstummte, und Galilei's Ansehen gewann bedeutend; denn jetzt wurde die ihm so unehrlich bestrittene Erfindung viel mehr in's Auge gefaßt, und man erkannte und bewunderte viel lauter den vielseitigen praktischen Gebrauch derselben als vorher. Die Kanoniere richteten darnach ihre Geschütze, die Kommandeure ordneten darnach ihre Truppen in Quadrate, und Rechtecke, die Baumeister, Tischler, Maurer, Zimmerleute bedienten sich derselben zur Bestimmung der Verhältnißzahlen, zur Ausführung allerlei verwickelter mathematischer Rechnungen. Jetzt ist dieses Instrument nur noch wenig gekannt und noch weniger im Gebrauche, weil im Ganzen genommen die Gewandheit im Rechnen gar nicht mehr wie damals selten ist, indeß bleibt dennoch sehr wünschenswerth, daß es jetzt in dem alltäglichen Handwerksstande auch noch recht bekannt wäre, seine vielseitige nützliche Anwendbarkeit ist hier gar nicht zu verkennen.

Galilei's Berühmtheit war bis zum höchsten Gipfel emporgestiegen. Wenigstens war der Zudrang zu seinen Vorlesungen unerhört groß. Er hielt sie in dem Saale der Legisten, dem größten in Padua, welcher 2000 Menschen fassen konnte, und dennoch gebrach es an Platz für die Zuhörer; es mußten Fenster und Thüre offen erhalten werden, damit auch die Draußenstehenden noch hören konnten. Sein Wissen und Können ward gerade deßwegen so hoch geschätzt und bewundert, weil es für Gelehrte und Ungelehrte gleich verständlich und gleich nützlich war, weil es überall praktisch und dabei

doch stets anregend theoretisch blieb. Aus eben diesem Grunde ward er auch viel zu Rathe gezogen, wenn großartige Maschinerien und Bauten bei Häfen und Festungen einzurichten und vorzunehmen waren, wenn Kanäle angelegt und Flußbetten verlegt werden sollten. Galilei's Urtheil, Galilei's Ansicht hatte eine hohe Bedeutung.

Dadurch stieg nun aber auch mit jedem Tage die Last der Geschäfte und es kam zuletzt so weit, daß er sich nicht anders mehr Ruhe verschaffen konnte, als durch gelegentliches Wegreisen von Padua. Einst, im Juni des Jahres 1609, kehrte er auf einer solchen Erholungsreise in Venedig bei seinem Freund Franciscus Sagredo ein, dem oben erwähnten einflußreichen Senator der Republik. Hier führte das trauliche wissenschaftliche Gespräch auf die vor Kurzem zu Middelburg gemachte merkwürdige Erfindung des Fernrohrs, wovon dem Prinzen Moriz von Nassau soeben ein sehr vollendetes geschenkt worden war. Die Hauptveranlassung zu dieser höchst interessanten Unterhaltung gab ein eben angekommener Brief eines gelehrten französischen Edelmanns, Jakob Badovere, der das Instrument in Händen gehabt und ganz entzückt war über die Wunderdinge, welche er damit erschaut hatte. Meilenweit entfernte Gegenstände, wovon man mit bloßen Augen gar nichts mehr sähe, wurden dadurch so überraschend nahe gerückt und vergrößert, als ständen sie plötzlich nur wenige Schritte vom Beobachter entfernt.

Diese Erzählung machte eine ungemeine Wirkung auf Galilei. Er hatte von der neuen Erfindung wohl schon gehört, aber so anregend war sie ihm noch nicht vorgekommen. Auch waren alle seine bisher eingezogenen Nachrichten mit so viel Unwahrheit und Uebertreibung untermischt, daß er dieselben mehr für fabelhafte Gerüchte als für wirkliche Wahrheit nehmen konnte. Jetzt hatte er nun endlich einmal Worte über diese Erfindung gelesen, welche von einem Manne kamen, dessen Zuverlässigkeit und Wahrheitstreue nicht den geringsten

Zweifel aufkommen ließ. Sein grübelnder Geist war plötzlich ganz mit dieser wichtigen neuen Erfindung angefüllt. Es stieg eine unbezähmbare Lust in ihm auf, die Zusammensetzung des Instruments durch eigene Versuche herauszuprobiren. Er ließ sich nicht länger in Venedig zurückhalten. Er wollte nach Padua, um hier mit Hülfe seiner vorräthigen geschliffenen Gläser ganz ungestört experimentiren zu können. In Padua angekommen, verging die erste Nacht unter eifrigen Versuchen. An Schlaf ward nicht gedacht. Doch war ihm das Glück nicht günstig. Den andern Tag nahm er das Forschen auf's Neue vor, griff die Sache von einer ganz andern Seite an und es dauerte nun gar nicht lange, so hatte er die berühmte Erfindung selbst erfunden. Das war ein großer glücklicher Augenblick, ein neuer Wendepunkt in der Berühmtheit Galilei's! —

Mit Hülfe zweier Brillengläser, wovon das eine konvex, das andere konkav, und welche er beide in eine aus Bleiblech zusammengerollte Röhre geklemmt hatte, war sein erstes Fernrohr zu Stande gebracht. So unvollkommen diese Vorrichtung und so mangelhaft die beiden Gläser auch sein mochten, so konnte er dennoch schon ein wesentliches Näherrücken und Vergrößern entfernter Gegenstände deutlich damit bewirken. Anfangs wollte er augenblicklich nach Venedig zurückreisen, um mit seinem Freunde das Glück dieses großen Fundes so recht auf frischer That zu genießen, indeß ward dieser erste Entschluß noch reiflicher überdacht und wenigstens noch so weit hinausgeschoben, bis das Rohr durch ein zweckmäßigeres und eleganteres ersetzt werden konnte. Es wurden auch die Gläser noch einmal nachgeschliffen. Dies Alles ließ er aber in solcher Eile betreiben, daß er schon am sechsten Tage nach der Erfindung mit dem neu eingerichteten Fernrohr auf der Reise nach Venedig war. Sagredo sah seinen Freund nicht ohne große Ueberraschung wieder bei sich eintreten, aber wie erstaunte er, als er das Fernrohr zu Gesicht bekam und hindurch-

schaute. Die Freude der beiden Freunde war bis zum Entzücken groß. Mit prophetischem Blicke sahen sie in die Zukunft und gewahrten die unendliche Wichtigkeit, welche diese Erfindung für Wissenschaft und Kunst, für Handel und Wandel, für Krieg und Frieden erlangen werde. Sagredo, in dem klaren Bewußtsein des ungemein wichtigen Einflusses dieses Instruments auf die Bedeutung der Republik Venedig, rief augenblicklich den Senat zusammen und hielt diesem einen begeisterten Vortrag über Galilei's neue Erfindung. Da bestiegen die weisen Räthe die Thürme der Stadt, beobachteten mit dem galilei'schen Fernrohr die segelnden Fahrzeuge auf dem adriatischen Meere; sie erkannten auf diesen, mit bloßen Augen kaum noch wahrzunehmenden Schiffen die Masten, Segel, Taue, Strickleitern und die darauf umhergehenden und arbeitenden Seeleute so deutlich, als wenn die Entfernung nur von unbedeutender Größe gewesen wäre. Da kam diesen gebietenden Herren sogleich der Wunsch, dies wunderbare Instrument als Eigenthum der Republik und ganz allein zu besitzen, denn sie fanden darin sehr natürlich ein vortreffliches Mittel zur Sicherung und Vergrößerung der Alleinherrschaft über das Meer; schon in großer Ferne könnten sie dann die feindlichen und freundlichen Schiffe von einander unterscheiden, könnten die Bewegungen und Absichten der Feinde erspähen, wo diese sich selbst noch ganz außer dem Gesichtskreise des Hafens wähnten. Dieser Wunsch ward nicht ausgesprochen, aber doch von Galilei errathen und mit Freude gewährt. Er überreichte das Fernrohr und eine sauber ausgearbeitete Gebrauchsanweisung und Beschreibung der inneren Einrichtung desselben dem Dogen Leonardo Donati. Er bat, dies Geschenk als einen Beweis seiner längst gehegten Dankbarkeit und Hochachtung vor dem Senate der Republik anzunehmen. Schon am 25. August desselben Jahres ward dem Galilei der feste Gehalt bis auf 1000 Gulden erhöhet und auf Lebenszeit zugesichert. Für die damalige

Zeit waren dies zwei sehr wichtige Bestimmungen. Galilei hatte bisher nur auf 6 Jahre Vertrag und kaum den vierten Theil des festen Jahrgehaltes genossen.

Galilei ließ es nun nicht lange bei dem ersten Fernrohr bewenden, er verfertigte sich sogleich noch ein zweites, dessen Vergrößerung noch viel höher stieg. Damit richtete er den Blick zu dem Sternenhimmel und entdeckte hier Wunder von so bezaubernder Art, daß die gesammte Astronomie dadurch in eine ganz neue Schöpfungssphäre empor gehoben ward. Die Plejaden, die himmlische Richtmark der alten Seefahrer, welche mit scharfen glücklich sehenden Augen in ein Siebengestirn aufgelös't werden, zeigte das Fernrohr als eine Gruppe von 36 deutlich von einander zu unterscheidenden Sternen. Im Orion, dem heroischen Jäger des Sternenhimmels, entdeckte er nicht weniger denn 500 ganz neue Sterne. Der Nebelfleck im Krebse des Thierkreises, die sogenannte Krippe der Geburt Christi, löste das Fernrohr auf in eine unzählbare Menge einzelner Sternchen. So entdeckte Galilei immer neue und neue Welten und er ward von einem feierlichen Schauer ergriffen durch den Gedanken an des Schöpfers Unendlichkeit. Und als er das Wunderinstrument auf die glänzende Vollmondsscheibe richtete, so gestaltete sich diese zu einer überall abgerundeten wirklichen Kugel, wie der menschliche Geist es durch Nachdenken vermuthet und herausgedacht hatte, so zeigten sich hier Berge und Thäler, Meere und Flüsse wie auf unserer Erde; auch lehrte die Fortsetzung dieser Beobachtung bald, daß der Mond der Erde immer nur eine und dieselbe Seite zukehre, daß also die Umdrehung des Mondes um seine Axe, der Mondstag, genau so viele Erdentage und Stunden dauerte als ein Mondsumlauf um die Erde. Das waren lauter Wahrheiten, welche die einsichtvollsten Astronomen in das höchste Staunen versetzten. Galilei's Verdienst ward mit Begeisterung erkannt. Die ganze Welt nannte seinen Namen mit ehrfurchtsvollem Entzücken. Aber selbst damit sollte die große Reihe

seiner himmlischen Entdeckungen noch nicht zum Schlusse kommen, es fehlte noch der höchste Kulminationspunkt seines Ruhmes. Dieser ereignete sich am 7. Januar 1610 Nachts um ein Uhr. Er hatte das Fernrohr auf den Jupiter gerichtet. Da bemerkte er dicht neben dem Planeten drei kleine Sterne, wovon das unbewaffnete Auge keine Spur sah. Das war schon merkwürdig, aber wie staunte er, als er bei fortgesetzter Beobachtung entdeckte, daß diese Sternchen merklich in Bewegung begriffen waren. Sie änderten ihre Stellung sowohl unter sich, wie zum Jupiter selbst. Daher konnten sie keine Fixsterne sein. So hatte er also auch neue Planeten entdeckt. Am 13. Januar fand er zu jenen dreien noch einen vierten Wandelstern, ebenfalls dicht neben dem Jupiter. Und nun dauerte es gar nicht lange, so gewann er aus der beständigen Prüfung der Bewegung dieser vier Sternchen die Gewißheit, daß sie Monde des Jupiters seien, daß sie ebenso diesen Hauptplaneten umkreiseten, wie unser Mond die Erde.

Er säumte nicht, all diese Entdeckungen der Welt mündlich, schriftlich und gedruckt mitzutheilen und es strömten aus Nähe und Ferne die wißbegierigen Männer und aufgeklärten Gelehrten herbei, um durch das Fernrohr Galilei's hinauf zu schauen zu den Wundern des Himmels. Doch fehlte es auch nicht an niedrigen neidischen Seelen, welche dem großen Manne Glück und Ruhm mißgönnten. Sie suchten die Nachrichten über die neuen Entdeckungen zu verdächtigen, redeten von Augentäuschung, von galileischen Hirngespinnsten und Träumereien. Und in dieser jämmerlichen Verunglimpfung des großen Mannes waren wieder die blinden Anhänger der aristotelischen Schule, die Scholastiker, die rührigsten. Sie konnten das glänzend leuchtende Licht nicht ertragen, welches Galilei's Geist in dem Geiste der Menschen angezündet hatte, welches die Finsterniß vernichtete, in der sich ihre Schule schon seit Jahrhunderten heimisch gefühlt. Darum läugneten sie nicht blos die Richtigkeit der galileischen Beobachtung, sondern sie warnten, warnten

laut und feierlich vor dem Hindurchsehen durch das so „gottlose, teuflische Zauberrohr;" „von einem solchen Blicke hänge das ganze Seelenheil des gottesfürchtigen Menschen ab." Galilei nahm aber von all diesem dummen Geschwätze wenig oder gar keine Notiz. Mit dem Eifer und der Ausdauer einer großen Seele sammelte er sein, durch das Fernrohr so schön gesegnetes astronomisches Wissen und gab es am 12. März 1610 zu Venedig heraus. Das unsterbliche Werk führt den Namen „Sternenherold," und damit dasselbe dem allgemeinen europäischen Interesse zugleich genügen könnte, schrieb er es in lateinischer Sprache. Die Nachfrage nach diesem Werke war so groß, daß es noch in demselben Jahre zu Prag, Frankfurt und Paris gedruckt wurde

Die neuentdeckten Trabanten des Jupiters wollte Galilei anfangs dem eben zur Regierung gekommenen jungen Großherzog von Toskana, Cosmus II., zu Ehren „Cosmussterne" nennen, indeß wünschte der Fürst, daß diese Benennung nicht blos auf seine Person, sondern auf seine ganze Familie bezogen werden möchte, daher erhielten sie den Namen „mediceische Sterne" (Medicea Sydera.) Aber auch diese letztere, von Galilei und seinen Zeitgenossen wirklich gebrauchte Benennung der Sterne hat sich nicht erhalten wollen, sie werden jetzt ganz schlicht die Trabanten, oder Monde des Jupiters genannt. Das Andenken hochstehender Männer durch Sternennamen zu verewigen, fand damals ungemeinen Beifall und Galilei's großartige Entdeckungen gaben dieser Liebhaberei viel Gelegenheit, sich zu entwickeln. So ward Galilei um eben diese Zeit von dem französischen Gesandten zu Venedig aufgefordert, den nächsten neu entdeckten Stern dem großen Könige von Frankreich, Heinrich IV., zu Ehren zu benennen. Doch kurze Zeit darauf starb der König unter dem mörderischen Dolchstich Ravaillac's und der Plan verlor für den Augenblick das ganze Interesse.

Galilei war jetzt ein von der ganzen Welt gefeierter, überall gesuchter, großer Mann. Der junge Großherzog

von Toskana schätzte Galilei sehr hoch und kannte keinen größern Wunsch, als den weltberühmten Toskaner wieder aus dem Auslande zurückrufen zu können. Er hatte Galilei seinen Lehrer genannt, auf den er stolz sein würde, so lange er lebe. Und bei einem Besuche, den Galilei dem Großherzoge gemacht, hatte dieser es gerade zu ausgesprochen, daß er nichts mehr wünsche, als Galilei in seiner Nähe zu haben, um ihm auf's Neue ein aufmerksamer, fleißiger Schüler sein zu können. Galilei war ein starker Geist, aber auch nicht unempfänglich für die Stimmen ehrenvoller Anerkennung. Als er das Fernrohr erfunden und damit die großen Wunder des Himmels entdeckt, erhielt er eine sehr ehrenvolle Einladung vom toskanischen Hofe, zum Besuche herüber zu kommen. Man erbat sich Belehrung von ihm aus. Er reis'te nach Pisa, wo damals der toskanische Hof verweilte, stellte sein Fernrohr auf, ließ den Großherzog und seine Umgebung, so wie auch mehrere ihm befreundete Gelehrte der Universität bei Tage und bei Nacht hindurchschauen und freuete sich über das Staunen und Entzücken aller dieser Beobachter. Vorzugsweise war es aber wieder der Großherzog selbst, welcher mit jugendlicher Begeisterung von dieser neuen Erfindung und von den damit gemachten himmlischen Entdeckungen redete, welcher das unsterbliche Verdienst Galilei's rühmte und bewunderte. Er ließ ihm ein Ehrengeschenk von 100 Skudi überreichen als Mittel zur Veröffentlichung und raschen Verbreitung dieser höchst wichtigen Bereicherung des astronomischen Wissens und Könnens, zugleich aber auch seinen Dank aussprechen für den erhabenen Genuß, den er durch Galilei's gefällige Belehrung erhalten habe. Dann ließ er auch nochmals den oben schon erwähnten Wunsch wiederholen, daß ein solcher Ruhm eines geborenen Toskaners doch nicht auf immer für Toskana verloren gehen möchte. Aus Rücksicht auf den Schutz, den er in Padua durch den Senat der Republik bisher in so reichem Maaße genossen hatte,

lehnte Galilei diesen verlockenden Antrag ab und reis'te nach Padua zurück. Damit war jedoch die Angelegenheit nicht ganz abgebrochen. Der Großherzog setzte die Unterhandlung durch seinen Staatskanzler Vinta fort. Dieser versprach Galilei's künftige Stellung ganz und gar von den liebsten Wünschen desselben abhängig zu machen, so daß derselbe nur wenig oder gar nicht mit Lehrstunden belästigt werden solle, um ihm die Zeit nicht zu rauben für die Bearbeitung und Herausgabe seiner sämmtlichen Werke; es sollten ihm auf Lebenszeit 1000 Skudi Jahrgehalt zugesichert werden, er solle großherzoglicher erster Universitätslehrer der Mathematik und Philosophie sein, dabei aber die Erlaubniß haben, seinen Wohnsitz in Pisa, Florenz, oder wo er wollte, zu wählen. Das war für die damalige Zeit ein ausgezeichneter Ruf, der vielleicht nur in Prag unter Rudolph II. seines Gleichen gehabt hatte, als dieser wunderliche Kaiser den berühmten Tycho de Brahe als kaiserlichen Hofastronomen anstellte. Galilei ließ sich bereden. Er dachte an seinen alten Freund Philipp Salviati, der sich schon Jahre lang darnach gesehnt hatte, ihn wieder in der Nähe zu haben, — er dachte an die ihm verheißene schöne freie Muße, die ihm erlauben würde, alle die großen Arbeiten zu vollenden, wozu er schon lange den Plan entworfen, aber nie die Zeit zur wirklichen Ausführung gefunden habe.

Die Ernennung erfolgte schon am 10. Juli 1610, und zwei Monate später wohnte er in Florenz als hochgeachtetes Mitglied der Umgebung des Großherzogs. Auf Padua und Venedig machte dieser Verlust des großen Mannes eine niederschlagende Wirkung. Aber Niemand klagte darüber mehr als der alte Sagredo, Grade um die Zeit der toskanischen Unterhandlung befand sich derselbe auf einer längeren Geschäftsreise in Kleinasien, von der er erst zurückkehrte, als sich Galilei eben schon anschickte abzureisen. Die Briefe Sagredo's an Galilei, in denen er diesem den Schreck und die Trauer und die Angst ausmalte über die erste Kunde von der

Berufung, zeugen von einem sehr innig befreundeten Verhältniß zwischen den beiden großen Männern. Sagredo erinnerte an die unbedingte hohe Achtung, mit welcher Venedig auf die Verdienste Galilei's geblickt, er deutete auf die vielen Beweise der Liebe, der Gunst und des Schutzes hin, womit der Doge und sein Senat Galilei's Freimüthigkeit im Lehren geduldet und alle heimliche Klagen und Verdächtigungen niedergeschlagen und unbeachtet gelassen habe — — doch sei nun alle seine Klage, alle seine Ermahnung, all sein Bitten zu spät, er müsse sich darein finden, es sei nun einmal nicht mehr zu ändern; er könne nur noch als aufrichtiger Freund nach reifer Erfahrung vor Hofintrigue und Jesuitenschlichen warnen; denn jene würden an keinem Hofe fehlen, wo ein unerfahrener junger Fürst regiere, und diese wären bekanntlich nirgends so mächtig als am toskanischen Hofe. Galilei nahm dies gutgemeinte Freundeswort mit Dank und nicht ohne Rührung an, wußte sich aber von dem dahinter versteckten Vorwurfe der Undankbarkeit zu reinigen, und erklärte, daß er die Warnung nicht unberücksichtigt lassen wolle. Von den Jesuiten meinte er, sie wären schon seit Jahren seine aufrichtigsten, einsichtsvollsten Freunde, er wisse gar nicht, wie er nur im Geringsten nöthig habe, sich vor ihren sogenannten heimlichen Umtrieben in Acht zu nehmen.

Von Sarpi, einem andern Venezianer, mit dem Galilei ebenfalls sehr befreundet war, erhielt er ähnliche Warnungsschreiben. Dieser von den Jesuiten schon lange verfolgte gelehrte Kirchenhistoriker, der neben seiner tiefer theologischen Gelehrtenbildung auch noch ein sehr gründliches Wissen in der Astronomie und Physik besaß, wodurch er gerade mit Galilei genau bekannt geworden war, sprach damals eine nur zu wahr gewordene Prophezeiung aus, daß nämlich Galilei gerade durch streng wissenschaftliche Verfolgung seiner neuen himmlischen Entdeckungen mit den kirchlichen Lehren und biblischen Aussprüchen in Streit gerathen müsse, und daß dieser Streit Galilei's Ruhm, ja am Ende gar

sein Leben selbst in die größte Gefahr bringen könnte, wenn sich derselbe, wie es kaum anzunehmen sei, nicht zu einem schmachvollen Widerruf verstünde. Das Anathem der Kirche würde den feurigen klaren Kopf, den offenen geraden Charakter bald erdrücken und zum ewigen Schweigen zwingen. Der gute Mann sprach hier aus beklagenswerther eigner Erfahrung. Er mußte ja selbst in's Kloster flüchten, um nur den mörderischen Verfolgungen der Jesuiten zu entgehen.

Im September des Jahres 1610 wohnte Galilei schon zu Florenz. Die genaue Erforschung des Sternenhimmels hatte er sich jetzt zur wichtigsten Lebensaufgabe gemacht, und er arbeitete daran mit einer unbeschreiblichen Liebe, mit aufopfernden unermüdlichem Fleiße. Dabei ward er sehr vom Glück begünstigt. Gleich in den ersten Tagen seiner Beobachtung in Florenz machte er zwei wichtige Entdeckungen. Die eine bestand darin, daß sich die Venus durch das Fernrohr in Sichelgestalt zeige, gerade wie der Mond bei seinem Umlaufe um unsere Erde, und daß sich diese Lichtgestalten sogar noch bei dem Mars erkennen ließen. Die andere bezog sich auf die Wahrnehmung der Sonnenflecken; er hatte schwarze Flecken vor der lichten Sonnenscheibe gesehen, welche sich so regelmäßig fortbewegten, daß man daraus sowohl auf eine Axendrehung der Sonne, wie selbst auf eine Lage der Sonnenaxe zur Ekliptik zurückschließen konnte. Diese Sonnenflecken hatte er sogar schon zu Padua, dicht vor seinem Abgange nach Florenz gesehen, nur war er seiner Sache noch nicht ganz gewiß.

Als Galilei diese neuesten Entdeckungen veröffentlichte, da fand besonders die letztere die heftigsten Gegner. Die Einen behaupteten, daß diese Wahrnehmung offenbar auf einer Täuschung beruhe, denn der vermeinte Sonnenmakel sei in der That nichts Anderes, als der die Sonne passirende Merkur; einen solchen Durchgang habe schon Kepler 1607 den 28. Mai, also ganz ohne Fernrohr, beobachtet. Diese prahlerischen Gegner brachte

er aber bald zum Schweigen. Er wies mit mathematischer Bestimmtheit nach, daß zur Zeit seiner Beobachtung der Merkur gar nicht vor der Sonnenscheibe habe stehen können und daß ohnehin ein achttägiges Verweilen des Merkurs vor der Sonne, wie er doch wirklich beobachtet habe, ein Unsinn sei. Die anderen Gegner wollten Galilei das Verdienst der ersten Wahrnehmung dieses Phänomens streitig machen. Hierunter zeichnete sich zuerst ein Ostfriese, Johann Fabricius, aus, der sich in der scholastischen Physik einen nicht unbeachteten Namen erworben hatte, und zweitens ein Deutscher, Pater Schreiner, der sich als Mathematiker und als Geistlicher vom Orden der Gesellschaft Jesu schon längst Berühmtheit errungen hatte. Doch auch diese beiden Gegner wußte Galilei treffend zu besiegen. Er berief sich auf das nicht zu bezweifelnde Zeugniß des Pater Paul Guldin, welcher mit ihm die Sonnenflecken zuerst beobachtet habe, daß diese Beobachtung früher vorgenommen sei, als Schreiner von dem Phänomen nur eimal eine Ahnung gehabt haben könne, denn dieser sei ja erst durch Guldin's Nachricht darauf aufmerksam gemacht worden.

Später gesellte sich zu diesen nicht ganz ehrlichen Kämpfern noch ein anderer, der unserm Galilei sogar das Verdienst der ersten Entdeckung der Jupitertrabanten bestritt. Simon Meier war sein Name, ein anspachischer Mathematikus. Dieser behauptete, die Jupitermonde schon den 29. December 1609 entdeckt zu haben. Galilei widerlegte diese Behauptung durch die bloße Bemerkung, daß Meier, als Protestant, die Zeit nach dem alten Julianischen Kalender bestimmt habe. Nun sei es doch aber eine bekannte Sache, daß der 29. December des alten Kalenders genau dem 7. Januar des neuen Kalenders entspreche. Folglich mußte Simon Meier mit ihm an ein und demselben Tage die Entdeckung gemacht haben.

Doch lange vorher, ehe er von diesen beiden Klassen von Gegnern nur einmal Kunde erhalten hatte, siegte

er sehr glänzend über alle oben erwähnten anderen. Im Frühjahr 1611 reiste er hauptsächlich zu diesem Zwecke nach Rom. Hier hielt er Vorträge vor einer sehr zahlreichen Gesellschaft von berühmten Gelehrten und hohen Geistlichen, und zeigte bei dieser Gelegenheit einen deutlich sichtbaren großen Sonnenfleck und ebenso auch die Trabanten des Jupiters. Die Herren konnten nicht Worte finden, um das Erstaunen über die neuen Wunder des Himmels auszudrücken. Galilei war der bewunderte, gefeierte Mann der stolzen Roma. Der Kardinal Bellarmin, ein dem Papste sehr nahe stehender einflußreicher Jesuit, wußte es durch das unparteiische Gutachten von vier sachverständigen Ordensbrüdern, unter denen sich auch der gelehrte Astronom Clavius befand, dahin zu bringen, daß Galilei's Ehre vor der Gelehrtenwelt vollkommen gerechtfertigt ward, daß das Gerücht über Sinnenbetrug des Fernrohrs ein durchaus ungegründetes sei, daß das Auge das wirklich sehe, was der Sternenherold angekündigt habe, daß die Sonne wirklich Flecken zeige, aus denen man auf die Axendrehung dieses Weltkörpers schließen könne, daß ebenso auch die Entdeckung der Jupitermonde ihre volle Richtigkeit habe. Der Kardinal del Monte, Bruder des gelehrten Marquis, den wir früher kennen lernten, schrieb damals aus Rom an den Großherzog von Toskana: „Galilei hat seine Entdeckungen so augenscheinlich bewiesen, daß alle großen und sachverständigen Männer dieser Stadt die Wahrheit eingesehen und bewundert haben. Stünde jetzt noch die römische Republik, so glaube ich, man würde ihm eine Statue auf dem Kapitolium errichten."

Zu der eben erwähnten Auszeichnung, welche Galilei in Rom erfuhr, muß noch ganz besonders die ehrenvolle Aufnahme hinzugezählt werden, welche er in der von dem Fürsten Cesi daselbst gestifteten Akademie-Lyncei fand. Er ward einstimmig zu einem hochbewunderten Ehrenmitgliede ausgerufen. Dieser Gelehrtengesellschaft Hauptaufgabe war, überall nur dem Fortschritte einer vernunftgemäßen Aufklärung ihre ganze

Kraft zu widmen, daher war ihnen Galilei so recht ein Mann nach ihrem Sinne und sie reichten ihm dienstfertig die kräftig helfende Hand zur Förderung aller seiner Pläne. In diesem Vereine hielt er mehrere Vorträge. Und es ist historisch wichtig, daß er es hier zuerst wagte, freimüthig auszusprechen, wie es jetzt, nach der Entdeckung des Jupiterstrabanten und nach der Wahrnehmung der Sichelgestalten vom Venus und Mars, fast bis zur Wahrheit wahrscheinlich sei, daß die Erde sich täglich und jährlich bewege, wie die übrigen Planeten, und daß die Sonne stillstehe, wie die übrigen Firsterne. Das war also schon ein Glaubensbekenntniß zur kopernikanischen Weltordnung.

So mit Freude und Glück, Ehre und Freunden reich gesegnet kehrte er triumphirend nach Florenz zurück. Er hatte Rom, diese stolze Regentin des europäischen Wissens und Glaubens, für sich gewonnen, welcher Feind durfte es jetzt wagen, sich seiner geistigen Allgewalt gegenüber zu stellen. Er fühlte sich stark bis zum Uebermuthe. Die Scholastiker lagen vernichtet zu seinen Füßen und die Geistlichkeit wollte es mit keinem Güngstling der Jesuiten, mit keinem Schützling des päpstlichen Stuhles verderben. Es war natürlich, daß er durch all diese glücklichen Vorgänge geblendet ward und sich zuletzt für unüberwindlich ansah. In dieser Annahme mußte er um so mehr bestärkt werden, als er auch noch unmittelbar bei seiner Zurückkunft in einer vom Großherzoge veranlaßten Gelehrtensocietät einen glänzenden Sieg über alle ihm feindlich entgegentretenden Peripatetiker erfocht. Der schon langjährig genährte Streit bezog sich auf das Schwimmen der Körper. Die Scholastiker behaupteten, daß die Ursache desselben blos von der Form, aber nicht von dem Gewichte des betreffenden Körpers abhängig sei, und Galilei wies nach, daß ohne diese Gewichtsberücksichtigung die Vorstellung des Schwimmens zu Unsinn führe. Bei diesem Siege legte Galilei eine Beredsamkeit, einen Scharfsinn, eine Kenntnißfülle an den Tag, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte. Er

mußte den Bitten des bezauberten Großherzogs nachgeben, und diese weltberühmte Disputation ausarbeiten und dem Drucke übergeben. Dies geschah noch vor dem Ablaufe des Jahres 1612. Der Titel dieser Schrift war: „Ueber die Dinge, welche auf dem Wasser schwimmen, oder sich in demselben bewegen."

Das Heer der Neider und Feinde wuchs aber in eben dem Maaße größer und größer, je mehr und je entschiedener er darüber siegte. Da öffentlich und auf geradem Wege dem starken Geiste nicht beizukommen war, so arbeiteten sie in versteckter Heimlichkeit und auf Schleichwegen. In der eben genannten Schrift hatte unser Galilei als beiläufige Zugabe ein interessantes Wort über die von ihm entdeckten Sonnenflecken gesagt, und man sann sehr boshaft auf die hinterlistigsten Mittel, ihm wenigstens diese Ehre der ersten Entdeckung abzustreiten, da es unmöglich war, ihm in der Hauptsache Unrecht geben zu können. Er wußte aber diese Angelegenheit überall in das rechte Licht zu stellen, aus welchem die neidischen Feinde sie zu verdrängen suchten, und er schrieb 1613 eine ausführliche „Geschichte und Erklärung der Sonnenflecken," welche dann in Rom mit Hülfe der Lynceiner gedruckt ward. Hierin griff er mit schonungsloser Heftigkeit ganz vorzugsweise den Pater Schreiner an, und er ging sogar so weit, diesen Priester aus der mächtigen „Gesellschaft Jesu" einer absichtlichen Unwahrheit zu zeihen.

Das war für den ganzen Orden eine ehrenrührige Beleidigung. Die Mitglieder desselben nahmen nun gegen den übermüthigen Galilei Partei, und sein Sturz konnte nicht fehlen. Doch geschah dies nicht plötzlich, nicht laut, nicht offen, nicht gerade und natürlich, auch nicht ehrlich, — sondern sehr vorsichtig, allmälig, ganz geräuschlos, aus heimlichem Hinterhalte, auf versteckten Umwegen, mit Lug und Trug. In Florenz lag die Hauptquelle dieser heimtückischen Verschwörung in dem Pater Griemberger, einem Manne, den Galilei schon

seit Jahren seinen bewährten Freund nannte, mit dem er über Schreiner's unbegründete Ansprüche mehrfach ganz unbefangen gesprochen, der ihm aber immer nur ein Lächeln gezeigt und Beifall zugenickt hatte. In Rom standen ihm, nach seiner Meinung, die Kardinäle Bellarmin und Orsini treu zur Seite, auf ihre verständige Ansicht in der ganzen Streitsache glaubte er mit Sicherheit rechnen zu dürfen. Aber seine Rechnung war falsch, weil er dabei den mächtigen Einfluß des Ordens unberücksichtigt gelassen hatte. Sie waren ja Jesuiten, also nicht Herren ihres Willens, nicht Herren ihrer Ansicht, ihres Wissens und Thuns.

Der Streit war in der Hauptsache bald entschieden, und zwar zu Gunsten Galilei's. Dabei hatte er selbst wenig gethan, weil die Lynceiner es sich ausgebeten hatten, für ihn zu streiten.

Nun enthielt aber die Geschichte der Sonnenflecken einige leicht hingeworfene Gedanken und Winke, aus denen man mit Wahrscheinlichkeit folgern konnte, daß Galilei ein Anhänger der kopernikanischen Weltanschauung sei. Es war darin auf die Möglichkeit hingedeutet, daß die Erde sich bewege und daß die Sonne ein Fixstern sei. Das war ein längst ersehnter Fund für die erbitterten Feinde Galilei's. Sie hatten jetzt das gefährliche Mittel in der Hand, den Kampf in das Gebiet der Kirche zu ziehen. Alle seine Kämpfe gegen die Scholastik hatten sich bis jetzt nur auf mathematische Naturwissenschaft bezogen, wobei die Theologie ganz unangefochten, ganz unberührt blieb. Es war allerdings nicht klug, von dieser Vorsicht abzuweichen. Aber Galilei fühlte sich, und hatte hier mit der entschiedenen Kraft seines starken Geistes einen verhängnißvollen Wurf gethan. Er konnte seiner innern Ueberzeugung nicht länger Zwang anthun. Aber dennoch erschrack er vor seiner That. Vor einem Streite mit der Kirche entsetzte sich sein ganzes Innere. Ihm standen plötzlich alle die heimlichen Verfolgungen und Qualen vor der Seele, welche immer aus diesen dogmatischen

Kämpfen erwachsen waren. Dazu kam noch, daß man eben jetzt seinem Freunde Sarpi zu Venedig, demselben, welcher drei Jahre früher die eben erwähnte Prophezeiung über ihn ausgesprochen hatte, aus ähnlichen Gründen sogar nach dem Leben trachtete. Dieser war in der Behandlung eines kirchenhistorischen Gegenstandes nicht dienstfertig genug zu Gunsten der katholischen Kirche von der strengen Wahrheit abgewichen, darum ward er vorgefordert vor den Richterstuhl der römischen heiligen Inquisition, und als er dieser Einladung nicht Folge leistete, so stellten ihm heimlich gedungene Banditen nach dem Leben. Das war für unsern Galilei eine stark wirkende Ermahnung zur Vorsicht.

Zunächst waren es die Dominikaner zu Florenz, welche den Galilei als einen höchst gefährlichen Feind der heiligen Kirche ausschrien. Er habe mit seinen teuflischen Erfindungen und Entdeckungen die frommen Gemüther verrückt, habe damit des Himmels ewig dauernde Unwandelbarkeit in ketzerische Zweifel gebracht, habe die biblische Grundfeste der Erde und die wahrhafte Bewegung der Sonne frech geläugnet. Dies Geschrei ward um so lauter und dreister, je weniger Galilei Gewicht darauf legte, je mehr er es verachtete. Ein Pater Caccini ging in diesem Fanatismus so weit, daß er öffentlich in der Kirche von der Kanzel herab gegen Galilei auftrat und sich sogar bis zu den gemeinsten Verdächtigungen und Schimpfreden erniedrigte. Aus dem ersten Kapitel der Apostelgeschichte des Lucas hatte er sich die bekannten Worte: — „Ihr Galiläischen Männer, was steht ihr und schaut gen Himmel...“ — zum Text seiner Predigt gewählt. In seinem zelotischen Eifer starrte er auf dies unschuldige Bibelwort, wie auf eine in Gottes Vorsehung liegende Warnung, die nur von den verfluchten galileischen Ketzern unbeachtet gelassen werden könnte, welche in der gottlosen Kunst der Geometrie so verblendet und verführt worden wären, daß ihnen selbst das göttliche Wort der Bibel nicht mehr heilig geblieben sei. Dieser

unwissende Pfaffe ging in seinem giftigen Haß gegen Galilei so weit, daß er die gesammte Mathematik verfluchte, weil sie sich dem festen Baue einer ewig dauernden christlichen Religion entgegenstemme, weil die Geschichte gelehrt habe, daß sie immer mit dem „Bösen" im Bunde stände.

Obgleich nun alle diese kirchlichen Angriffe sehr laut und ganz handgreiflich auf Galilei anstürmten, so hielt dieser es doch immer noch nicht der Mühe werth, dagegen aufzutreten. Es that ihm leid, über den ihm so theuren Gegenstand auch nur ein einziges Wort verloren zu haben, und er hütete sich wohl, der heimtückischen Dummheit durch öffentliche Widerlegung noch mehr und sicher auch noch gefährlichere Waffen in die Hand zu geben. Um so mehr machte er sich aber Luft in seinem Briefwechsel mit vertrauten Freunden. Mit ungemeinem Scharfsinne schlug er alle erhobenen Einwürfe, alle Beschuldigungen zu Boden, und mit dem feinsten, treffendsten Witze wußte er der ernsten Sache der Feinde immer eine sehr komische Seite abzugewinnen, so daß er die Lacher stets auf seiner Seite behielt. Diese Briefe wurden dann zu Tausenden abgeschrieben und anderen guten Freunden mitgetheilt, wodurch also die Gegenrede auch wieder allgemein bekannt wurde. Das war aber gerade der Weg, welcher die Gegner am meisten erbitterte. Sie sehnten sich wie blutdürstige Tiger nach der Gelegenheit, ihr Opfer mit den Klauen der Inquisition erfassen zu können.

Der Großherzog, jung, aber doch ein Mann von unbefangenem klarem Verstande, erkannte das Unrecht, welches die Religionseiferer dem Galilei zufügten; er fürchtete aber auch zugleich die große Gewalt der Kirche, womit sie ihren Plan zu verfolgen und das Ziel zu erreichen wußte; darum nahm er sich Galilei's wohl an und suchte ihn zu schützen, wo er nur konnte, aber er hütete sich eben so sehr, es mit der Kirche zu verderben. So wuchs die Klage über Galilei's Ketzerei

schnell zu einer solchen Größe heran, daß sie von dem Oberhirten der Geistlichkeit des Großherzogthums nicht mehr unbeachtet bleiben durfte. Der Erzbischof Gherardini von Florenz sah sich am Ende genöthigt, der Anklage gegen Galilei Gehör zu geben. Der Verklagte ward vor das florentiner Inquisitionsgericht gefordert. Die Untersuchung ergab jedoch nichts Erhebliches. Galilei wußte sich überall zu reinigen und er hatte wieder Gelegenheit, seine günstige Gewandtheit im Disputiren bewundern zu lassen. Indeß war doch auch nicht zu verkennen, wie der schützende Einfluß des Großherzoges hierbei das Resultat zu einem günstigen gekehrt, wie selbst der Erzbischof mehr schützend als streng richtend verfahren habe.

Die scholastisch gebildete Geistlichkeit war mit dem Erfolg dieser Untersuchung durchaus nicht zufrieden. Sie ließ sich in ihrem Urtheile nicht irre machen. Galilei war in ihren Augen ein höchst gefährlicher Feind der rein katholischen Kirche, der sich in Nichts von den deutschen und englischen Ketzern unterscheide, als daß er nur verschmitzter zu Werke gehe, und daß er feig genug sei, den Abfall nicht offen gestehen zu wollen.

Solche Aeußerungen reizten den hitzigen Mann, und so kam es endlich doch zu einem leidenschaftlichen öffentlichen Zorne. Die Gelegenheit hierzu brachten die Gelehrtenzusammenkünfte, welche der Großherzog zu Florenz veranstaltete, um sich belehren zu lassen und an den Disputationen zu ergötzen. Galilei war hier der unbesiegbare Held des Tages. Einst brachte man auch kirchliche Streitpunkte zur Sprache. Galilei wollte anfangs, seinem alten Grundsatze getreu, daran keinen Theil nehmen, indeß wußte man ihn dadurch, daß man dies Zurückziehen für Feigheit nehmen wollte, so anzustacheln, daß er in Zorne entbrannte und sich nun mitten in den Strudel des Gefechtes hinein stürzte. Er schlug mit seinem kräftigen Schwerte mächtig darein, theilte links und rechts tödliche Wunden aus und drängte zuletzt alle Gegner seiner Ansicht vom Kampfplatze. Da vergaß er

alle seine Klugheitsregeln, und wagte sich sogar an die berüchtigte, gefährliche Bibelstelle, aus denen das Stillstehen der Erde und die Bewegung der Sonne gewöhnlich gefolgert ward, wagte sie so zu deuten, daß sie mit der kopernikanischen Weltordnung in gar keinem Widerspruche stand. Dieser Hauptausspruch gegen die Annahme, daß die Sonne ein Fixstern sei, steht im 10 Kapitel des Josua und lautet: „Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne stehe stille zu Gibeon, und Mond, im Thale Ajalon! — Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete. Ist dies nicht geschrieben im Buche des Frommen? — Also stand die Sonne mitten am Himmel, und verzog unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag; und es war kein Tag diesem gleich, weder zuvor noch darnach, da der Herr der Stimme eines Mannes gehorchte; denn der Herr stritte für Israel.“ Galilei, im Gefühle seines wahrhaften, vernunftgetreuen Rechts, griff die alte Auslegung dieser Bibelstelle mit der schärfsten Waffe seines wissenschaftlichen Geistes an. Nach der wirklichen oder scheinbaren Bewegung von Sonne und Mond werde alle Zeit gemessen, meinte er; ja es sei diese Bewegung sogar die Zeit selbst, daher müsse, wenn sie aufhöre, auch alle Zeit verschwinden, und nun führte er seine aristotelischen Gegner zuletzt so in Widersprüche und Ungereimtheiten, daß durch den Stillstand der Sonne, nach strenger Konsequenz ihres Systems, der Tag zu Gibeon statt verlängert, hätte verkürzt werden müssen. Denn wenn der Mittag, oder jede andere Tageszeit, plötzlich einen ganzen Tag lang starr stehen bliebe, so wäre dies ja kein Gewinn für die übrigen Stunden und Tageszeiten; und wenn außerdem dem ganzen Jahre seine 365 Tage unbenommen bleiben sollten, so wäre es natürlich, daß der durch das Wunder geopferte Tag nur dadurch

wieder ersetzt werden könnte, daß alle nachfolgenden Tage und Stunden geschwinder zurückgelegt, also kürzer würden. Die Nachmittagsstunden des biblischen Wundertages müßten daher jedenfalls kürzer ausfallen, als ohne jenes Wunder, mithin müßte auch der ganze Tag kürzer sein als alle vorhergehenden. Er begreife nicht, wie man aus einem so unbegreiflich dastehenden Wunder so viel astronomische Weisheit habe lernen können.

Galilei hatte abermals die Freude, als Sieger bewundert zu werden. Dies Mal sogar auf dem gefährlichen Felde der Theologie. Er verkündete diesen Triumph mehreren seiner Freunde. Bei dieser Gelegenheit war er aber unvorsichtig genug, in einem Schreiben an seine hohe Gönnerin, die verwittwete Großherzogin Christine von Lothringen, einer wißbegierigen, aber auch zugleich sehr bigotten alten Dame, diesen Streit zu berühren und ihn erzählend noch einmal durchzukämpfen. Dieses Schreiben kam in die Hand der Feinde, und ward hier als Angriffswaffe benutzt.

Kaum hatte Galilei aber Zeit gehabt, sich seines kühn erfochtenen Triumphes zu erfreuen, so bekam er auch schon eine feierliche Einladung nach Rom. Er sollte vor dem römischen Inquisitionstribunale erscheinen, um sich von einer schweren Anklage der Ketzerei zu reinigen. — Das war ein Donnerschlag für Galilei, ein Donnerschlag für alle seine Freunde, Schüler und Anhänger. Man wollte ihn nicht nach Rom lassen, suchte ihn zur Flucht zu bewegen, aber er ließ sich nicht zurückhalten. Er trat allen diesen Bemühungen seiner vielen aufrichtigen Freunde mit unerschütterlichem festen Willen entgegen. Ich bin mir, sagte er, der ehrlichen That, des wahrhaft christlichen Glaubens und Handelns klar und fest bewußt, ich habe nicht Ursache, mich vor Gott zu fürchten, warum sollte ich vor Menschen zagen.

Als er nun mit diesem starken Vertrauen in Rom angekommen war, so erfuhr er sogleich, daß die Hauptanklagepunkte gerade in dem Schreiben aufzufinden seien, welches er an die Großherzogin Christine von

Lothringen gerichtet habe, daß die Dominikaner zu Florenz sich dieses Schreiben zu verschaffen gewußt hätten, um gegen Galilei mit seinen eignen Worten auftreten zu können. Mit Galilei war zugleich eine Deputation Dominikanermönche in Rom eingetroffen, um die Anklage zu verfolgen. Unter diesen fehlte auch der oben schon erwähnte boshafte Caccini nicht. Dieser Mensch war niederträchtig genug, in Rom zu Galilei zu schleichen, um ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten, während er heimlich die ganze Klage mit unversöhnlicher Hartnäckigkeit verfolgte. Galilei lernte später ganz genau die schändlichen Schliche dieses gleißnerischen Pfaffen kennen.

Die Lynceiner, Galilei's bewährteste Freunde, standen ihm mit Rath und That treu zur Seite. Und selbst seine alten Jesuitenfreunde in Rom verließen ihn nicht, obgleich ihre frühere Zuneigung sich merklich abgekühlt hatte.

Galilei trat mit Bescheidenheit und gottergebenen Sinn vor den heiligen Richterstuhl und nahm hier mit Dankbarkeit viel mehr Belehrung und Zurechtweisung entgegen, als er sich angelegen sein ließ, die Anklage zu vernichten. Das war der sicherste Weg zur Freisprechung, mit der man denn auch nicht lange zurück hielt. Die hochwürdige Kongregation hielt sich aber für veranlaßt, dem Galilei das Auslegen der Schrift streng zu untersagen, dazu sei er als Mathematiker, Astronom und Philosoph nicht berufen; zugleich verbot sie ihm, den ketzerischen Glauben zu haben, daß die Sonne ein Fixstern und die Erde ein Planet sei.

Ganz vorzugsweise nahm sich hier wieder der berühmte Jesuit, Kardinal Bellarmin, unseres Galilei an. Er war ihm ein treuer Rathgeber und Fürsprecher. Aber eine gewisse abgemessene Zurückhaltung konnte auch bei ihm nicht verkannt werden. Er führte eine ernste ermahnende Sprache, wo er früher in laute Bewunderung ausgebrochen war. Er rieth Galilei: sich ja fern zu halten von jedem Versuche die Bibel zu erklären, von jedem

leidenschaftlichen Kampfe gegen die Geistlichkeit, von jedem Streite mit dem heiligen Orden der Gesellschaft Jesu. Und wenn es ihm unmöglich sei, die kopernikanische Weltordnung zu verdammen, so möchte er sich doch ja hüten, davon zu reden, als glaube er daran, man könnte ja diesem Systeme von Herzen zugethan sein, ohne sein positives Glaubensbekenntniß darüber auszusprechen; denn streng genommen sei es ja immer nur noch Hypothese, welche Wahrscheinlichkeitsgründe man auch dafür angeben möchte. — Dieser Rath war aufrichtig und gut gemeint, wenn gleich ein starker Fingerzeig zur Heuchelei darin nicht zu verkennen war. Galilei hat ihn als Klugheitsregel tief zu Herzen genommen. Durch das empfehlende Wort dieses hohen Geistlichen erhielt unser Galilei auch selbst bei dem Papste Audienz. Damals saß Paul V. auf dem heilichen Stuhle. Dieser hatte sich einen sehr gefürchteten Namen zu machen gewußt, durch die entschiedene Abneigung gegen alle Neuerung in den Wissenschaften, gegen jeden Fortschritt in der Aufklärung der Menschheit. Er glaubte es ganz unzweifelhaft aus der Weltgeschichte ersehen zu haben, daß die geistigen Bildungsfortschritte den Menschen nur Unglück gebracht hätten. Es war nun sehr natürlich, daß Galilei, ein ganzer Mann der Neuerung und des Fortschrittes, nicht ohne Beklemmung die Schwelle des gewaltigen Kirchenfürsten betrat. Aber er fand sich doch bald sehr angenehm enttäuscht. Denn der heilige Vater interessirte sich für alles Wissen und hatte selbst auf Galilei's Bestrebung ein aufmerksames gar nicht ungünstiges Auge gerichtet. Er dachte mit keinem Gedanken daran, wirklich hemmende oder gar feindliche Eingriffe in das Aufblühen der Wissenschaften und Künste zu thun, — nein, es that ihm nur weh um des wahren Heils der Menschen willen, das darunter immer mehr und mehr zu leiden hätte. Galilei war ein viel zu feiner Menschenkenner, um nicht augenblicklich das verkehrte Urtheil der Außenwelt von

dem wahren Wesen des Papstes zu sondern. Am 12. März 1616 schrieb Galilei seinem Freunde Pichena, dem Staatssekretär des Großherzogs zu Florenz, gerade über diesen Besuch beim Papste Folgendes: „Gestern war ich bei dem Papste. Dreiviertelstunden ging er mit mir im Zimmer auf und ab und unterhielt sich mit mir. Ich erzählte, daß ich beim Abschiede, den ich von unserer Herrschaft genommen, allem Schutze derselben entsagt hätte, sobald sich derselbe auf Religion und gute Sitten bezöge; und dies Betragen rühmte er sehr. Ich legte ihm die Bosheit und Verläumdung meiner Feinde vor Augen, und er antwortete, meine Unschuld und Rechtschaffenheit sei ihm wohl bekannt. Da ich ihm meine Furcht, ich würde vor ihrer unversöhnlichen Bosheit nie Ruhe haben, äußerte, so suchte er mich damit zu beruhigen, ich stände bei ihm und der ganzen Kongregation in solcher Achtung, daß sie den Verläumdungen nicht leicht Gehör geben würden, und so lange er lebe, könnte ich mich sicher darauf verlassen. Ehe ich von ihm schied, versicherte er mich wiederholt seiner Bereitwilligkeit, seine Gunst mit der That zu beweisen."

Wie gefahrvoll aber dennoch Galilei's Angelegenheit in Rom stand, geht aus der Korrespondenz des damaligen toskanischen Gesandten Guiccardini daselbst hervor. Am 4. März 1616 schrieb derselbe von Rom aus: „Der Papst und Kardinal Bellarmin haben nach einer gehaltenen Unterredung festgesetzt, die Meinung des Galilei sei irrig und ketzerisch, und vorgestern sollen sie dies in einer Kongregation ausgesprochen haben. Ich hoffe aber, daß man der Person des Galilei nicht zu Leibe gehen werde; denn ich glaube, er wird so klug sein und sich der Lehre der Kirche unterwerfen. Zwar ist er gewohnt, seine Meinung hitzig zu vertheidigen, doch fehlt es ihm oft an Klugheit und Stärke, sich selbst zu beherrschen."

Diese zweite Reise nach Rom war also im Vergleich zur ersten viel ärmer an Ehre und Freude für Galilei. Es war ihm eine, seinen Ehrgeiz empfindlich berührende

Demüthigung, die Freisprechung einzig und allein auf dem wankenden Grunde päpstlicher Gnade beruhen zu sehen. Und diese an sich schon sehr unzuverlässige Gnade war sogar noch an eine Bedingung geknüpft, wogegen sich sein ganzes Innere mit Macht empörte. Er sollte streng der heiligen Kirche gemäß glauben und lehren, daß die Erde eine ewig unbewegliche Feste sei, um welche sich die Sonne eben so wie der Mond täglich und jährlich bewege. Er sollte also glauben und lehren, was seiner innigsten Ueberzeugung schroff entgegen stand.

Zu dieser sehr verdrießlichen Lage kam noch eine unangenehm vereitelte Hoffnung hinzu. Seit 1612 stand Galilei mit Spanien in Unterhandlung über den Verkauf der Erfindung einer bequemen und dennoch sicheren Methode, auf offenem Meere die Längenbestimmung vornehmen zu können. Er wußte, wie dieser damals schon stark gesunkene aber immer noch sehr mächtige Seestaat durch eine solche Erfindung wieder zur höchsten Höhe emporblühen könne, deßhalb machte er den Abkauf seines Geheimnisses von ziemlich hochgestellten Bedingungen abhängig.

Diese Angelegenheit, welche nun schon seit Jahr und Tag in lebhafter Unterhandlung gestanden und zum Schlusse reif war, löste sich plötzlich in Nichts auf. Die spanische Regierung brach unter einem einschlagenden Vorwande ab, und Galilei hatte außer dem kostbaren Zeitverluste noch den Verdruß, daß man seine Andeutung nicht allein gar nicht verstanden hatte, sondern sie auch noch mit religiösem Argwohn zurückwies. Die Kunde von Galilei's ketzerischer Glaubensrichtung war auch nach Spanien gedrungen. Philipp **III.**, ein ohnmächtiger, ganz der Priesterherrschaft erlegener König, hatte wenig oder gar keinen Antheil an dieser Unterhandlung.—

Der Einfluß der beleidigten Geistlichkeit, besonders der Dominikaner, reichte weit, reichte selbst in die innersten Staatsverwaltungen Spaniens.

Die hier erwähnte Methode der Längenbestimmung, war wirklich von Galilei erfunden und lag zur prak=

tischen Anwendung und Ausbildung bereit. Die Tabellen für die regelmäßig täglich wiederkehrenden Verfinsterungen der Jupitersmonde lagen berechnet da und waren von einer herausgegrübelten ziemlich sicheren Theorie der Bewegung dieser Trabanten abhängig gemacht. Ebenso hatte er auch ein Doppelfernrohr mit helmartiger Haube dazu erfunden, um selbst auf dem schwankenden Schiffe die Beobachtung des Himmels ausführen zu können. Die Zeit wollte er mit Hülfe eines Pendels messen und bestimmen. Kleinere Versuche, welche er übungsweise angestellt hatte, ergaben die befriedigendsten Resultate. Einige Jahre später bot er seine Erfindung auch noch einmal dem holländischen Staate an, indeß nicht mit mehr glücklichem Erfolge; hier stieß man sich an dem zu bedeutenden Kostenpunkte und an Zweifeln, welche von Sachverständigen aufgestellt und schwer zu widerlegen waren.

Galilei zog sich jetzt still in seine Studierstube und in die einsame schöne Natur der Umgebung von Florenz zurück. Die vielfachen tief kränkenden Erfahrungen boshafter Menschen hatte seine Gesundheit geschwächt. Seine aufgeregten Nerven bedurften der Ruhe und seine ganze Gemüthsstimmung sehnte sich nach gemüthlicher Einsamkeit. Hier faßte er zugleich den schon seit Jahren entworfenen Plan, sein Wissen und Können zu Papier zu bringen und zum Drucke zu verarbeiten, mit Eifer wieder auf und wollte ihn nun ungestört zur Ausführung bringen. Dabei nahm er sich aber auch vor, Abschriften davon in's reformirte Ausland, nach Flandern, Deutschland und England zu schicken und den Druck erst nach seinem Tode ausführen zu lassen, damit die widerwärtigen Krallen der Inquisition ihnen und auch seiner eigenen Person nichts mehr anhaben konnten. Diese Vorsätze waren vortrefflich. Zwei volle Jahre blieb er ihnen treu. Dann wurde er aber plötzlich wieder davon hinweggerissen.

Im August des Jahres 1618 wurde die Welt in große Ueberraschung und Aufregung versetzt durch das

unerwartete Erscheinen eines Kometen. Das Auge der meisten Menschen blickte mit bangen Sorgen auf dieses sichtbare sogenannte Zeichen des Zornes Gottes. Und die geistlichen Herren unterließen es nicht, mit donnernden Worten die Gemüther der Menschen stark zu erschüttern. Sie wiesen auf den immer mehr überhand nehmenden Abfall der Menschen von der allein seligmachenden Kirche, wodurch so viel Empörung, Krieg und Unheil über das christliche Europa gekommen sei; sie zeigten mit Fingern auf die aufklärungssüchtigen Ketzer, auf die verstockten Ungläubigen, auf die Irrlehrer und Zauberer, und fragten dann, ob es wohl möglich sei, daß Gott dem Treiben dieser Gottlosen noch ferner ohne Zorn und Strafe zusehen könne. Daß alle diese geifernden Reden auf Männer des Fortschrittes, wie Galilei, gemünzt waren, ließ sich kaum verkennen; indeß achtete dieser doch wenig darauf. Dagegen interessirte er sich für die Erscheinung selbst von ganzer Seele. Er richtete sein Fernrohr darauf, bestimmte mit Winkelmeßinstrumenten genau den Lauf und arbeitete alle seine Beobachtungen und Ansichten darüber schriftlich aus. Kaum war er aber hiermit im Reinen, so erschien noch ein zweiter Komet am Himmel. Dies ereignete sich in der Mitte Novembers desselben Jahres. Die Strafpredigten wiederholten sich lauter und die Aufregung stieg noch viel höher. Nur Galilei blieb ruhig in seiner Studiereinsamkeit und wiederholte seine Beobachtung, seine Messung, Berechnung und Ausarbeitung. Doch nun interessirte man sich auch bei Hofe lebhaft für die Sache, man wünschte eine verständige Belehrung darüber zu haben, und blickte auf Galilei als den Mann, welcher am tüchtigsten dazu sei. Erzherzog Leopold, Oheim des regierenden Großherzogs, bat Galilei zuerst und am dringendsten um einige Vorträge über die erschienenen Kometen und um die Herausgabe seiner hierüber ausgearbeiteten Schrift. Er sträubte sich diesen Bitten Gehör zu geben, willigte endlich ein zu einer Durchsprechung des Gegenstandes in kleinen vertrauten Kreisen,

indeß konnte er sich nicht sogleich entschließen, sein Werk drucken zu lassen. Marius Guiducci, Konsul der Akademie zu Florenz, ein früherer Schüler Galilei's, hatte eifrig Theil genommen an den Beobachtungen, Messungen und Berechnungen der Kometen. Er kannte die hohe Wichtigkeit und das interessante Neue dieser Schrift und meinte, daß es unverantwortlich sei, sie der Gelehrtenwelt vorzuenthalten. Galilei möchte doch wenigstens ihm gestatten, die Schrift, an der er ja auch Antheil habe, unter seinem Namen herausgeben zu dürfen. Hierzu gab Galilei endlich seine Zustimmung. Das Werk erschien 1619 zu Anfang des Jahres unter Marius Guiducci's Namen. Es behandelte seinen Gegenstand nicht ohne scharfe satyrische Beziehung auf eine andere Schrift ganz ähnlichen Inhaltes, die kurz zuvor von dem berühmten Pater Oratio Grassi bearbeitet, aber ganz ohne Namen erschienen war. Grassi, ein Mann von umfangsreichem Wissen, aber dabei anmaßend und stolz, ließ nicht lange auf Antwort warten. Unter dem angenommenen Namen Lotario Sarsi von Sigensano gab er 1620 eine „astronomische Wagschale" als Gegenschrift heraus, welche von leidenschaftlicher Bitterkeit strotzte. Er, ein vielgebrauchter, einflußreicher Jesuit, hatte gar bald hinter dem unschuldigen Schüler Guiducci den schuldigen Meister Galilei entdeckt und nun versäumte er nicht auf diesen seinen ganzen Haß auszugießen. Grassi's Feindschaft brachte den ganzen Jesuiten-Orden gegen Galilei auf. Zu diesem Unglück gesellte sich noch ein anderes nicht weniger großes hinzu. Cosmus II starb 1621. Dadurch ward Galilei seines mächtigsten, eifrigsten Beschützers beraubt. Der Nachfolger war erst 14 Jahre alt und die Regierung kam in die Hand der hinterbliebenen Großherzogin, einer sehr bigotten Dame, welche all' ihr Handeln von dem Gutheißen ihres Seelsorgers und der sie umschwärmenden Geistlichkeit abhängig machte.

Galilei's Lage war also plötzlich wieder sehr stark umdüstert. Aber er zagte nicht. Er blieb kühn und stark

gegen alle seine Feinde. Er griff mit männlicher Entrüstung zur Waffe und fuhr auf's Neue in das heiße Gewühl des Kampfes. Er stritt mit Begeisterung für Recht und Wahrheit in der Natur. Er gab gegen Grassi eine Alles auf's Spiel setzende Streitschrift heraus, welche den Namen „Goldwage" führte. Diese Schrift war ein Meisterwerk. Mit hoher Bewunderung richtete ganz Europa die Aufmerksamkeit darauf, man hatte nie etwas Aehnliches auf dem Felde der Literatur erlebt. Die Sprache war edel und klassisch schön, — die Gedanken scharf und tief, aber dennoch für Jedermann faßlich, — der Witz fein und treffend, aber um so empfindlicher verletzend. Diese ewig denkwürdige Schrift ward zu Rom 1623 gedruckt und dem römischen Prälaten Virginio Cesarino gewidmet. Sie veranlaßte heißes Blut.

Grassi, der hochmüthige, so gewaltig geschlagene Jesuit schäumte vor Wuth. Er lechzete nach Rache, nach furchtbarer Rache. Und um sein Ziel nicht zu verfehlen, so ging er sehr vorsichtig und ganz versteckt zu Werke. Zunächst ward es ihm nicht sehr schwer, viele seiner Ordensbrüder, wovon schon mehrere von Galilei's Uebermuthe stark gekränkt waren, für sich zu gewinnen und sie zu betheiligen an einer neuen dogmatischen Anklage gegen Galilei. Sie wollten Bezug nehmen auf eine in der „Goldwage" vorkommende Bibelstelle, welche Galilei als Laie kein Recht habe anzuführen. Ihre Anklage ward aber zurückgewiesen und sie mußten ihren Haß einstweilen zurückdrängen und für eine noch passendere Gelegenheit aufsparen.

Papst Paul V war gestorben, sein eben erwählter Nachfolger Urban VIII hatte über Galilei's Streben eine viel zu günstige Meinung, als daß er so elenden Anklagen ein aufmerksames Ohr schenken konnte. Schon 1620 hatte dieser Papst als Kardinal Maffeo Barberini dem genialen Manne die höchste Bewunderung in einem lateinischen Gedichte ausgesprochen, und diese früher gezollte Zuneigung war auch jetzt noch unverän-

dert dieselbe geblieben. Eine so ausgezeichnete Gnadenbezeugung konnte Galilei nicht ohne den wärmsten Dank entgegennehmen und er sehnte sich nach einer Gelegenheit, dies persönlich aussprechen zu können. Eine solche Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, der junge, auch um diese Zeit zur Regierung gekommene Großherzog Ferdinand II von Medicis schickte Galilei als Gesandten nach Rom, um dem heiligen Vater die Beglückwünschung zur Papstwahl zu überbringen. Galilei ward sehr huldvoll von dem Papste aufgenommen und hatte die große Freude, von dem ehrwürdigen alten Manne noch eben so geschätzt und bewundert zu werden, wie vor 13 Jahren bei seinem ersten Aufenthalte zu Rom. Wie sehr günstig der Papst für Galilei gestimmt war, erkennt man am besten durch die aufgefundenen eigenen Worte desselben. In dem Danksagungsbreve, welches der heilige Vater an den Großherzog durch Galilei zurückschickte, stand nämlich das große Lob: Galilei, eindringend in die ätherischen Räume, brachte ungenannte Sterne an's Licht und erschloß die Geheimnisse der Planeten. So lange daher Jupiter's wohlthätiges Gestirn vom Himmel herabstrahlen wird, von vier Satelliten begleitet, so lange wird auch Galilei seines Jahrhunderts Lob zum stäten Begleiter haben." —

Das war eine unaussprechlich süße Freude für den eben so viel, als hart gekränkten Galilei. Er faßte wieder Vertrauen zur Welt und wollte seine geistigen Kräfte nun nicht mehr vergraben und verkümmern lassen, er wollte sie öffentlich zur Ehre der Wahrheit und zum Preise der unendlich schönen Natur wirken lassen. Er eröffnete dem Papste sein Herz. Schon seit mehr denn zwanzig Jahren habe er sich mit der genauesten Erforschung der Wahrheit des Himmels beschäftigt und da sei er besonders durch die Entdeckung mit dem Fernrohre immer entschiedener und immer wieder auf's Neue auf die kopernikanische Weltordnung als die allein wahrscheinlichste, als die einzig wahre zurückgekommen, wie

sehr er sich auch als guter Christ beständig an das, von der heiligen Kirche allein nur gutgeheißene, ptolomäische System hätte binden wollen; darum bitte er um des heiligen Vaters mächtigen Schutz und gnädige Erlaubniß zu der Herausgabe eines größern Werks, in welcher er die beiden Weltsysteme mit unparteiischer Sachkunde abwägen könne. Der Papst hörte auf das begeisterte Wort Galilei's mit dem wohlwollendsten Interesse; er nahm die Bitte nicht allein nicht ungnädig auf, sondern er ermuthigte Galilei sogar zur wirklichen Ausarbeitung des genannten Werkes, versprach ihm seinen Schutz, seine kräftigste Unterstützung, nur rieth er sehr zur Vorsicht in der Wahl der Ausdrücke und in der Entscheidung über die Richtigkeit des einen oder des andern Systems. Die Kirche dürfe nicht beleidigt werden, alle ihre Glaubenssatzungen ständen ja einmal fest und unwandelbar wie der heilige Stuhl selbst. Mehr wie Wahrscheinlichkeit könne der kopernikanischen Weltordnung nie zugestanden werden. Galilei war damit zufrieden.

Nach der Rückkehr von dieser sehr erfolgreichen Reise machte sich Galilei mit starkem Eifer an diese schon lange im Kopfe getragene Arbeit. Seine Freude war groß, und er säumte nicht seinen vertrautesten Freunden in ganz Europa davon Kunde zu geben. Jetzt wollte er der Gelehrtenwelt zeigen, daß Italien in seiner astronomischen Bildung nicht zurückgeblieben sei, daß es sich sogar Deutschland ebenbürtig zur Seite stellen dürfe, und seine geistige Freiheit durch geistliche Anmaßung, Bevormundung und Bedrückung nicht eingebüßt habe. Dieser Jubel, so natürlich und wahr er auch dem Herzen Galilei's entquoll, fand aber im Ganzen genommen wenig aufrichtigen Anklang, und bei der gesammten Geistlichkeit ward er sogar sehr übel aufgenommen. Die Feinde Galilei's waren durch den Willen des Papstes geschlagen. Aber diese Niederlage war noch keine Vernichtung, man hoffte stark auf baldige noch mächtigere Hülfe und günstigere Gelegenheit, und fand den

Grund dazu in dem Beistande der gesetzlich strengen Mutter Kirche, der auch der Oberhirt der ganzen Christenheit noch Unterthan sei. Die mehrfach genannten Jesuiten blickten mit verbissener Wuth auf ihr verhaßtes Opfer und erlauerten eine neue Gelegenheit, sich darüber herzustürzen. Unser Galilei blieb nicht lange so freudetrunken, diese gefahrdrohende feindliche Stimmung gegen ihn zu übersehen. Er verhielt sich bald wieder ganz still und arbeitete zurückgezogen von allem Treiben der Welt emsig an seinem Werke. Zu dieser eingezogenen Lebensweise forderten ihn ohnehin mehrere sich allmälig einstellende Körperschwächen auf. In Folge einer heftigen Erkältung litt er sehr an gichtischem Gliederreißen, war er schwerhörig geworden. Das waren Uebel, welche zum Theil auch das Alter mit sich brachte; sie behinderten allen geselligen Verkehr, wozu Galilei besonders in früherer Zeit sehr viel Sinn hatte, aber sie behinderten den Fleiß der literarischen Arbeit nicht.

Um die so glücklich errungene günstige Stimmung des heiligen Vaters in ungetrübter Beständigkeit zu erhalten, so unterhielt Galilei eine sehr lebhafte Korrespondenz mit seinen vertrauten Freunden und Gönnern in Rom. Hierzu gehörten ganz vorzugsweise die Lynceiner, von denen einige mit dem Geheimsekretär des Papstes, Johann Ciampioli, so befreundet waren, daß sie den jedesmaligen Stand der Dinge genau erfahren konnten. Auf diesem Wege bekam nun Galilei 1628 davon Kunde, daß man in Rom wieder angefangen habe, kräftig gegen ihn zu arbeiten, daß dies Mal gerade die Jesuiten alle Segel aufspannten, um ihn wieder aus der Gunst des Papstes zu heben. Er reiste augenblicklich ab, nahm sein schon ziemlich weit gefördertes Werk mit hierüber und wußte sich durch Ciampioli's freundschaftliche Verwendung unbehindert Zutritt bei dem Papste zu verschaffen. Galilei war ein sehr erfahrener Menschenkenner und dabei ein feiner, gewandter Hofmann. Dem auf wissenschaftliche und poetische Größe eitlen Urban VIII. wußte er als ge-

wichtiger Mann von Fach ein tiefwirkendes Lob auszusprechen, wodurch er denselben in wenig Augenblicken wieder ganz für sich gewann. Dann brachte er die Rede auf sein Manuskript, theilte daraus mehre der interessantesten Stellen mit und legte sie der sachverständigen Begutachtung des heiligen Vaters vor. So bewegte er sich mit würdevoller Haltung und geistiger Liebenswürdigkeit durch alle Stufen der Klugheit und Artigkeit hindurch, bis er dem entzückten Papste die europäische Bewunderuug, das unsterblich große Verdienst ausmalen konnte, womit derselbe sich schmücken würde, wenn er beschütze und dulde, daß in seiner Christenheit die kopernikanische Weltordnung auch genannt und mit der ptolomäischen in einen ehrenvollen Vergleich gebracht werden dürfe. Galilei war hierbei so ganz nach Wunsch glücklich, daß er mit der festen Ueberzeugung wieder von Rom abreiste, den Stand seiner Angelegenheit wieder ganz auf das segensreiche Jahr 1624 zurückgebracht zu haben.

Zwei Jahre später, 1630, war Galilei abermals zu Rom, um nun sein fertiges Manuskript in die Hand des Papstes zu legen, welcher sich eine sorgfältige Censur der Schrift vorbehalten hatte. Der heilige Vater war nicht mehr ganz derselbe, wie 1624 und 1628. Es war deutlich zu verspüren, wie tief und fest er plötzlich gegen Galilei eingenommen war. Er wollte das einmal gegebene Versprechen nicht gerade zurückziehen, indeß konnte man doch genau merken, wie unlieb es ihm jetzt war, dasselbe gegeben zu haben. Er schöpfte Verdacht gegen Galilei's bekannte, leicht anstoßende schriftstellerische Freimüthigkeit. Die Jesuiten hatten jetzt viel Feld gewonnen, das war gewiß. Der päpstliche Geheimsekretär mußte wieder in Galilei's Angelegenheit gezogen werden und kräftig mitwirken. Es war ein Glück, daß wenigstens dieser noch immer unverändert derselbe, daß er dem Galilei noch ganz wie früher sehr freundschaftlich zugethan blieb. Diesem übergab der Papst das Manuskript mit dem ausdrücklichen Befehle,

dasselbe streng zu prüfen, ob auch keine Lehren darin vorkämen, welche den Grundsätzen der heiligen Kirche zuwider liefen; er selbst habe schon aufmerksam darin gelesen und eigenhändig mehrere unpassende Stellen verbessert. Das Resultat der angeordneten scharfen Prüfung fiel aber ganz zu Gunsten Galilei's aus. Es waren nur noch einige wenige Abänderungen nöthig gewesen. Jetzt erst konnte vom Magister des heiligen Palastes das erste und wichtigste „Imprimatur" ertheilt werden. Damit war das Werk aber noch lange nicht zum Drucke reif. Es mußte sich noch einer Censur unterwerfen von dem Generalinquisitoriate zu Rom, dann noch zweier von dem Vikariate und dem Inquisitoriate zu Florenz. Als es nun endlich 1631 durch alle diese fünf schweren Prüfungsmomente glücklich hindurchgekommen war, so stellte sich ihm nochmals ein Hinderniß entgegen. Es war bestimmt, daß der Druck in Rom unter spezieller Aufsicht und Leitung des Fürsten Cesi, Galilei's vertrautesten und treuesten Freundes vor sich gehen sollte. Aber in eben dem Augenblick, wo man Hand anlegen wollte, starb dieser Fürst. Dazu kam noch, daß im Großherzogthum Toskana eine pestartige Krankheit ausgebrochen war, welche Galilei behinderte, selbst nach Rom zu kommen. Galilei mußte nun erst noch bei dem Magister des heiligen Palastes um die hohe Gunst bitten, das Werk in Florenz unter seiner eigenen Leitung drucken zu lassen. Er erhielt die erbetene Gewährung, aber nur unter der strengen Verpflichtung, den Druck von dem Inquisitoriate zu Florenz überwachen zu lassen. Zugleich ward aber auch die von päpstlicher Seite verliehene schriftliche Druckerlaubniß wieder zurückverlangt, um die dabei gebrauchten Worte nochmals zu prüfen. Dies war ganz offenbar nur ein Vorwand, man wollte das „Imprimatur" zurückziehen, Galilei hat es auch nie wieder zu Gesicht bekommen. Zu all' diesen widerwärtigen Schwierigkeiten und Unschlüssigkeiten gesellten sich noch unzählig viele heimliche Intriguen, welche die Herausgabe des Werkes

zu hintertreiben strebten, so daß es bis in die Mitte des Jahres 1632 dauerte, ehe der Druck ganz vollendet war.

Diese Schrift hat sehr verhängnißvoll über das Schicksal Galilei's gewaltet. Es ist nöthig, sie etwas genauer kennen zu lernen. In der Vorrede kommen schon einige sehr kühne bedeutungsvolle Worte mit stark satyrischem Hintergrunde vor. „In diesen Jahren" sagte er, „ist zu Rom ein heilsamer Befehl gegeben worden, wodurch, den gefährlichen Aergernissen der gegenwärtigen Zeit vorzubauen, der pythagoräischen Meinung von der Bewegung der Erde Stillschweigen auferlegt ward. Einige behaupten mit Verwegenheit, dieses Urtheil sei nicht nach einsichtsvoller Prüfung gefällt worden, sondern nach Leidenschaften. Man klagte: Leute, welche in astronomischen Beobachtungen ganz unerfahren wären, hätten durch dies unversehene Verbot diejenigen nicht hemmen sollen, welche solche Dinge untersuchen. Ich konnte die Verwegenheit solcher Klagen nicht gutheißen, beschloß also, da ich die weise Verordnung gründlich kannte, öffentlich als Zeuge der Wahrheit zu erscheinen. Ich befand mich zu selbiger Zeit zu Rom; die höchsten Prälaten des dasigen Hofs hatten mir Gehör und Beifall gegeben, und das Dekret ward nicht ohne einigen Bericht von mir bekannt gemacht. So beschloß ich: mit gegenwärtiger Arbeit den Ausländern zu zeigen, man wisse in Italien, und zwar zu Rom, von dieser Sache so viel, als sich transalpinischer Fleiß nur einbilden kann, — durch Sammlung aller zum kopernikanischen Systeme gehörigen Lehren darzuthun, das Alles sei zu Rom bekannt gewesen, ehe diese Censur erschienen ist, — zugleich zu zeigen, daß aus diesem unsern Landstriche nicht nur Lehren zum Heil der Seele kommen, sondern auch scharfsinnige und erhabene Erfindungen zum Vergnügen des Geistes. — Aus diesem Grunde habe ich in folgendem Dialoge für mich die kopernikanische Partei genommen, blos als eine mathematische Hypothese, und alle Kunst angewandt zu zeigen, sie

sei der andern Hypothese, welche die Erde unbeweglich setzte, vorzuziehen, nicht unbedingt, sondern in so fern die letzte von Manchen vertheidigt wird, die sich für Peripatetiker ausgeben, aber nur den Namen behalten, sich befriedigen Schatten zu verehren und nicht aus eignen Beobachtungen philosophiren, sondern nur aus dem Gedächtnisse, nach vier mißverstandenen Principien. . . . . Ich trage diese Gedanken gesprächsweise vor, weil man so nicht an strenge Beobachtung der mathematischen Gesetze gebunden ist und Erlaubniß zu Ausschweifungen hat, die eben so angenehm sind als der Hauptgegenstand. . . Ich glaube: aus diesen Betrachtungen wird die Welt erkennen, daß, wenn andere Nationen mehr die See befahren, wir nicht weniger nachgedacht haben, und, wenn wir der Ruhe der Erde Beifall geben, es nicht deswegen geschieht, als wüßten wir nicht, was hierüber von Anderen erdacht worden, sondern, daß wir dazu andere Gründe haben, vornämlich solche, welche uns Gottesfurcht, Religion, Kenntniß der göttlichen Allmacht und Bewußtsein der Schwäche des menschlichen Verstandes lehren."

Der Dialog des Buches ist auf vier Tage vertheilt. Der erste Tag durchspricht die Aehnlichkeit und Verwandtschaft des Mondes mit der Erde und führt zuletzt zu der großen Wahrscheinlichkeit, daß die Länder des Mondes nicht unfruchtbar und unbewohnt, sondern wie unsere Erde mit ernährenden Kräutern und Früchten überdeckt seien, damit sie eine Wohnstätte für Thiere und Menschen abgeben könnten. Am zweiten Tage wird das Gespräch auf den Hauptpunkt der Untersuchung gelenkt, auf die Frage über Bewegung oder Stillstand der Erde. Hier werden alle Einwürfe, welche gegen die tägliche Bewegung angeführt, widerlegt und es stellt sich eine bedeutend überwiegende Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit des kopernikanischen Weltsystems heraus, welche aber aus kirchlichen Rücksichten am Ende doch nicht geltend gemacht und bis zum Aeußersten verfolgt werden. Der dritte Tag ergreift

die jährliche Bewegung als Hauptthema der Untersuchung, wobei die Entdeckung der Trabanten des Jupiters, der Lichtgestalten von Venus und Mars als die wirksamsten Hebel zum Beweise der Richtigkeit der kopernikanischen Weltordnung in Anwendung gebracht werden. Am vierten Tage wird das Phänomen der Ebbe und Fluth und das der beständigen Luftströmung in der heißen Zone — von Osten nach Westen — durch die Bewegung der Erde erklärt, so wie umgekehrt aus dem unbestreitbaren Vorhandensein jener Phänomene wieder zurück auf die Bewegung der Erde geschlossen. Doch immer wird die Wahrscheinlichkeit für die Bewegung der Erde mit religiösen Gründen wieder aus dem Felde geschlagen.

Die drei in dem Gespräche vorkommenden Personen heißen Sagredo, Salviati und Simplicius. Diese Benennung ist nicht zufällig, Galilei giebt dafür folgenden Grund an. Einst wäre er bei seinem alten Freunde Franciscus Sagredo zu Venedig zum Besuch gewesen, da sei auch noch Philipp Salviati, ihr beiderseitiger lieber Freund aus Florenz, und noch ein Ungenannter aus Venedig hinzugekommen. Das Gespräch habe sich auf die beiden großen Weltsysteme gelenkt. Der Ungenannte, ein eifriger Anhänger der peripatetischen Schule, hätte mit all seiner geistigen Kraft und all seinem scholastischen Wissen Partei gegen die kopernikanische Weltordnung ergriffen, wobei ihm die Kommentarien des Simplicius die allerhöchste Autorität gewesen wären, während die andern Beiden ihre scharfsinnigste selbstständige Denkkraft gerade für die Bewahrheitung dieser Weltordnung in Anwendung gebracht hätten. Eine ähnliche Unterredung sei ihm bei der Bearbeitung seines Werks beständig vor der Seele gewesen.

Richtet man nun die Aufmerksamkeit auf die innere Durchführung der genannten Gespräche, so muß man staunen über den Reichthum, über die Klarheit und Tiefe des Wissens, welche Galilei dabei an den Tag gelegt hat, — so muß man die Schönheit und Fein-

heit der Sprache bewundern, womit er hier überall als Meister erster Größe glänzt. Daneben drängt sich aber auch beständig noch der wichtige Nebengedanke auf, daß Galilei, ungeachtet seiner ernsten, gottesfürchtigen Sprache, dennoch ein witziger Schelm gewesen sei, daß er sich nicht allein herzlich lustig mache über den Unsinn und die Gedankenlosigkeit der damaligen scholastischen Philosophie, sondern auch sehr dazu geneigt gewesen sei, den kirchlichen Glaubenszwang seiner Zeit satyrisch zu geißeln. Denn der vernunftgetreuen, freien Entwickelung der Ansichten und Beweise eines Sagredo und Salviati weiß Simplicius oft nichts weiter entgegenzustellen als hochtrabende hohle Redensarten, auswendig gelernte Gemeinplätze und falsch verstandene und falsch benutzte aristotelische Lehren. Und da das bloße Wortemachen vor dem Richterstuhle des selbstständigen, wahrhaft scharfen Denkens nicht bestehen kann, so wird Simplicius durch seine beiden Gegner immer gewaltig in die Enge getrieben. Um so auffallender ist es dann aber, daß derselbe am Schlusse einer jeden solchen Disputation dennoch Recht behält, daß ihm selbst da noch Recht gegeben wird, wo nach vernünftiger Logik gar kein Grund mehr dazu vorhanden ist. Gerade diese satyrische Auflösungsform wirkt ungemein komisch auf den denkenden Leser; er muß zuletzt lachen, so oft der gelehrte Simplicius den salbungsreichen Mund aufthut.

Diese unverkennbar komische Seite des Buches mußte Anstoß erwecken bei allen Anhängern der peripatetischen Schule und bei der ernsten Kirche. Die Geistlichkeit schäumte vor Wuth und mußte doch schweigen. Sie konnte es nicht begreifen, wie der Papst, der geheiligte höchste Kirchenwächter, eine solche Schmach der Kirche habe entstehen sehen und zu ihrer Veröffentlichung sogar mitwirken können.

Dagegen erregte das Werk bei den wissenschaftlich gebildeten unparteiischen Männern aller anderen Stände einen gewaltigen Beifall. Die kopernikanische Welt=

ordnung hatte noch nie einen so entscheidenden Sieg über die ptolomäische davon getragen. Man meinte: Kepler besäße große unsterbliche Verdienste um das Auffinden der Beweise und Regeln der kopernikanischen Weltordnung, aber seine Arbeit sei so erhaben fein, daß sie nicht anders als wieder von Männern des Faches gehörig verstanden und gewürdigt werden könnte. Dagegen hätte Galilei für jeden vernünftig gebildeten Denker faßlich, und dabei doch auch für die Gelehrten befriedigend geschrieben.

Daher kam es denn, daß man in Deutschland, England, Holland und Frankreich ganz entzückt war über Galilei's welthistorische, meisterhafte Leistung. Von allen Seiten erhob sich eine bewundernde Begeisterung und Anerkennung für das große Talent unsers Galilei. Ein solches Werk stehe ganz einzig da, keine andere Nation könne etwas Aehnliches aufweisen. Zahlreiche Dichter besangen die unsterbliche Größe des kühnen toskanischen Weltweisen, ja selbst am Throne des vielgefürchteten streng katholischen deutschen Kaisers Ferdinand II. durfte es Jakob Licognini, ein berühmter florentiner Sänger, wagen, seinem großen Landsmanne ein feuriges Loblied zu weihen.

Doch ward dieser Freudenrausch nur zu bald wieder erstickt. Zuerst nahmen die Philosophen der aristotelischen Schule das Wort. Klaudius Berigardus, ein früher befreundeter Kollege Galilei's zu Padua, gab „Zweifel über Galilei's Dialog" heraus; er meinte, dem Simplicius wären lange nicht alle und noch weniger die wichtigsten Gründe gegen die kopernikanische Weltordnung in den Mund gelegt. Sicher hätte sich Galilei noch größern Ruhm erworben, wenn er ganz ehrlich zu Werke gegangen und wenn er den Simplicius keine so einfältige lächerliche Rolle hätte spielen lassen. Indeß war er doch ehrlich genug, dem unverkennbar großen Scharfsinne Galilei's volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die angeführten Gründe für die tägliche und jährliche Bewegung der Erde standen

so fest, daß ihnen schwerlich anzukommen sei. Diese Schrift, welche dem Kardinal Barberini gewidmet war, traf Galilei von einer Seite, die sich wenig oder gar nicht schützen ließ. Galilei selbst ergab sich in sein Schicksal. Aber diese ausgewitterte schwache Seite ward plötzlich von allen Feinden umlagert und angegriffen, immer tiefer und tiefer verfolgt, bis man ihm von hier aus mit hinterlistiger verrätherischer Hand den höchst gefährlich gezielten Todesstoß gab.

Die Geistlichkeit, so sehr sie sich auch gekränkt fühlte und so sehr sie auch gegen Galilei tief innerlich in Haß entbrannt war, verhielt sich Anfangs ganz schweigend. Es war aber ein unheimliches Schweigen. Die vom Papste und den Generalen der heiligen Inquisition zu Rom und Florenz öffentlich gegebene Zustimmung zum Druck der Schrift verschloß ihren Mund, lähmte ihre Feder. Das Schweigen war aber die Schwüle der Windstille vor dem nahen Ausbruche eines stürmenden Ungewitters. Es mußte heimlich gewirkt werden, und da zeigten sich nun die Jesuiten als die vollendetsten Meister der Intrigue. Sie sahen den lang ersehnten und vorbereiteten Augenblick zu Galilei's Untergang jetzt ganz nahe heranrücken. Der „fromme Vater Schreiner" zu Ingolstadt kroch wie eine giftige Schlange aus seinem Hinterhalt hervor und vereinigte sich mit dem gleichgesinnten „frommen Vater Grassi" zu einem heiligen Bündniß. Sie schlichen zu dem Neffen des Papstes, dem vielvermögenden Kardinal Franz Barberini und wußten diesen durch allerlei Schmeichelworte zunächst für sich zu gewinnen, und ihn durch lügnerische Einflüsterungen gegen Galilei einzunehmen. Dann gesellte sich zu ihnen auch noch ein Professor der peripatetischen philosophischen Schule aus Pisa, Scipio Chiaramonti, ein langjähriger Todfeind Galilei's, weil er von diesem schon zu wiederholten Malen verhöhnt und verlacht worden war bei gelehrten literarischen Kämpfen und mündlichen Disputationen. Er stand zu Franz Barberini in einem sehr vertrauten, freund=

schaftlichen Verhältnisse. Man erkennt nun leicht, wie diese jesuitische Partei unserm Galilei höchst gefährlich werden mußte, da sie die Fäden ihres Komplotts schon dicht an den Papst herangesponnen hatte. Sie ersann eine schändliche Lüge, welche sie allen mit dem Papste in unmittelbare Berührung kommenden hohen Geistlichen als eine unbestreitbare entsetzliche Wahrheit heimlich in's Ohr flüsterte. So oft nun der Papst die bewundernde Rede auf Galilei's Meisterwerk brachte, so senkten diese Herren seufzend den Kopf und beobachteten ein ernstes, zurückhaltendes Schweigen. Dadurch ward der Papst stutzig, er fragte nach der Ursache. Man gab ihm unbefriedigende, ausweichende Antwort. Er forschte tiefer und tiefer und erhielt endlich von seinem Neffen den Aufschluß. Da erfuhr er nun, wie Galilei, der viel gepriesene geniale Günstling des Papstes, eine am Busen erwärmte und beschützte falsche Schlange sei. Man wisse jetzt leider nur zu gewiß, daß Galilei unter dem lächerlichen, schwachgeistigen Simplicius seines Dialogs Niemand anders als Seine Heiligkeit, den Papst Urban **III.** selbst gemeint habe! — —

Diese Verdächtigung wirkte wie der Blitz. Der Papst hielt sich plötzlich für schändlich betrogen und verspottet. Gekränkter Ehrgeiz, gedemüthigter Stolz, beleidigte Eitelkeit nagten an dem edlen Kern des wahrhaft guten Menschen, bewältigten den Verstand plötzlich mit einer solchen Uebermacht, daß ihm zuletzt kein Gedanke mehr an die Möglichkeit der Zweifel kommen konnte. Und nun gerieth der Papst in eine solche Aufregung daß Alle das gewaltig niederschmetternde Gewicht der Ungnade traf, die es wagten, anderer Meinung als er zu sein, oder ein begütigendes Wort zu Gunsten Galilei's auszusprechen. Am allerschlimmsten war dies für Campioli, den päpstlichen Geheimsekretär. Dieser kam in den schlimmen Verdacht, um Galilei's heimliche Plane gewußt zu haben, weil er so beharrlich immer nur für Galilei gesprochen und dessen Buch

beständig mit dem beredtesten Lobe gepriesen und der päpstlichen Gunst empfohlen habe.

So hatten nun endlich die jesuitischen Feinde die längst ersehnte Ungnade Galilei's beim Papste bewirkt, und sie säumten jetzt nicht, den Letzteren auf Stellen des Buches aufmerksam zu machen, welche, unabhängig von jeder Persönlichkeit, dasselbe zu einem kirchlich sehr gefährlichen stempelte. Daraus entstand eine Anklage gegen Galilei, zu welcher der Papst um so bereitwilliger zustimmte, als der Gedanke eines vielleicht möglichen persönlichen Hasses gegen den Angeklagten ganz in den fernen unwahrscheinlichen Hintergrund gerückt ward. Um diese Anklagepunkte so viel als möglich mit dem Scheine einer sachverständigen Gerechtigkeit vor das römische Inquisitionsgericht bringen zu können, veranlaßte der Papst den Kardinal Franz Barberini, eine Kommission zur Prüfung des Werkes zusammen zu rufen. In diese Kommission ward zunächst Chiaramonti, der leidenschaftlichste, älteste Feind Galilei's, gewählt und zur passenden weiteren Wahl aufgefordert. Wie diese Wahl ausfiel, läßt sich leicht denken. Es kam eine Gesellschaft von jesuitischen theologischen und philosophischen Gelehrten zusammen, deren Mitglieder ohne Ausnahme alle schon Jahre lang gegen Galilei einen tiefen untilgbaren Groll hegten. Dieser Gerichtshof ließ die ihm dargebotene Gelegenheit, sich zu rächen, wahrlich nicht ungenutzt. Er hatte seine Aufgabe in kurzer Zeit gelös't. Nach seinem Richterspruche strotzte das Buch von ketzerischen Gedanken und Lehren, welche vor dem Angesichte der „heiligen Mutter Kirche" nicht bestehen konnten, sondern mit Abscheu streng verdammt werden mußten. Auf diesen Machtspruch bezogen, ward das Buch schon jetzt als ein sehr gefährliches streng verboten und, wo man seiner habhaft werden konnte, vertilgt. Damit beruhigte sich aber die Kommission noch nicht, sie verklagte Galilei als Abtrünnigen von der allein seligmachenden katholischen Glaubenslehre, als einen gefährlichen Verführer zum Unglauben, zur teuflischen Ketzerei. Und

um dieser Anklage noch mehr Gewicht zu geben, wußte sie es zu bewerkstelligen, daß bei dem heiligen Officium auch noch andere gleichlautende Anklagen aus Florenz, Ingolstadt und Pisa einliefen, welche aber alle ebenfalls von den entrüsteten „frommen Vätern" der Gesellschaft Jesu herrührte.

So kam es denn, daß Galilei noch vor Ablauf des Jahres 1632 mit den bekannten furchtbaren Feierlichkeiten aufgefordert ward, nach Rom zu kommen, um sich vor dem Tribunal des heiligen heimlichen Glaubensgerichtes zu verantworten! — —

Galilei lag krank darnieder, als die Aufforderung des römischen Inquisitionsgerichts in Florenz eintraf. Das gichtische Gliederreißen, welches ihn auf kurze Zeit verlassen hatte, war plötzlich wieder mit der größten Heftigkeit über ihn hergefallen. Die vielen Nachtwachen, die anstrengenden Beobachtungen des Sternenhimmels hatten seine Gesundheit zerrüttet, ganz besonders aber sein Auge bis nahe zum Erblinden geschwächt. Das eine Auge besaß schon gar keine Sehkraft mehr und das andere verlangte Ruhe und die sorgfältigste Entfernung aller Gemüthsbewegung, wenn es nicht auch ein Opfer der schrecklichen Blindheit werden sollte. Daraus erwuchsen die triftigsten Gründe zur Entschuldigung, welche Galilei aber nicht benutzen wollte.

Als der toskanische Hof die Schreckenskunde erfuhr, war er sehr entrüstet über die rücksichtslose Härte, womit man starr darauf bestand, daß der alte, kranke Mann, in so vorgerückter kalter Jahreszeit, eine so angreifende, traurige Reise machen sollte. Mit Hülfe seines Gesandten, Niccolini, unterhandelte er beim päpstlichen Stuhl um Niederschlagung der ganzen Untersuchung; und als dies zu erreichen unmöglich war, so trug er auf Aufschub an; aber auch dies ward nicht gewährt. Das hohe Tribunal blieb unerbittlich fest bei seiner ersten Bestimmung. Auch der französische Gesandte hatte von seinem Hofe den Auftrag, eine milde, schonungs=

volle Behandlung des betagten Greises zu erwirken, doch fruchtete diese Verwendung eben so wenig wie die vorige. Mehrere ehrwürdige, mit Galilei langjährig befreundete Kardinäle schlugen sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften in's Mittel, doch Alles war vergebens; die Einflüsterungen der Jesuiten hatten den Papst zu tief gegen Galilei erbittert, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich erweichen zu lassen.

Der Großherzog von Toskana, Ferdinand II., war erst einige zwanzig Jahre alt. Er hatte allerdings schon seit einer Reihe von Jahren den Thron bestiegen und dem Namen nach selbstständig regiert, indeß war er doch immer noch wenig oder gar nicht allein bestimmend aufgetreten. Der strenge Wille seiner frommen, der katholischen Kirche blind ergebenen Mutter entschied noch stark über sein Thun und Lassen. Auch war er der fein berechneten, engherzigen Politik seiner aus der vormundschaftlichen Regierung beibehaltnen Minister noch zu sehr unterthan, als daß er hätte wagen können, gegen ihre Rathschläge zu handeln. Man erinnerte ihn von dieser Seite, daß es höchst gefährlich, ja tollkühn sei, sich dem Willen des „heiligen Vaters" zu widersetzen, daß schon vor 60 Jahren sein willenstarker, vielerfahrener Großvater Cosmus I. sich in ganz ähnlicher Weise dem Willen des Papstes habe fügen müssen, als ihm die römische Inquisition den vielbegünstigten Liebling Carnesechi unbarmherzig von der Seite riß. Solchen Einwirkungen und Rathschlägen mußte sich der junge Regent fügen, so mächtig er auch dagegen angekämpft hatte. Es ist interessant, das hochherzige Sträuben des jungen Fürsten aus einer uns noch aufbewahrten Korrespondenz zwischen seinem Staatssekretär Cioli und seinem Gesandten Niccolini zu Rom selbst zu ersehen. „Der Großherzog" schrieb jener diesem den 9. Nov. 1632 nach Rom, „ist so aufgebracht, daß ich nicht weiß, was daraus werden wird. So viel weiß ich aber wohl, daß seine Heiligkeit nie Ursache haben werden, mit dem hiesigen Staatsministerio und seinen Rathschlägen un=

zufrieden zu sein." Das sind vielsagende, die damaligen jesuitischen Verhältnisse am Florentiner Hof genau charakterisirende Andeutungen. Der Fürst mußte sich den Anordnungen des heiligen Tribunals fügen.

Galilei reiste den 30. Januar 1633 von Florenz ab. Im Großherzogthum Toskana wüthete noch immer die Pest; daher war dasselbe von allen Nachbarstaaten abgesperrt. Als nun Galilei auf seiner Reise die Gränzen des Kirchenstaates erreichte, so mußte er Halt machen und sich ohne Widerrede der lästigen vierzehntägigen Quarantaine unterziehen. Das war der Anfang der vielen Widerwärtigkeiten, welche seiner in Rom und von dessen Herrschaft erwarteten. Durch die Fürsorge des Großherzogs wurden die Unannehmlichkeiten dieses Aufenthaltes so viel es sich thun ließ wohl beseitigt, indeß blieben sie doch immer noch stark fühlbar für den altersschwachen, kranken Körper Galilei's. Als nun endlich die Erlaubniß zur Weiterreise gegeben ward, so hatte der alte Mann auch wieder die Freude, einen Beweis der liebevollen Menschenfreundlichkeit des toskanischen Botschafters zu Rom in Erfahrung zu bringen. Herr Niccolini hatte ihm bis Pont a Centino eine sehr bequeme Sänfte entgegen geschickt und ihn einladen lassen, im mediceischen Palaste zu Rom, der Wohnung der Gesandten abzusteigen.

Still, ungekannt und unbeachtet erreichte Galilei am 13. Februar Rom. — Im Gesandtschaftspalaste kam ihm Niccolini mit Herzlichkeit entgegen, der, so viel es sich hatte thun lassen, Alles zu einem gemüthlichen Empfange vorbereitet hatte. Die gewandte edle Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes hatte nach vielfachen vergeblichen Unterhandlungen dennoch die große Gunst zu erreichen gewußt, daß der angeklagte berühmte Gelehrte bei ihm wohnen dürfe. Denn der strengen Vorschrift des heiligen Tribunals gemäß hätte Galilei eigentlich sogleich eingesperrt werden müssen. Von dieser Strenge hatte man einstweilen Etwas abgelassen, indeß war dem toskanischen Gesandten doch die ernste

Bedingung gestellt, daß Galilei sich zu einem strengen Hausverhaft verstehen müsse und daß derselbe weder die Wohnung verlassen, noch Besuche annehmen dürfe.

Schon am andern Tage kam Galilei mit der Inquisition in Berührung. Vor der Villa Medici hielt eine dicht verschlossene schwere Karrosse, aus dieser stieg der „fromme Pater" Lancio, ein viel gefürchteter Kommissär des heiligen Tribunals. Er ließ sich nach Galilei's Zimmer führen. Einige Augenblicke später sah man den Geistlichen in Gesellschaft Galilei's wieder zum Wagen zurückkehren. Beide stiegen ein, die Karrosse ward sorgfältig wieder verschlossen und fuhr davon.

Hier im düstern Wagen ward nun die erste Voruntersuchung zu dem später so schrecklich berühmt gewordenen Prozesse eingeleitet. Der geistliche Herr suchte seine Aufgabe mit Milde und Schonung zu lösen. Er beklagte das traurige Geschick des alten Galilei und schien es aus der innersten Tiefe seines Herzens aufrichtig zu wünschen, daß Galilei sich ohne Schwierigkeit dazu verstehen möchte, öffentlich zu bekennen, daß sein Glaube an die Unbeweglichkeit der Erde noch unverändert feststehe, daß es ihm leid thue, wenn man aus seinem Dialoge eine ketzerische Glaubensansicht gefolgert habe, welche der Kirche und seinem eignen Seelenheil schroff entgegen stehe, denn eine solche verwerfliche Ansicht habe er nie gehabt und nie verbreiten wollen. Galilei erwiederte hierauf, daß es nie seine Absicht gewesen wäre, mit seiner Schrift der heiligen Kirche entgegen treten zu wollen, daß er die Bewegung der Erde nie als seine eigne religiöse Glaubenssache, sondern genau als wissenschaftliche Hypothese, wie der heilige Vater ihm dazu die Erlaubniß gegeben, behandelt habe. Und von dieser hypothetischen Bewahrheitung der kopernikanischen Weltanschauung wolle er ja gern wieder abgehen, sobald man ihn nur mit rein wissenschaftlichen Gründen widerlegt habe. Zu einem öffentlichen kirchlichen Glaubensbekenntnisse über die ewige Unbeweglichkeit der Erde könne er sich nicht verstehen, weil er nirgends, auch nicht

in seinem Dialoge, einen Beweis gegeben habe, daß er vom wahren Kirchenglauben abgewichen sei. Er habe der kopernikanischen Weltordnung, wie einer sehr sinnreichen, ja sogar sehr wahrscheinlichen Hypothese, mit Begeisterung das Wort geredet; das sei wahr,— aber dabei habe er seinen Kirchenglauben immer unverletzt zu bewahren gewußt.— Darauf antwortete der fromme Vater schon in etwas verletztem feierlichen Ton: „Wie viele tüchtige und mathematische Gründe Sie auch vorbringen mögen, so steht die Erde dennoch ewig fest, weil die Erde in Ewigkeit steht, wie die heilige Schrift sagt.“ Als nun Galilei hierauf bemerkte, das dies ja gerade sein kirchlicher Glaube auch sei, und daß selbst in dem Dialoge sein Simplicius diesen Glauben kräftig vertrete und auch immer Recht darin behalten habe,— so brach der Inquisitionskommissär die Unterredung plötzlich ab. Er war durch das bloße Nennen des Simplicius stark erschüttert worden. Stumm nebeneinander sitzend fuhren sie noch eine Strecke weiter. Der Wagen hielt vor dem Gesandtschaftspalaste und Galilei kehrte wieder heim in seinen Hausarrest.

Solche Untersuchungsfahrten wurden nun öfter wiederholt. Das nächste Mal bildete der Punkt des Simplicius, welcher bei der vorigen Unterredung einen so unheimlichen schweigsamen Schluß zur Folge gehabt hatte, einen vorsichtigen, etwas peinlichen Anfang. Der Inquisitionskommissär deutete mit scharf gemessenen Ausdrücken auf das gottlose Gerücht hin und veranlaßte Galilei, sich darüber auszusprechen. Dieser war wie aus den Wolken gefallen. Jetzt erst begriff er, welcher schändlichen Lüge er zum Opfer fallen sollte. Mit der Entrüstung eines wahrhaft unschuldigen kräftigen Geistes wies er das Gerücht als durchaus grundlos, als heimtückische Verläumdung von sich zurück. Nie wäre es ihm nur in den Sinn gekommen, mit seinem Simplicius die heilige Kirche oder gar den Papst personificiren zu wollen. Er könne es mit den heiligsten

Eiden beschwören, daß das Komische in dem Auftreten des Simplicius nur der übermüthigen scholastischen Philosophie habe gelten sollen, daß es ihm unmöglich sei, die ihm inwohnende wahrhaft religiöse Ehrfurcht vor der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupte so zu vergessen! — Der fromme Vater Lancio hörte sehr aufmerksam auf jedes Wort des entrüsteten Galilei, blickte schweigend tief in das edle Antlitz des Greises und schien von der Wahrheit der Worte ganz durchdrungen zu sein. Aber mit kluger Vorsicht enthielt er sich jeder Aeußerung. Ein wehmuthsvolles Kopfschütteln war Alles, was er darauf erwiederte.

Auf einer anderen Fahrt lenkte Pater Lancio die Rede auf die Untersuchung, welche Galilei schon im Jahre 1616 vor dem Tribunal der Inquisition habe bestehen müssen; damals habe es sich um ähnliche, wenn auch weniger tief in die kirchlichen Verhältnisse hineingreifende Beschuldigungen gehandelt. Es wäre bekannt, wie Galilei schon damals durch das gnädige Fürwort des Papstes Paul V. freigesprochen worden sei; aber er habe auch damals feierlichst geloben müssen, nie wieder für die kopernikanische Weltordnung das mündliche oder schriftliche Wort zu nehmen und daß er überhaupt nie wieder lehren wolle, was dem religiösen Glaubenssatze über die Unbeweglichkeit der Erde entgegen sei. Darauf erwiederte Galilei, daß zu der Zeit durchaus weder von einer inquisitorischen Untersuchung, noch von einem feierlichen Gelöbniß die Rede gewesen sei, daß sowohl das heilige Tribunal als auch der heilige Vater nur ermahnend zu ihm geredet, und daß er sich der angeschuldigten Sünde nicht bewußt sei, dieser gnädigen Ermahnung irgendwie uneingedenk geblieben zu sein. Er habe, wie Beide es gewünscht, kirchlich nie anders geglaubt, als daß die Erde unbeweglich feststehe; er habe positiv nie gelehrt, daß die Erde sich täglich und jährlich bewege, und wenn er dennoch für diese kopernikanische Weltanschauung das Wort genommen, so habe er sich nur als Philosoph und als Mathematiker für diese wissen-

schaftliche Hypothese interessirt und allen, ihm zu Gebote stehenden Scharfsinn angewandt, um die Haltbarkeit und Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese zu beweisen. Eine solche reine philosophische Spekulation sei ihm nie verboten, noch sei dabei sein religiöses Glaubensbekenntniß irgendwie in Gefahr gewesen. Sein Dialog liefere den offenbarsten Beweis für diese, seine innigste Ueberzeugung. Er könne nicht begreifen, wie man mit so befangenem Vorurtheil des Buches Inhalt deuten wolle; liege es doch unverkennbar klar auf der Hand, wie ehrfurchtsvoll er den biblischen Glauben respektirt habe. Die frommen Reden des Simplicius sprächen es ganz entschieden aus! — Der Inquisitionskommissär zeigte bei diesem letzten Ausspruche wieder die Miene eines tief verletzten Gemüths. Die Unterredung stockte und die Karrosse fuhr auf dem kürzesten Wege wieder zum Gesandtschaftspalaste zurück.

Die Voruntersuchung war zu Ende. Sie hatte einen Zeitraum von zwei vollen Monaten in Anspruch genommen. Dem Papste, der sich so empfindlich gekränkt und hintergangen fühlte, konnten die hier gegebenen Geständnisse Galilei's unmöglich genügen. Er war zu fest davon überzeugt, daß Galilei ein hartnäckiger, verstockter Sünder sei, der mit boshafter Satyre ihn und die ganze Kirche absichtlich verspottet habe, der blos mit hohlen Redensarten sein Glaubensbekenntniß für die ptolomäische biblische Weltanschauung ausgesprochen, aber dennoch eine wahrhafte und daher auch kirchliche Ueberzeugung nur für das ketzerische kopernikanische Weltsystem habe. Dieser Ansicht und dem ernsten Willen des Papstes zufolge mußte nun das heilige Tribunal mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft einschreiten, „um des verstockten Sünders wahrhafte Gesinnung, seine, von aller Schlauheit und Lüge frei gemachte „„Intention““ zu erforschen.“ — —

Den 16. April ward Galilei nun wirklich vor den Richterstuhl der Inquisition geführt. Nach Beendigung

des, mit feierlichem Ernste und richterlicher Kälte durchgeführten, ersten Verhörs verkündete man dem erschöpften alten Mann, daß er jetzt in strenger Untersuchungshaft verbleiben müsse und den Inquisitionspalast nicht eher wieder verlassen dürfe, als bis das heilige Gericht über ihn gerichtet habe. Eine solche Strenge stand im direkten Wiederspruche mit der bisher bewiesenen menschenfreundlichen Milde. Vierzehn volle Tage saß er nun einsam und verlassen in dem öden Gefängniß. Diese Behandlung hatte auf den unglücklichen Greis den beklagenswerthesten Einfluß. Sein Gemüth war tief verletzt, und das ganze Heer der körperlichen Leiden fiel über ihn her. Das Gliederreißen stellte sich ein und stieg in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Höhe, daß man selbst Ursache hatte, den Tod zu befürchten. In diesem herzzerreißenden, bejammernswerthen Zustande fand ihn der Kardinal Barberini, als derselbe in der Absicht zu ihm kam, um durch freundliches Zureden ihn zu einer Sinnesänderung zu vermögen, welche den Ausgang des Prozesses weniger gefährlich machen würde. Das Herz des Kardinals ward erschüttert und zum Mitleiden bewegt. Er ging sogleich zum Papste, seinem Oheim, stellte diesem die traurige Lage Galilei's mit so theilnehmenden herzlichen Worten vor und bat so warm um Abhülfe und Milderung, daß der heilige Vater sich erweichen ließ, und Galilei gestattete, wieder zum Gesandtschaftspalaste zurückzukehren. Niemand war hierüber froher als der edle Niccolini. Er liebte Galilei wie seinen eigenen Vater und war um ihn schon in der größten Sorge gewesen. Mit liebevoller Sorgfalt nahm er sich nun des kranken Alten auf's Neue an. Er suchte dessen Leiden zu lindern, dessen Geist zu erheitern und hatte die große Freude, daß seine Bemühungen nicht ohne den besten Erfolg blieben. Er errieth sehr bald, daß Galilei sich um so eher wieder erholen würde, wenn man demselben nur gestatten könnte, sich fleißig in der freien Luft zu bewegen. Dagegen hatte sich aber das heilige Officium sehr entschieden erklärt.

Niccolini suchte indeß auch diese strenge Vorschrift so viel es sich thun ließ zu Galilei's Gunsten zu ändern, und das Inquisitoriat erlaubte zuletzt dem kranken Gefangenen „ein einsames Umherfahren im halboffenen Wagen." Aber auch diese Erlaubniß war wieder an strenge Bedingungen gebunden. Die Spazierfahrten durften nur in dem Garten der Villa Medici und immer nur unter strenger inquisitorischer Ueberwachung der Umgebung ausgeführt werden.

Im Vergleich der sonst gewohnten Strenge und selbst Härte des viel gefürchteten Gerichtes der „heiligen Kirche" hatte man unsern Galilei bisher sogar sehr milde und rücksichtsvoll behandelt. Das erkannte er auch selbst mit dem aufrichtigsten Dank an. Nur war es unmöglich, von allen Verboten und Behinderungen, von aller Strenge abzustehen. Daher kam es denn, daß Galilei sich seiner Gefangenschaft immer mehr inne ward, je länger sie dauerte. Das mußte besonders auf seine Gemüthsstimmung einen um so tieferen Eindruck machen, als er sein ganzes Leben hindurch ein begeisterter Freund der schönen freien Natur gewesen war. Die vierzehn Tage im düstern Gefängniß der unheimlichen öden Inquisition waren ihm eine qualvolle Ewigkeit gewesen. Wie versank er in Gram, wie entbrannte er in Sehnsucht nach der geliebten Freiheit! Niemand, Niemand wisse die Freiheit so zu schätzen, als wer sie wie er als siebzigjähriger Greis und leidenschaftlicher Freund der freien Natur habe plötzlich entbehren müssen! — — Er war während seines ganzen Lebens eines lebhaften Umgangs mit Menschen gewohnt gewesen, hatte fortwährend Besuch von berühmten Reisenden und Freunden im Hause und an seiner gastlichen Tafel gehabt, und er sollte nun so mit einem Male allen Umgangs mit Menschen entbehren, — das war hart, das war unerträglich. Ueber alle ihn interessirenden Gegenstände sprach er sich gern und recht ausführlich aus, und es konnte ihm ordentlich Kummer machen, wenn ihm einmal die Gelegenheit dazu fehlte. Er war überhaupt ein großer Freund von leben=

diger Unterredung und sein geistreiches, freies, mit körnigem Witz gewürztes Wort gab hierzu die wirksamste Anregung. Mit seinem fein gebildeten beredten Wirthe hätte er nun dieser Neigung ganz vortrefflich folgen können, aber — es war ihm streng untersagt, gerade von Dem zu sprechen, was er in eben dieser Zeit so recht voll und schwer am meisten im Herzen trug. Es war ihm bei der furchtbaren Strafe der Exkommunikation verboten, über das Verhör vor dem Tribunal und über die Behandlung und Erlebnisse im Inquisitionspalaste ein einziges Wort zu sagen. Das war ein hartes Verbot! — Selbst das Briefschreiben, welches Galilei seit fünfzig Jahren in dem größten Umfange und fast mit leidenschaftlicher Liebe betrieben hatte, wußte man von Seiten der Inquisition so stark zu behindern, daß es kaum noch lebte. Die mächtigen Kirchenrichter behielten sich eine genaue Einsicht in alle seine Korrespondenz vor.

Aber ungeachtet aller dieser sehr unangenehm empfundenen Ueberwachungen konnte Galilei die nachsichtsvolle Milde seiner Richter doch nur loben. Nach seiner Ansicht verdankte er aber diese Schonung viel weniger der besondern großherzoglichen Verwendung, oder der humanen Rücksicht der Richter auf seine persönlichen Verdienste, — als vielmehr der heftigen Spannung zwischen den Dominikanern und den Jesuiten. Das Inquisitionsgericht war ein Institut der Dominikaner. Als sechszehn Jahre früher die Dominikaner Galilei's Ankläger waren, traten die Jesuiten als ein sehr mächtiger Schutz auf seine Seite. Jetzt hatte sich die Lage der Sache umgekehrt, Galilei war von den Jesuiten angeklagt und nun übernahmen die Dominikaner als Jesuitenfeinde das Amt der schützenden Vertheidiger. Außerdem wirkte auch noch der Umstand wesentlich günstig für Galilei's Lage, daß mehrere ansehnliche Geistliche — wie der Staatssekretär, der Magister des heiligen Palastes zu Rom, der Generalvikar und der Großinquisitor zu Florenz — sehr stark mit in den Prozeß

verwickelt waren, deren Bloßstellung von mehreren einflußreichen Seiten, ja selbst vom Papste verhindert werden mußte.

Wie beschützend, hochherzig und mächtig sich nun auch die eine Partei zu Gunsten Galilei's benahm, so war ihr die Gegenpartei dennoch zu sehr überlegen, weil diese sich fortwährend auf dem unantastbaren Boden der strengen Kirchengesetzlichkeit zu erhalten wußte, und weil sie viel gewandter, kühner und glücklicher in den versteckten Intriguen zu Werke zu gehen verstand.

So kam es denn, daß der kaum wieder genesene Galilei am 22. Juni auf's Neue vor das Tribunal geschleppt ward. Er sollte nun ohne Weiteres gestehen, daß er bei der Bearbeitung seines Dialogs wirklich ketzerische Gedanken gehabt, daß er auch kirchlich an die tägliche und jährliche Bewegung der Erde geglaubt habe, und daß es seine innere Absicht gewesen sei, den biblischen und kirchlichen Glauben an die Unbeweglichkeit der Erdfeste und an die Bewegung der Sonne in's Lächerliche herabzuziehen. Da es ihm aber rein unmöglich war, aus wahrhafter Ueberzeugung und freiem Entschlusse ein solches Geständniß zu machen, so verlangten es die furchtbaren Regeln der Inquisition, den Willen des unglücklichen Alten zu brechen und mit Gewalt den Absichten des Tribunals anzupassen.

Es herrscht nun allerdings ein undurchdringliches tiefes Dunkel über Galilei's Erlebnisse an dem genannten Tage; die Akten sind absichtlich verstümmelt und ein furchtbarer Eid band Galilei's Lippen; doch ist es nur zu wahrscheinlich, daß man sogar die Folterwinde zu Hülfe gerufen habe, um Geständnisse zu erpressen, wonach die heimlichen Ankläger gierig dürsteten. Denn leider ist es ja nur zu wahr, daß der unglückliche alte Mann unmittelbar nach jener grausigen Nacht vom 22. auf den 23. Juni an einem lebensgefährlichen Eingeweidebruche litt. Und wer weiß es nicht aus der geheimen Geschichte menschlicher Greuel jener Zeit, daß gerade dieses Uebel die gewöhnliche Folge des unbarm-

herzigen Ausreckens der Glieder durch die Folterwinde war! — —

Die Prozeßakten über diesen schmachvollen Vorfall geistlicher Verirrungen waren lange Zeit gar nicht zu finden. Erst später, bei dem welthistorischen Triumphzuge Napoleon's durch Italien, wurden sie durch Zufall an einer Stelle entdeckt, wo man sie mit Absicht kaum suchen konnte. Der Kaiser schickte diesen wichtigen Fund nach Paris und sprach zugleich die Absicht aus, ihn genau prüfen lassen zu wollen und dann der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er zog hierbei Delambre als Sachverständigen zu Rathe. Doch ehe noch Hand angelegt war an die wirkliche Ausführung dieses wahrhaft freimüthigen kaiserlichen Plans, kam auch schon die Restauration und versenkte Alles in Vergessenheit. Und später waren die Akten plötzlich wieder verschwunden. Delambre bezeugte öffentlich, sie in Händen gehabt und durchblättert zu haben, er erinnerte sich noch ganz genau, daß darin eine Lücke vorkam, welche sich gerade auf die verhängnißvollen nächtlichen Stunden des Verhörs vom 22. bis zum 23. Juni 1633 bezog, und daß dicht vor dieser Weglesung noch von der Nothwendigkeit eines „rigorosum examen" die Rede gewesen sei, ein Ausdruck, der bei allen aus der damaligen Zeit uns überlieferten Prozeßakten der Inquisition gerade auf die Anwendung der Folter Bezug hatte. — Uebrigens geht auch noch aus mehreren Stellen der später veröffentlichten Briefe Galilei's über diesen Aufenthalt in Rom hervor, daß das Inquisitionsgericht ihn schrecklich behandelt haben müsse. „Mich interessirt ein Tribunal," schreibt er an einen seiner früheren Schüler, Pater Vincenzio Renieri, „vor welchem ich für nicht viel weniger als einen Ketzer genommen werde, weil ich vernünftig bin. Wer weiß, ob mich diese Menschen nicht noch dazu bringen, das Lehramt eines Philosophen mit dem eines Geschichtschreibers der Inquisition zu vertauschen. Lieber Vincenzio, ich bin nicht abgeneigt, meine Gedanken, Eurem Wunsche gemäß, hierüber

niederzuschreiben, wenn nur die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln genommen werden, um Euch den Brief zukommen zu lassen." — Man fühlt es diesen Ausbrüchen der Entrüstung an, daß dem alten Mann durch den bekannten jesuitischen Kunstgriff eines kirchlichen Gelübdes ein ewiges Schweigen auferlegt worden war, daß seine Gedanken an eine Schandthat erinnert werden, welche das Menschengefühl empöre.

Doch damit war das Schlimmste noch nicht geschehen. Auf eine so geheimnißvolle schreckliche Nacht sollte ein noch furchtbarerer offener Tag folgen. Nachdem die „heilige" Inquisition aus dem Munde des schwachen Greises ein Geständniß gefoltert hatte, welches der leidenschaftlichen Erbitterung des „heiligen Vaters" und der gehässigen Verfolgung der „frommen Väter" der Gesellschaft Jesu genau entsprach, wollte man diesen in heimlicher Stille schwer errungenen Sieg auch recht laut und triumphirend genießen, deßhalb machte man völlig Anstalt zu einer öffentlichen Verkündigung dieses Geständnisses. Man schleppte den geistig und körperlich zerknickten und bis zur Ohnmacht erschöpften alten Mann am Morgen des 23. Juni 1633 in die Kirche des Dominikaner-Klosters alla Minerva. Hier ließ man ihn, bis auf's Hemd entkleidet, barfuß eintreten. Ein großer Kreis von allen zur römischen Inquisition gehörenden Kardinälen und Prälaten und von den Mönchen des Klosters umgab ihn, damit er in Gegenwart so „hochwürdiger" Zeugen den ketzerischen Irrglauben feierlichst abschwören sollte. Knieend und im Staube liegend, wie der ärgste Verbrecher, mußte er, die Linke auf das Evangelium gestützt, folgende Eidesformel laut und vernehmlich aussprechen: „Ich, Galilei, der ich in meinem siebenzigsten Jahre mich persönlich vor dem Gerichte eingefunden, auf den Knieen liegend und die Augen auf die heiligen Evangelien gerichtet, welche ich mit meinen Händen berühre, schwöre ab, verfluche und verwünsche mit redlichem Herzen

und wahrem Glauben die Ungereimtheit, Falschheit und Ketzerei der Lehre von der Bewegung der Erde."

Diese Abschwörungsformel erreichte in kurzer Zeit eine schreckliche Berühmtheit und wird wohl ewig als trauriges Denkmal der Geschichte menschlicher Unvernunft aufbewahrt werden. Alle katholischen Kirchen verkündeten dieselben öffentlich von den Kanzeln und zeigten zugleich an, daß Galilei's Dialog über die beiden Weltsysteme verboten und verdammt sei, weil er ketzerische Glaubenssätze über die Bewegung der Erde enthalte. Durch diese Schritte war der fanatische Eifer aller katholischen Geistlichen plötzlich zur wild lodernden Flamme entzündet, und das Buch würde sicher den Untergang gefunden haben, wenn nicht um eben diese Zeit von dem protestantischen deutschen Gelehrten Bernegger zu Straßburg eine äußerst gelungene lateinische Uebersetzung davon angefertigt worden wäre, und ebenso von Thomas Salisbury eine gleich vortreffliche englische. Beide Gelehrten standen mit Galilei in einem sehr befreundeten Verhältnisse so, daß sie die ersten italienischen Exemplare, welche in Rom die Presse verlassen, noch vor dem Verbote, zugeschickt erhalten hatten.

Das von sieben Kardinälen untersiegelte schriftliche Erkenntniß des scheußlichen Tribunals bestimmte nun, daß der Verurtheilte zur wahren Reue und zur wirklichen Umkehr von der Bahn des ketzerischen Irrglaubens seine noch übrigen Tage des Lebens in der Einsamkeit der Inquisitionsgefängnisse verleben müsse, und daß er zur besseren Einkehr in sich selbst, in den nächsten drei Jahren allwöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen beten solle. Der unglückliche, schon ganz zerknirschte Greis hörte den entsetzlichen Inhalt dieses Aktenstückes mit Schauder, aber auch zugleich mit stiller Ergebung an. Sein Schicksal stand abschreckend finster vor ihm wie ein unabsehbar tiefer Abgrund, wo hinein die lauernden kirchlichen Henkersknechte ihn eben erbarmungslos stürzen wollten. Man ließ ihm Zeit, die tödtliche Wirkung des

Entsetzens ganz zu empfinden. Dann erst zog man ein von dem „heiligen Vater" erbetenes Gnadenbreve hervor Nach diesem sollte es dem reuigen Sünder gestattet sein, die Zurückgezogenheit von dem toskanischen Hofe und überhaupt von der geselligen Welt in irgend einer von ihm selbst zu wählenden geistlichen Behausung des Großherzogthums zu verleben. Diese menschenfreundliche Milderung that dem bekümmerten alten Manne wohl. Er gedachte in dieser bedrängten Lage zunächst seines treuen Freundes, des Erzbischofs Ascanio Piccolomini zu Siena. Bei diesem, oder unter dessen Aufsicht im dortigen Domkapitel, wünschte er wohnen zu dürfen. Das ward ihm gewährt. Nur noch wenige Tage verweilte er in Rom unter der freundlichen Pflege des toskanischen Gesandten, um sich von den Qualen der Inquisition erst so weit wieder erholt zu haben, daß er im Stande war, die weite Reise ertragen zu können. Während dieser Zeit machte er noch die sehr betrübende Erfahrung, daß Cioli der Staatsminister von Toskana das strenge Urtheil der Inquisition benutzte, um Galilei in seiner verlassenen und tief bekümmerten Lage ganz und gar bloszustellen. Der unbarmherzige Mann konnte den Schandfleck auf sich laden, an den toskanischen Gesandten Niccolini in Rom zu schreiben, daß die toskanische Regierung für den geächteten Galilei keinen Gehalt mehr zahlen würde, daß demselben auch das Wohnen in der Villa Medici streng untersagt werden müsse. Niccolini der feinfühlende Menschenfreund beantwortete dieses elende Schreiben mit der Entrüstung einer edlen großen Seele, er zeigte seiner Regierung an, daß das, was er für seinen alten Freund Galilei bisher gethan habe und künftig thun werde, nie eine Last für den toskanischen Staat, sondern eine angenehme Pflicht für ihn allein abgeben solle.

Als Galilei nach einigen Tagen ruhigen Verweilens in Rom sich so weit wieder gestärkt fühlte, die Reise antreten zu können, nahm er Abschied von seinem edelmüthigen Wirthe und machte sich unter Beglei-

tung eines von der Inquisition ihm beigegebenen Reisegefährten auf den Weg. Den 8. Juli kam er in Siena an, stieg im erzbischöflichen Palaste ab und hatte die Freude in seinem alten Freunde Piccolomini ganz den liebevollen Wirth und den menschenfreundlichen Wächter zu finden, wie er ihn sich gedacht und gewünscht hatte. Hier in der freundlichen Behausung des ehrwürdigen Erzbischofs verlebte er die schönen Tage des noch übrigen Sommers. Die geliebte freie Natur, welche er nun seit sechs Monaten, so lange er in Rom verweilte, fast ganz hatte entbehren müssen, genoß er jetzt wieder mit vollen warmen Zügen. Das that seinem wunden Herzen unaussprechlich wohl. Die Drangsale und Qualen, welche er in Rom, der viel bewunderten geräuschvollen, glänzenden, aber auch unheimlichen, boshaften Regentin aller christlichen Städte, so furchtbar drückend hatte ertragen müssen, zogen sich immer mehr und mehr in den wenig beachteten Hintergrund seines Gedächtnisses zurück, und es kehrte allmälig wieder die freundliche Ruhe seines edlen Gemüths heim, welche bisher einen Grundzug seines liebenswürdigen Charakters ausgemacht hatte. Die friedliche Klosterstille war das beste Heilmittel für sein krankes Gemüth. Die einsamen Wanderungen in den umfangreichen Gärten des erzbischöflichen Palastes, — das Ziehen und Verpflegen der Blumen und Gewächse, überhaupt das Stillleben in der freien Natur machte ihn bald wieder zu einem glücklich frohen Menschen und heilte und besänftigte alle Leiden des Körpers und des Herzens. Doch sollte seines Bleibens in Siena auch nicht lange sein. Der junge Großherzog wünschte die Rückkunft Galilei's. Er war in der That dem gelehrten Greise so warm mit kindlicher Liebe zugethan, daß es ihm unmöglich war, ohne denselben wieder froh zu werden. Darum bot er all' seinen Einfluß auf, um das Asyl Galilei's, wenn dasselbe einmal statthaben müsse, doch wenigstens in die Nähe seiner Residenz verlegen zu lassen. Das römische Großinquisitoriat zeigte sich den Wünschen des Großher-

zogs nicht abgeneigt und wußte auch selbst den Papst zum Nachgeben zu bewegen. So ward erlaubt, daß Galilei seine Verbannung von Siena nach Bellosguardo, einem ganz in der Nähe von Florenz gelegenen großherzoglichen Landsitze, verlegen und daß der Großherzog selbst wieder für die Bewirthung und Verpflegung des alten Mannes sorgen lassen durfte. Und Galilei zog noch vor Ablauf des Jahres 1633 hinüber.

Diese Erlaubniß hatte aber auch wieder ihre inquisitorischen Beschränkungen, ihre strengen Verbote. Galilei durfte nie nach Hof gehen, keine Gesellschaft besuchen noch geben, in einsamer Stille, wie es einem reuigen schweren Sünder gezieme. Es war ihm streng verboten andere als religiöse Musik zu treiben, oder gar Konzerte zu veranlassen. Das traf ihn sehr hart, denn er trieb und genoß alle Musik mit fast leidenschaftlicher Liebe. Die Residenz zu besuchen, war ihm ausdrücklich untersagt; er hütete sich sehr, dagegen zu handeln, aber einst ward es ihm doch unaussprechlich schwer, diese ihm auferlegte Pflicht nicht zu verletzen. Seine eine Tochter lag lebensgefährlich krank in Florenz und wünschte sehnlichst ihren Vater noch einmal zu sprechen. Galilei suchte bei der Inquisition zu Florenz, der ihn beaufsichtigenden nächsten Behörde, um die Erlaubniß nach, das Sterbebette seiner unglücklichen Tochter besuchen zu dürfen; aber nein, man versagte ihm die Bitte. Er wiederholte sein Gesuch mit den rührendsten Ausdrücken eines tief bekümmerten Vaters, aber vergebens. Er mußte es hören, wie sein Kind vor Gram um ihn sich verzehre, — mußte es erleben, wie der in Sehnsucht verkommene Liebling seines Herzens wirklich starb! — Das war entsetzlich! — Und um das Maaß der Härte voll zu machen, sandte ihm das römische Inquisitoriat noch den furchtbaren Bescheid, daß er sich hinfort aller Gesuche nach größerer Erweiterung der Freiheit in seiner Gefangenschaft enthalten solle, sonst sähe man sich am Ende gezwungen, ihn wieder nach Rom in den strengsten Verwahr des Tribunals zu nehmen.

Diese schmerzliche Erfahrung würde Galilei's Gemüth gar bald zu Grunde gerichtet haben, wenn der edle Großherzog nicht Alles aufgeboten hätte, seinem geliebten alten Lehrer das Leben wieder angenehm zu machen. Der liebenswürdige Fürst gab Befehl, daß hinfort immer ein Wagen für Galilei bereit stehen solle, daß sein Weinkeller und seine Küche zum ganz freien Mitgebrauch für Galilei bestimmt sei. Für alle diese und noch mehrere andere Gunstbezeugungen erbat er sich blos die Geneigtheit des alten Gelehrten zur fleißigen Fortsetzung des mathematischen und physikalischen Unterrichts für sich und seinen Bruder aus. Ein so ausgezeichnetes, wahrhaft fürstliches Wohlwollen verfehlte seine gute Wirkung nicht. Galilei blickte darauf mit dem dankbarsten Herzen. Allmälig kehrte auch die frohe Laune wieder. Blos die mißtrauische, beaufsichtigende und versagende Strenge der Inquisition konnte wohl zuweilen auf seinen Frohsinn lähmend einwirken, sonst umgab ihn Nichts, was ihn nicht beständig zur Heiterkeit aufgefordert hätte.

Aber auch in Bellosguardo verweilte er nicht lange. Schon nach einem Jahre — den 19. November 1634 — zog er nach Arcetri in die großherzogliche Villa Monte Rivaldi, welche für Galilei's Neigung zur romantischen freien Natur mehr Genuß gewähren konnte, als der frühere Aufenthalt. Außerdem gab auch noch sein Vaterherz einen Ausschlag in dieser Wahl, denn in dem Nonnenkloster St. Matheo dieses Ortes hatten seine noch lebenden beiden Töchter den Schleier genommen. Ihre Nähe suchte er, sie sollte seinem Herzen wohlthun. Man erzählte sich, daß die armen, von der ganzen Welt verlassenen jungen Mädchen blos deßwegen in's Kloster gegangen seien, um ihrem unglücklichen Vater die Gunst der Kirche wieder erringen zu helfen. Die Frucht einer nicht ehelichen Liebe, — hatten sie kaum ein Recht, Galilei öffentlich Vater zu nennen. Galilei war nie verheirathet, er lebte aber mit einer schönen Griechin lange Jahre zufrieden und glücklich wie in der segens-

reichsten Ehe. Als dieses Band durch den Tod seiner geliebten Lebensgefährtin zerrissen ward, blieben ihm noch ein Sohn und drei Töchter, wovon aber, wie oben schon erzählt ist, die eine aus Gram über des Vaters Unglück starb. Dieses außereheliche Verhältniß hat unserem großen Galilei die beleidigte Kirche zu einer schwer abzubüßenden Sünde gemacht. Sie unterließ es nicht sowohl den Vater als auch die Kinder zur Reue und Buße zu bewegen, und erreichte bei den unglücklichen Töchtern zuletzt wirklich den Zweck. Diese entsagten allen Freuden der Welt, nahmen den Schleier und beteten für das Heil und die Besserung ihres verirrten Vaters.

Arcetri ist auch nahe bei Florenz gelegen. Diesen Ort gedachte sich nun Galilei zu einem bleibenden Ruhesitze für alle ihm noch zugezählten Tage seines Lebens einzurichten. Er gefiel sich hier ungemein wohl, lebte der schönen Natur und den Wissenschaften. Den größten Theil des Tages widmete er aber immer noch schriftstellerischen Arbeiten, betrieb auch die beobachtende Astronomie wieder mit Eifer und verbrauchte alle noch übrige Mußezeit zu der Blumenzucht und dem Weinbaue, wofür er sich von frühester Jugend an immer lebhaft interessirt hatte. Aus dieser Zeit stammen noch mehrere sehr ausgezeichnete Werke. Einen Traktat über die Mechanik als allgemeine Wissenschaft ließ er in Paris drucken, weil ihm die Inquisition, oder richtiger noch: die Jesuiten, sehr unangenehme Schwierigkeiten machten über die Herausgabe einer jeden Druckschrift. Aus eben dieser Zeit stammt auch das größere berühmte Werk: „Mathematische Gespräche und Demonstrationen über zwei neue Wissenschaften der Mechanik.“ Diese Schrift stimmt der äußeren Einrichtung nach genau mit dem verhängnißvollen „Dialog“ überein. Es kamen auch hierin dieselben drei Personen Salviati, Sagredo und Simplicius vor, wovon wieder Salviati mit den Ansichten Galilei's am genauesten zusammen fällt. In dem ersten Gespräche kommt unter

andern interessanten Gegenständen das damals so merkwürdige und später so folgenreiche Phänomen vor, daß sich das Wasser in einer Saugpumpenröhre nie höher als 32 Fuß hinter dem emporgezogenen Kolben empor ziehen lasse. Die Erklärung hiervon wird etwa so gegeben. Man könne eine Schnur, einen hölzernen oder metallenen Stab so lang machen, oder sich doch so lang denken, daß ein solcher Körper vertikal aufgehängt von seinem eigenen Gewichte zerreißen müsse. Eben so verhalte es sich mit dem Wassercylinder in der Saugpumpe, dieser habe sein Anhalten oben unter dem Kolben durch den bekannten Abscheu der Natur vor dem Nichts und könne so lang werden, daß er durch seine eigne Last zerreiße wie jene Schnur, jener Stab. Zugleich wird hieraus wieder sehr satyrisch gefolgert, daß der von den Peripatetikern angenommene Abscheu der Natur vor dem Vacuum nicht unendlich sein könne, sondern doch auch seine Gränzen haben müsse. Man sieht also, daß Galilei die uns jetzt bekannte Ursache von dem Drucke der Luft noch gar nicht ahnete, welches um so mehr zu bewundern, als bald nachher in eben diesem Gespräche auch schon von der Schwere der Luft die Rede ist und gezeigt wird, wie dieselbe sogar durch die gewöhnliche Wagschale an den Tag zu legen sei. Die erst nach Galilei's Tode von seinem berühmten Schüler Torricelli aufgefundene richtige Erklärung des genannten Phänomens führte bekanntlich zur Erfindung des Barometers, welches noch jetzt zuweilen nach seinem ersten Erfinder die torricellianische Röhre genannt zu werden pflegt. Da Torricelli zu eben der Zeit ein Schüler Galilei's war, als dieser an den Gesprächen arbeitete, und es sogar sehr wahrscheinlich ist, daß ihm die Gespräche in die Feder diktirt worden sind, weil Galilei's Augenschwäche das Selbstschreiben kaum möglich machte, so ist es erklärlich, wie derselbe vielleicht noch tiefer in den Ideengang Galilei's eingeweihet sein konnte, als die Gespräche davon Kunde geben, und

daß gerade ihm die Erfindung des Barometers leichter werden mußte, wie jedem Anderen.

Während der Bearbeitung der genannten Schrift war Galilei sehr befreundet mit dem Grafen Noailles, französischem Gesandten für Rom und Florenz. Dieser hochherzige edle Charakter interessirte sich ungemein für Galilei's Schicksal. Nach seiner klaren Einsicht in die traurigen Verhältnisse der damaligen Zeit, hielt er sich vollkommen davon überzeugt, daß Galilei das unschuldige Opfer einer ganz verkehrten Theorie der Kirche geworden war, nämlich der Abschreckung der Gelehrten von der Forschung über die kopernikanische Weltordnung. In dieser festen Ueberzeugung ging er selbst zum Papste. Was bis dahin Niemand gewagt, was Niemanden geglückt war, gelang diesem ausgezeichneten Manne. Er benahm dem Papst den schrecklichen Argwohn über den Simplicius in dem Dialoge. Das war eine große That. Ja seiner edlen Fürsprache glückte es sogar, daß dem Galilei gestattet ward, zuweilen einmal wieder nach Florenz zu kommen. Das geschah 1636.

Als nun Galilei mit der Bearbeitung des Werkes fertig geworden war, brachte er das Manuskript zum Grafen Noailles, um diesen zu bitten, dasselbe in Verwahrsam zu nehmen und dafür zu sorgen, daß es nach seinem Tode zu Paris gedruckt werde. Er wage es nicht mehr, seine letzten Tage, welche ihm der gütige Himmel noch schenken werde, nochmals der Verfolgung, dem Angriff seiner unversöhnlichen Feinde bloszustellen; auch habe er zu der Hochherzigkeit Italiens so sehr das Vertrauen verloren, daß er fürchte, man möchte auch nach seinem Ableben den Druck des Werkes noch zu verhindern wissen. Es gäbe gar kein größeres Unglück für den Menschen, als Jesuiten zum Feinde zu haben. Der Graf hörte aufmerksam auf alle Klagen, Sorgen und Wünsche des Alten und versprach bereitwillig, Alles thun zu wollen, wie es für Galilei und für die Schrift am besten sei.

Einige Wochen später ward Galilei plötzlich überrascht durch eine Zuschrift der Gebrüder Elzevier, Buchhändler zu Leiden. In diesem meldeten sie ihm, daß sie mit dem Druck des ihnen vom Grafen Noailles übersandten Werkes schon bis zur Dedikation und zum Titel fertig wären, und ihn jetzt bäten das Fehlende bald nachzuschicken.

Galilei war darüber sehr betroffen. Er gerieth in die größte Sorge. Seine Feinde, dachte er, könnten ihn der Wortbrüchigkeit beschuldigen und nun dennoch in das grausenhafte Inquisitionsgefängniß schleppen wollen. In dieser Seelenangst kam er zu dem Grafen, um sich Aufschluß, Hülfe und Trost in dieser gefahrdrohenden Angelegenheit zu verschaffen. Noailles sah dem Alten aber mit freundlicher Ruhe in das bekümmerte Gesicht, und wußte mit wenigen Worten wieder Muth und Frohsinn zu verleihen. Aus dieser Unterredung ging hervor, daß selbst der Papst das Werk kenne und um die Herausgabe desselben wisse. Das war schon eine große Freude für den alten Mann, aber wie viel wurde sie noch höher gesteigert, als er aus den Andeutungen des edlen Grafen schließen konnte, daß der heilige Vater ihm jetzt nicht mehr zürne, daß derselbe sich jetzt davon überzeugt halte, von Galilei nie verspottet oder hintergangen worden zu sein. Das war einer der glücklichsten Augenblicke in Galilei's Leben. Und in dieser Freude hatte der alte Mann gar keine andere Gedanken als seinem edlen Gönner und Freunde sich dankbar beweisen zu können. Darum widmete er ihm auch das Werk. Die Dedikation ist zu Arcetri den 6. März 1638 geschrieben, noch an demselben Tage, wo er all diese glücklichen Nachrichten erhalten hatte.

Dieser große Freudenpunkt in dem Leben Galilei's kam sehr zur gelegenen Zeit. Die körperlichen Leiden und geistigen Sorgen waren in solchem Uebermaaß über ein hergefallen, daß sie ihn zu erdrücken droheten. Seit ihnem Jahre war ihm der Staar nun auch auf das zweite, bis dahin gute Auge gefallen und er konnte schon

lange nicht mehr lesen und schreiben, kaum noch ohne Führer seine Wanderung ausführen. Daneben war die Harthörigkeit fast bis zur Taubheit herangewachsen und das Leiden der Gicht hatte Hände und Füße gelähmt und steigerte den Gliederschmerz zu einer Höllenpein. Und um das Unglück voll zu machen, mußte er noch hören, daß sein früher so hoffnungsvoller Sohn Vincenzio in den letzten sechs Jahren, wo demselben die väterliche ermahnende Aufsicht gefehlt, sich einem leichtfertigen unthätigen Leben ergeben habe.

Aber mitten in diesen Leiden zeigte sich Galilei doch immer noch als ein großer Mann. Sein Geist blieb rege und theilnehmend für alles Denken. Sein Verstand war noch durch Nichts geschwächt, er zeigte sich wie früher noch tief, fein und scharf. Seine Seelenstärke war bewunderungswürdig. In der Nähe befreundeter Denker ließ er nie ein Zeichen einer ernsten, oder gar betrübten Laune verspüren. Er scherzte noch mit dem muthwilligsten jungen Manne um die Wette und besaß wenig oder gar nicht geschwächt noch immer die anziehende Kunst der Beredsamkeit voll gewinnender Klarheit und befriedigender Gründlichkeit, voll freundlicher Herzlichkeit und treffendem Witze. Diese liebenswürdige Redefertigkeit verbunden mit einer unerschöpflich reichen Fülle des interessantesten Wissens waren es ja gerade, womit er alle seine Schüler, alle seine Freunde und Gönner so unwiderstehlich und so dauernd für sich zu gewinnen wußte.

Dieses überall zuerst und zumeist beachtete geistige Uebergewicht ließ den Gedanken an den baldigen Tod gar nicht aufkommen. — Nur einmal ward der alte Mann so sehr bedenklich leidend, daß man wenig Hoffnung behielt, ihn wieder hergestellt zu sehen. Im Jahre 1638 den 8. September, als er eben bei dem Grafen Noailles zu Florenz zum Besuche war, wurde er plötzlich sehr lebensgefährlich krank. Als der regierende Großherzog Ferdinand II. und dessen Bruder Leopold von diesem Unglück, welches ihren geliebten Lehrer

betroffen, Kunde erhielten, eilten sie nach dem französischen Gesandtschaftspalaste zum Krankenbette. Mit kindlicher Fürsorge reichten sie dem theuren Kranken eigenhändig Arznei, und verweilten wohl zwei volle Stunden bei ihm, bis ihnen durch den Ausspruch der Aerzte die Gewißheit geworden, daß der Zustand des Kranken besser sei und keine Lebensgefahr mehr befürchten lasse.

Eine so liebevolle Anhänglichkeit an Galilei zeigte sich ganz ohne Ausnahme bei allen Schülern desselben. Sie waren stolz darauf sich Jünger Galilei's zu nennen und ganz in seinem Geiste zu lehren und zu wirken. Sie ertrugen alle Verfolgungen und Behinderungen, welche ihnen dadurch auf ihren Lebenswegen entgegentraten. Ganz vorzugsweise ist hier aber Vincenzio Viviani zu nennen, der letzte Schüler des großen Meisters. Er kam 1638 als sechsundzwanzigjähriger, schon vielseitig durchgebildeter junger Gelehrter nach Arcetri, um seinem Wissen über die Natur durch den belehrenden, aufklärenden Umgang mit Galilei erst noch belebende und befruchtende Weihe zu geben. Diese Verbindung war auch für Galilei selbst von hoher Wichtigkeit. Denn da ihm das Auge erblindet und die Hand gelähmt war, so bedurfte er einer geschickten Hülfe, zum Niederschreiben der großen Ideen seines fruchtbaren Geistes. Und Viviani war ganz der Mann dazu, des großen Mannes Auge und Feder zu ersetzen. Er lauschte mit dem feinsten Beobachtungstalente auf jeden geistigen Zug seines genialen Meisters und ruhete nicht eher, als bis Alles scharf und gründlich zu Papier gebracht war. Aus dieser höchst interessanten gesellschaftlichen Verbindung sind uns von Galilei noch mehrere sehr wichtige Lehren, Anregungen und Aufschlüsse über Physik, Mathematik und Astronomie überliefert worden, welche ohne einen so emsig einsammelnden, gespannt nachspürenden und verständig arbeitenden Kopf, wie ihn Viviani besaß, verloren gegangen wären.

Galilei liebte den jungen Mann, der so er-

heiternd auf ihn einzuwirken verstand — der seine Gedanken so geistvoll anzuregen und so geschickt zu lenken wußte, daß sie noch mit jugendlicher Kraft sich bewegen und heimisch fühlen konnten in den schwierigsten Untersuchungen der Naturphänomene. Galilei verehrte den jungen Mann, der so willig, so aufopfernd ihm zur Seite blieb, der ihm die schmerzliche Gebrechlichkeit seines alten kranken Körpers mit einem so edlen Wohlwollen ertragen half, ja oft ganz vergessen machte. Galilei vertraute dem jungen Mann, der ein so offenes Ohr, ein so theilnehmendes Herz und so verschwiegene Lippen für alle seine Klagen, Sorgen und Geheimnisse bewährte. Und wenn Viviani den Blick auf die hochgewölbte denkende Stirn seines ehrwürdigen greisen Lehrers richtete, wenn er von den beredten Lippen die wohltönenden tief gedachten Worte vernahm, welche sich eben so sehr durch feinen Geschmack, wie durch Reinheit der Aussprache auszeichneten, — so fühlte er einen mächtigen Herzenszug zu dem Alten, eine an Ehrfurcht gränzende Begeisterung, — so hielt er jeden Wink desselben für ein Pflichtgebot, verfolgte er emsig jeden Fingerzeig und suchte alle Wünsche zu errathen, zu befriedigen. Und traf sein Auge zuweilen den kummervollen blinden Blick des alten Weisen, hörte sein Ohr die bittern Klagen desselben über die Verfolgung der Feinde, so war sein Herz bewegt und weit geöffnet zu einem aufrichtigen warmen Mitleiden. Und die Früchte, welche auf dem fruchtbaren Boden dieses wissensdurstigen, fein gebildeten Geistes, dieses so reinen schönen Gemüths gereift sind, nehmen einen hohen Ehrenplatz in der Reihe der unsterblichen Leistungen der Menschen ein.

Bücher und Stubengelehrsamkeit wußten Galilei wenig oder gar nicht zu fesseln. Er sagte, das schönste Buch der tiefsten Gelehrsamkeit, des reichsten interessantesten Wissens enthalte die Natur, — aber wie wenig Menschen verständen in diesem Buche richtig zu lesen, — wie wenig Menschen dächten daran, daß dies Buch vor

allen Blicken ewig aufgeschlagen liege, — daß es eine Sprache rede, die Jedem gleich verständlich, — daß es eine Religion lehre, die für den Bettler, wie für den Fürsten, für den Christen, wie für den Juden, Türken und Heiden eine gleiche Erhebung, eine gleiche Demuth, eine gleiche Erquickung, einen gleichen Trost gewähre. In diesem Buche habe er gelesen auf den vielen Wanderungen durch die einsamen, feierlich stillen Wälder, über die duftigen grünen Wiesen und durch die ärndtereichen, gesegneten Felder. In diesem Buche habe er gegrübelt und geforscht, wo um ihn her Alles düster und öde, wo Nichts als die himmlische Sprache der Sterne zu lesen gewesen wäre. In diesem Buche habe er gebetet, habe er Trost und Seelenruhe gefunden, als man ihn eingekerkert und gemartert. So schwärmte der große Mann noch feurig für die Natur, als sein Auge schon nichts mehr davon sah, sein Ohr nichts mehr davon hörte. Sein getreuer Viviani kannte diese große Liebe und er suchte sie so viel nur immer möglich zu nähren, weil er sehr richtig der Ueberzeugung lebte, daß der begeisterte alte Naturfreund sicher in Sehnsucht verzehren würde, wenn er seiner Neigung zur Natur entsagen sollte. Er führte den Alten beständig hinaus in's Freie, wählte die Wege zwischen Rosen und Myrthen, zwischen Zitronen, Cypressen und Orangen und suchte weiche Lagerstätten auf kräuterreichen Wiesen, um ihn so durch den ungeschwächt gebliebenen Sinn des Geruchs die Schönheit der Natur empfinden zu lassen. Zu einer andern Zeit wählte er Wege, welche das Brausen, Stürzen und Plätschern der Wasserfälle, das Rauschen und Klappern der Mühlen, das Bellen der Hunde, das Rufen, Blasen und Pfeifen der Hirten, den Gesang der Schnitter und Winzer laut vernehmen ließ. Daneben war er auch noch sehr emsig bemüht über Alles, was das Auge erfreuen konnte, dem blinden Alten eine lebendige, jugendlich begeisterte Beschreibung zu machen.

Auf diesen idyllischen Wanderungen fühlte sich der blinde Alte oft so recht heiter und glücklich gestimmt. Die Unterhaltung flatterte von einem interessanten Gegenstande zum andern; bald blieb sie ernsthaft ruhen in wissenschaftlichen Untersuchungen, bald hüpfte sie lustig erzählend zu vergangenen fröhlichen Tagen hinüber; — bald nahm sie einen scherzenden, bald einen trauernden wehmuthsvollen Ton an; — bald gerieth sie in Entzücken über die errungene und von der ganzen Welt bewunderte Größe, bald versank sie in Unmuth über die schändlichen Feinde, ewigen Neider und Verfolger. So wechselten die Gespräche zwischen wissenschaftlichem Ernst und alltäglichem Scherz, zwischen poetischer Freude und prosaischer Trauer, zwischen Witz und Zorn. Doch blieb im Ganzen genommen die heitere Stimmung der Gemüther die vorherrschende. Dazu trug aber das glückliche Temperament Galilei's und der feine Takt Viviani's, zur rechten Zeit abzubrechen und einzulenken, ganz vorzugsweise bei. Auch weiß man, wie Galilei sich durch allerlei Kunstgriffe vor Trübsinn und andauerndem Zorn zu bewahren wußte. Hierzu gehört der sogar historisch merkwürdig gewordene, charakteristische Zuruf: „Kopernikus zürnet!“ — Damit verstand er sich zu zügeln, so oft seine trübe Launen sich zu einer Leidenschaft steigern wollten, welche den Faden der Geduld und Besonnenheit zu zerreißen drohte.

Die Veranlassung zu diesem berühmten Zügelworte erzählt uns Viviani in seinen Beiträgen zu Galilei's Leben etwa so. In Rom habe Galilei während seiner Inquisitionsgefangenschaft sich einst in einer schlaflosen Nacht sehr unglücklich gefühlt. Seine Gedanken hätten sich trübe und sorgenvoll auf den unglücklichen Ausgang seines Prozesses gerichtet, der Blick in die Zukunft wäre entsetzlich gewesen, und um das Leiden recht groß zu machen, so sei auch noch eine Sehnsucht nach der geliebten Freiheit über ihn gekommen, welche er durch Nichts habe bezähmen können, welche unbarm-

herzig an seinem wunden Herzen genagt habe. Doch wäre ihm zuletzt der mitleidsvolle Schlaf genaht und habe der Qual ein Ende gemacht. Diesen göttlichen Schlaf vergesse er nie! — Kopernikus — der edle, große, deutsche Greis — sei ihm im Traume erschienen, um ihn als Freund und Leidensgefährten zu begrüßen, zu ermuthigen und zu trösten. Mit stillem Gruße und sanftem Händedrucke habe er Galilei gebeten, mit ihm in die Wolke zu steigen, welche ihn vom Himmel herabgebracht. Schweigend folgte Galilei. Die Wolke sei nun hinaufgeschwebt zu des Himmels unendlicher Schöpfung. Hier habe ihm der große Geist mit einem göttlich milden, begeisternden Triumphe das wirkliche Stillstehen der Sonne, die wirkliche tägliche und jährliche Bewegung der Erde gezeigt, habe ihn die Trabanten des Jupiters, die in Sterne aufgelösten Nebelflecken, die Berge und Thäler des Mondes, überhaupt Alles, Alles erschauen und bewundern lassen, womit sein Herz auf Erden so beständig, so voll und warm beschäftigt gewesen wäre. Diese Freude, dieses Entzücken hätte einen unaussprechlich tiefen Eindruck auf ihn gemacht! — Nachdem nun die beiden großen Freunde des Himmels Herrlichkeit angestaunt und bis zum Entzücken dadurch gehoben und begeistert worden, sei die Wolke wieder zur Erde herabgesunken. Der Zufall, vielleicht auch eine weise Schickung Gottes, hätte es gewollt, daß sie dicht vor Rom auf einem Hügel den ersten Fuß wieder in die irdische Welt gesetzt hätten. Da sei unserm Galilei plötzlich wieder all' die feindliche, unchristliche Verfolgung seiner unversöhnlichen Widersacher in den Sinn gekommen, und er hätte es nicht unterlassen können, er hätte seinem Unmuthe Worte, heftig zürnende Worte geben müssen! — Ja er habe sich in seiner Leidenschaft so weit vergessen, selbst Gott anzuklagen, daß er ihm nicht beigestanden gegen den schändlichen Betrug und die boshaften Lügen seiner Feinde! — — Das sanfte, ehrwürdige Antlitz

seines großen seligen Freundes habe sich nun aber wehmuthsvoll verdunkelt und ein heiliger, tief erschütternder Zorn sei darin sichtbar geworden. Der Mund des ernsten Alten habe sich aufgethan und habe Worte gesprochen, welche Galilei's ganzes Wesen mit einem mächtigen Zauber durchschüttert hätten. „Unwürdiger," habe der Verstorbene angehoben, „Unwürdiger, wie undankbar und klein bist Du gegen des allweisen Schöpfers unendliche Güte! — Hat er Dich nicht gewürdigt, tiefer und klarer und umfassender in seine ganze Schöpfung hineinzuschauen, als es je einem Sterblichen gestattet war? — Wie hast Du alle Seelengröße verloren, wie ohnmächtig und verzagt stehst Du da, — und das gerade jetzt, wo Du hochherzig, stark und beherzt sein solltest! — Wie wenig Muth hast Du, wo endlich die Gelegenheit gekommen ist, Deine Weisheit Dir zum wahrhaften Verdienste, zur Tugend zu erkämpfen, — wie verwöhnt und verweichlicht zeigst Du Dich jetzt, da Gott Dich nicht mehr wie früher blos zum Genießen seiner Wunder, sondern zur Prüfung und Stärkung Deiner Seelengröße Dich auch einmal bestimmt hat, Verfolgung zu ertragen!" — — Da erwachte Galilei. Er war beschämt über sein Verzagen und Klagen, — und er blieb sein ganzes Leben hindurch verschämt, so oft er sein Geschick bejammern, oder über seine Feinde zürnen wollte. Der Geist des Kopernikus stand hinfort immer vor seiner Seele, so oft seine Lippen dem Andrange des Unmuthes nicht mehr widerstehen wollten. Und er stärkte und beschwichtigte sich mit dem Zuruf: „Des Kopernikus Geist zürnet!" — —

Das gemüthliche Stillleben in der freien schönen Natur, womit Galilei am Abend seines Lebens so reich beglückt ward, hatte auf den durch Altersschwäche

durch Sorge, Gram und Aerger stark herabgekommenen Körper einen ungemein wohlthätigen Einfluß gehabt. Der alte Mann hatte sich merklich wieder erholt. Er lebte mit einem wahrhaft heitern Sinne in der ihm angewiesenen Einsamkeit. Er dachte fast nie daran, daß sie eine inquisitorische Gefangenschaft, eine Verbannung sei. Dabei blieb sein Geist unermüdlich frisch und thätig; nur war es zu beklagen, daß seine Lebendigkeit ihn so unabläßig aufregte, daß er die Ruhe des Schlafes wenig oder gar nicht genoß „In meiner Finsterniß," schrieb er 1638 an seinen Freund Fulgenzio Micanzio, Ordensbruder des Fra Paolo, „grübele ich bald diesem bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich's auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes beraubt mich fast gänzlich des Schlafs." —

Im Herbst des Jahres 1641 wurde des Zustand Galilei's aber sehr rasch ein ganz anderer. Der Gliederschmerz und die daran bedingte Erlahmung des ganzen Körpers nahm plötzlich so überhand, daß er sich, ungeachtet seiner starken Abneigung, dennoch dazu verstehen mußte, das Bette zu hüten. Ein unheimliches, langsam zehrendes Fieber schlich sich in den siechen Körper hinein und brachte ihn bald so ganz herunter, daß an eine Wiedergenesung gar nicht mehr zu denken war. Nach den Aussagen Einiger soll auch noch die Wassersucht zu diesem Leiden hinzugekommen sei, wovon aber Viviani nichts erwähnt. Der alte Mann bedurfte jetzt einer sehr sorgfältigen zärtlichen Pflege. Diese konnten ihm nur seine noch lebenden beiden Töchter geben. Um ihnen ganz nahe sein zu können, so gestattete man ihm, die Wohnung noch einmal zu verändern. Er bezog die Villa Giogello, welche ein Eigenthum einer ihm nahe befreundeten, adeligen Familie Martellini und ganz in der Nähe des Klosters St. Matteo zu Arcetri gelegen war. Hier gestattete man den Töchtern, die Pflege des Vaters zu übernehmen.

Die Krankheitssymptome nahmen nun eine sehr beängstigende Richtung. Das Leben konnte nicht mehr erhalten werden. Aber auch jetzt, bei dem Herannahen der Todesstunde, verließ ihn Viviani nicht, und als am 8. Januar 1642 Galilei starb, war's in den Armen seines „letzten Schülers!"

Es ist ein denkwürdiges Zusammentreffen, daß das Todesjahr Galilei's zugleich das Geburtsjahr des großen Newton war. Beide genialen Geister haben mit gleichen Grundsätzen und Neigungen ganz gleiche wissenschaftliche Wege betreten, so daß sie sich dicht an einander reihen, in einander fallen und auf einander stützen, gerade wie glücklich errungener Anfang, gesegnete Fortsetzung und siegreich erfochtener Schluß. Diese glänzenden Sterne erster Größe an dem klaren Himmel der wiedererwachten Erfahrungsnaturlehre des 17. Jahrhunderts haben dem 18. und 19. Jahrhunderte eine hohe Begeisterung für alles Wissen eingeflößt, und sie werden allen folgenden Jahrhunderten mit tief gefühlter Bewunderung zur Richtschnur naturgetreuer Aufklärung dienen.

Und einen so unsterblichen Denker, wie unser Galilei, einen so allgemein und wahrhaft herzlich geliebten edlen Menschen, konnte die Kirche, die christliche Kirche, deren Stifter das Urbild der reinsten Liebe und Duldsamkeit gewesen, verdammen und verfolgen, und das einzig nur aus dem Grunde, weil er als starker Geist den Muth gehabt, mit seinem glänzenden Verstandeslichte hineinzuleuchten in die düstern und versteckten Winkel ihres künstlich aufgebauten und ängstlich gestützten alten Lehrgebäudes!—

Aber wer kann Galilei's Größe würdigen und bewundern, ohne an die Kleinheit und Niedrigkeit der damaligen Geistlichkeit erinnert zu werden!— Das über ihn verhängte Inquisitionsgericht und die darauf folgende zehnjährige Gefangenschaft und geistige Verkümmerung werden sich niemals aus dem Annalen der Weltgeschichte hinwegstreichen lassen. — Man weiß es nicht recht

genau, ob Galilei die letzten Augenblicke seines Lebens auch noch in Gefangenschaft verlebt habe, oder nicht; indeß, wenn auch das letzte der Fall sein sollte, was aber noch sehr zu bezweifeln ist, so würde dies doch wenig zur Milderung des geschichtlichen Urtheils beitragen können. Die Jesuiten gingen in ihrer leidenschaftlichen Verfolgung so weit, daß sie es öffentlich aussprachen, wie nach dem strengen Rechte der heiligen Inquisition die irdischen Ueberreste ihres ketzerischen Todfeindes eigentlich auf dem Schindanger verscharrt werden müßten. Indeß nahm sich das heilige Officium der Leiche Galilei's beschützend gegen die wüthenden Angriffe der Jesuiten an. Sie ward ganz in der Stille, ohne Feier und ohne Schmuck in der Kirche des Klosters St. Croce beigesetzt, wo damals das florentiner Inquisitionstribunal seinen geheimen Sitz hatte.

War nun auch auf diese Weise den nächststehenden Schülern, Anhängern und Verehrern des großen Verstorbenen die Gelegenheit entrissen, eine würdige Todtenfeier zu begehen, so wußten sie doch auf tausendfache andere Art sein Andenken ehrenvoll zu feiern. Evangelista Torricelli, einer der talentvollsten Schüler und würdigsten Nachfolger Galilei's, gründete gerade aus diesem Grunde die berühmte wissenschaftliche Akademie „del Cimente." Viviani, ein eifriges Mitglied dieser Gelehrtengesellschaft, erhielt unmittelbar nach Galilei's Tode das Amt eines großherzoglichen Baumeisters bei Ferdinand II. und bekam dadurch plötzlich so viele, ihm ganz neue Geschäfte, daß er zu der Lebensaufgabe, welche er sich gestellt hatte, eine Biographie seines hoch verehrten Lehrers zu schreiben, und die hinterlassenen Schriften und Briefe desselben herauszugeben, anfangs gar keine Zeit übrig behielt. Später sprach er sich hierüber einmal gegen den Prinzen Leopold, Bruder des Großherzogs aus. Dieser, wie wir früher schon gesehn haben, ein großer Verehrer des weltberühmten toskanischen Philosophen,

entdeckte Viviani, wie er ganz in der Stille selbst mit dem Plane umgehe, eine Gesammtausgabe aller Schriften und Briefe Galilei's zu veranlassen, er habe Viviani bitten wollen, ihm bei der Verwirklichung seines Planes behülflich zu sein.

Dieser Aufforderung suchte Viviani von ganzem Herzen bereitwillig zu genügen, so wenig ihm auch die lästigen Amtsgeschäfte dazu die erforderliche Muße lassen wollten. Doch schon hierbei mußte er die traurige Erfahrung machen, daß er seiner Feder keine volle Freiheit gewähren durfte, daß er ihr sogar einen stark zügelnden Zaum anlegen mußte, damit sie in der begeisterten hohen Liebe zu Galilei nicht anstoße bei der ihn mißtrauisch umlauernden, gerade mit Lob und Wahrheit am leichtesten verletzbaren Geistlichkeit. Prinz Leopold war auch Geistlicher, und hatte sogar schon die Kardinalswürde erreicht, und diese Stellung war es gerade, welche seine Verehrung und Liebe zu Galilei immer mehr und mehr abkühlte und in den von Rücksichten verdunkelten Hintergrund drängte. Er hielt es zur Aufrechthaltung der Heiligkeit des Papstes für durchaus nothwendig, daß der Inquisitionsprozeß nur beiläufig und ganz zu Gunsten der Geistlichkeit in der gewünschten Biographie behandelt werde, — dagegen war es Viviani erlaubt, in dem Lobe des toskanischen Hofes, als beschützender Zufluchtsstätte des reuigen Sünders, so verschwenderisch wie nur möglich zu sein. So ist es denn auch erklärlich, daß Manches in dieser später wirklich veröffentlichten Arbeit vorkam, das ungenügend war und der wahren Sachlage gar nicht genau entsprach. Prinz Leopold hatte daran eigenhändig gestrichen und verbessert. In dieser Biographie wird z. B. erklärt, „daß, wenn Galilei einige Neigung gezeigt, die Bewegung der Erde zu vertheidigen, dies daher gekommen sei, weil, — nachdem er durch seine bewunderswürdige Entdeckung bis zum Himmel empor gestiegen, — die ewige Vorsehung zuge-

lassen habe, daß er durch seinen Irrthum sich wieder der menschlichen Natur anschließe. — Und dennoch wurde diese Lebensbeschreibung von den hohen geistlichen Herrn sehr empfindlich mißfällig aufgenommen. Ja, als später 1656 an die Herausgabe der sämmtlichen Werke Galilei's wirklich Hand gelegt werden sollte, nach dem vorhin bezeichneten Plane, trat, auf den heimlichen Betrieb der Jesuiten, die Inquisition dazwischen und untersagte die Fortsetzung des Werkes schon gleich nach der Veröffentlichung der beiden ersten Quartbände.

Viviani sammelte nun ganz in heimlicher Stille alle noch ungedruckten Schriften und Briefe seines großen Meisters und bearbeitete ebenso das Leben desselben mit der strengsten Wahrheitstreue und größten Ausführlichkeit aus. Aber auch von dieser verborgenen Beschäftigung schienen die Jesuiten Kunde bekommen zu haben. Sie hatten schon lange einen mißtrauischen spähenden Blick auf ihn geworfen, weil er, ungeachtet der kirchlich verworfenen, ketzerischen Richtung der Lehre Galilei's, sich öffentlich nie anders als „Viviani, Galilei's letzter Schüler" nannte. Viviani hielt alle diese Schriften in einer sehr versteckt gelegenen Korngrube seines Hauses vergraben. Er vertraute dieses Geheimniß Niemanden an und starb sogar darüber hinweg, ohne die geringsten Mittheilungen gemacht zu haben. In seinem Testamente war nur bestimmt, daß das Gesammtkapital seiner ganzen Hinterlassenschaft auf Zinseszinsen angelegt werden sollte, bis es zu der Höhe empor gestiegen sei, die es möglich mache, seinem weltberühmten großen Lehrer ein ehrenvolles marmornes Grabmahl zu setzen. Dieser edle Wunsch ward im Jahre 1737 in der oben erwähnten Kirche des Klosters zu Santa Croce erfüllt. Der Sarg war von Johann Baptist Foggini meisterhaft angefertigt. Als man die Gebeine des Verstorbenen hineinlegte, fand man die Gesichtszüge des großen Denkers noch ganz erhalten, den übrigen Leib aber schon sehr verfallen. Am meisten Aufsehen erregte

das bei dieser Gelegenheit entdeckte schwere eiserne Bruchband, das schmachvolle Denkmal seiner unbarmherzigen Peiniger zu Rom, — ein bejammernswerthes Seitenstück zu der Kette im Sarge des unschuldig und schändlich verurtheilten großen Weltumseglers Christoph Columbus! —

Das Andenken Galilei's lebte in seinen Schülern, in seinen Schriften und in seiner Lehrmethode immer weiter und immer reger fort, so sehr sich auch seine Widersacher und Erbfeinde angelegen sein ließen, Alles zu vernichten und zu verachten, was mit dem großen Manne irgend wie in Verbindung stand. Sein Leben ward beschrieben, seine Briefe und Werke neu und immer neu herausgegeben, nur die berühmte Schrift des „letzten seiner Schüler" blieb vergraben. Man hielt sie schon für verloren. Das Haus Viviani's war schon an den zweiten Erben übergegangen, als im Jahre 1739 der Versteck durch Zufall entdeckt ward. Der Bediente des Hauses hielt die in der geheimen Korngrube aufgefundenen Papierballen für nutzlose Akten, er verkaufte davon einen Theil an einen Wurstkrämer, ohne es der Mühe werth zu halten, seiner Herrschaft davon Anzeige zu machen. Das Schicksal der Papiere lag aber in höhrer Hand. Ritter Johann Baptist Nelli, ein gelehrter Senator der Republik Venedig, besuchte in dem genannten Jahre mehrere Gelehrtenfreunde zu Florenz. Als diese Männer nun eines Morgens in einer Weinschenke ihr Frühstück verzehren wollten, welches sie sich bei einem Garkoch eingekauft hatten, entdeckte Nelli, daß das Papier seiner Wurst ein eigenhändiger Brief des großen Galilei war. Das überraschte ihn ungemein. Ohne nun seinen Freunden eine Mittheilung über den eben entdeckten großen Fund zu machen, eilte er augenblicklich zu dem Krämer, erhandelte alle Papiere, welche er hier von Galilei und Viviani vorfand und ließ sich das Haus nennen, wo sie gekauft waren, um auch dort den Einkauf noch weiter fortzusetzen. Dies gelang ihm aber nicht

so leicht; denn der Besitzer des Hauses, Arzt Felizi, hatte das Werthvolle der Handschriften nun auch erkannt und seinem Diener streng verboten, noch ferner davon zu verkaufen. Er ließ des Senators Wünsche ganz unberücksichtigt. Doch war Nelli nicht der Mann, welcher sich so leicht abspeisen ließ. Zehn volle Jahre strebte er ganz unverdrossen nach diesen Papieren. Endlich im Jahre 1750 erreichte er seinen Zweck, und machte sich nun eifrig an die weitere Verarbeitung des Ganzen. Doch starb auch Nelli noch vor der Herausgabe des Ganzen. Erst seine Erben gaben 1821 das Werk vollständig in zwei dicken Quartbänden heraus.

Arnold Struthan von Winkelried.

Von

Eduard Duller.

„Des Adels Hör was feste,
ir Ordnung dik und breit,
Das verdroß die frommen Geste,
ein Winkelriet der seit:
„„He, wend irs genißen lan
min frome Kind und Frowen,
so will ich ein Frevel bestan.

„„Trüwen lieben Eidtgenossen,
min Leben verlur ich nit;
so hand ir Ordnung gestoßen,
wir mögends inbrechen nit.
He, ich will ein Inbruch han,
das wellend ir min Geschlechte
in ewig genießen lan.““

Hiermit do tät er fassen
ein Arm voll Spieß behend,
Den Sinen macht er ein Gassen,
sin Leben hat ein End.
He, er hat eins Lewen Muot,
sin mannlich dapfer Sterben
was den vier Waldstetten guot.“

Suter's Lied von Sempach.

Arnold Struthan von Winkelried.

(Gefallen den 9. Juli 1386 bei Sempach.)

In Niedwalden, zwischen dem Kernwald und Stans, steht in der Uerte Ennetmoos die älteste Kapelle des Landes, Sankt Jakob zu Ehren geweiht. Dort ganz in der Nähe war einst ein Dörflein, Wilen genannt, ringsum lag viel wüst Gemäuer aus der Heidenzeit. Das war ein verrufener Ort. In eines Berges tiefem finsterm Loch oberhalb des Dorfes hauste ein gewaltiger Drache, und was da des Weges kam, Menschen oder Vieh, auf der Straße über's Drachenried von Stans nach Sarnen, das witterte das Ungethüm und faßte es im schnellen Lauf, so schnell, daß kein Entrinnen vor ihm war. Die besten Schützen trafen es nicht; kaum hatt' es einer erschaut, so kroch es an der Bergwand in seine Höhle hinauf und war geborgen. Kein Mensch wagte es mehr, die Straße über's Drachenried zu wandeln, die ganze Umgegend verödete, die armen Leute, die im Dorfe Wilen hausten, zogen fort und die Stätte hieß von da an Oedwilen. Da erbarmte sich des Unheils, das die ganze Landschaft traf, ein kühner Mann, mit Namen Struthan von Winkelried; dem hatte Kaiser Friedrich II. im Jahre 1240 den Ritterschlag gegeben; aber er war landflüchtig geworden um eines Todtschlages willen, den er begangen. Nun sprach er, zehn Jahre, seitdem er Ritter geworden war: „Den Drachen will ich wohl erschlagen, wofern ich meine liebe

Heimath wieder betreten kann, ungefährdet und als ein freier Mann!" Das ward ihm versprochen und nun zog der Held mit Spieß und Schwert heran, wo der Drache hauste, und stach ihm den Spieß in den Rachen und tödtete ihn dann mit dem Schwerte. Aber wie er, des Sieges froh, das Schwert um sich schwang, troff des Drachen Gift davon auf seinen Leib, und davon kam er um. Das hat sich im Jahre des Heils 1250 begeben; so meldet die Sage.

Freundliche unschuldige Sage, die du des Volkes allerinnerstes Empfinden belauschest und bewahrest, die du alles, was dem Volke an Freud und Leid, zu Stolz und Kummer wiederfahren, all' das, was wirklich geschehen, in Dichtung verwandelst, die du so die mächtigsten Gedanken, die es je bewegten, in ein leichtes Gewand kleidest, als wären sie stolze Helden, welche nicht sterben können und welche du von Haus zu Haus, von Geschlecht zu Geschlecht führst, — du lügest nicht, du bleibst ächt wie ein Kind, das mit seinen hellen Augen in die reiche Gotteswelt hinaus blickt; wenn die Geschichtbücher die Begebenheiten verwirrten und falsch berichteten, in deinen Naturlauten widerhallt der Ausdruck der geheimsten Wahrheit, ja die Seele des Volks! Du überträgst nur die Erinnerungen längstverklungener Zeiten auf die frischen Geschlechter, du pflanzest junge Namen, wie sie in Aller Mund und Herzen sind, auf uralte Bäume, du machst aus den Göttern und Helden der Heidenzeit, die sich scheu vor der neuen Priesterlehre flüchten wollten, mannhafte heldische Heilige und lässest den Glanz, der ihre Häupter umfließt, auf junge Namen im Volke niederträufen. So hast du's auch mit den Winkelrieden gemacht. Da, wo noch heute die Winkelriedskapelle steht, dem Drachentödter Sankt Magnus geweiht, tönten einst in vorchristlichen Zeiten die Namen der drachentödtenden Zwillingsbrüder Rumo und Resti, (Romulus und Remus), und den uralten Thurm Resti, bei Meiringen, nahe am Alpbache, wiesest du dem Geschlecht der Winkelriede, von denen

einer allerdings schon zwischen 1244 und 1252 geschichtlich vorkommt, als Stammsitz an. So spiegelt sich in jener sagenhaften Kunde von dem theuren Ritter Struthan von Winkelried, der aus der Heimath flüchtig, wiederkehrte, um den Drachen zu tödten, und der dann allerdings Sieger ward, aber den Sieg gleichsam wie das Wahrzeichen seines Lebens durch alsogleichen Tod bestätigte, so spiegelt sich in der Sage von ihm die spätere Geschichte von den fünfzig Männern aus Schwyz, die um Parteifehden willen aus ihrer Heimath verbannt, am 15. November 1315 von der Sigler Flue am Morgarten wider die stolzen Ritter und Herren herabstritten, und desgleichen die Geschichte des mannhaften Helden Arnold Struthan von Winkelried, der am 9. Juli 1386 bei Sempach die Volksfreiheit errettete, ein Sieger über den Drachen der Zwingherrschaft und erliegend, sowie er des Volkes Rettung vollbracht.

Arnold Struthan von Winkelried! Dieser Name geht als Losung durch die Weltgeschichte; wer der Freiheit eine Gasse sprengen will, der gedenkt seiner, wie das wohl Ulrich von Hutten in einer anderen, in einer großen Geistesschlacht gethan hat. Wir wissen nichts von seinem Leben, als daß er ein ehrlicher Ritter von Unterwalden gewesen ist; wir wissen nur von seinem Tod. Eine einzige große That, mit dem Tode besiegelt, die Tausende begeistert, Tausenden die Bahn öffnet, — o sie wiegt ein ganzes Leben voller Worte, ein dürres unfruchtbares Leben, das sich mühsam an der kalten Hand der Gewohnheit von der Wiege bis zur Bahre fortfristet, vollkommen, reich auf. Ein einziges edles Herz kann Tausende wecken und schlägt in hunderttausenden fort, wenn es, wie die Knospe sich aufschließt vom Kuß der Sonne, einem großen Gedanken der Menschheit sich aufschließt und dann bricht. Viel Tausende leben dies Leben als ein langes Märtyrthum unter den kleinen Nadelstichen der Gemeinheit dahin und ihr qualvolles Leben, das sie oft verwünschten, das sie nur aus Liebe, aus heißer, unauslöschlicher Liebe zu den Brüdern, die

sie verkannten, nicht freiwillig endeten — es trägt, wenn sie nicht mehr sind, dennoch Frucht; doch glücklicher ist der, dessen ganzes Leben im raschen schönen Liebestod für die Brüder seinen heiligen Brennpunkt hat! O Volk, mein Volk, erst wenn jeder den freudigen Muth des Sterbens für's Volk gelernt hat, wirst du anfangen zu leben. So höre denn die alte Kunde von der Schlacht bei Sempach, und wie da ein einzelner Mann sich mit heller Lust dem Tod in die Arme warf, „um der Freiheit eine Gasse zu machen."

Es war ein stolzer, freisamer Herzog von Oesterreich, Leopold **III.** mit Namen, die Zierde der Ritterschaft und des Adels Lust, in seiner Jahre Blüte (— 35 zählte er) herrlich anzuschauen mit seinem hochblonden Haar und mit den edlen Zügen des blassen Angesichts. Der konnte seines Hauses Habsburg alte Lust zum Herrschen nicht verwinden und das nicht vertragen, was ihm Schmach dünkte, daß ihm freie Männer, die er als Bauern verachtete, um der Freiheit willen trotzten. In glorreichen Tagen hatten diese Schweizer der tyrannischen Landvögte Zwingburgen gebrochen, in herrlichen Schlachten hatten sie, fromm einstehend in ihrer Sitten Einfalt für das Heiligste, für die Freiheit, — die stolze Pfauenfeder, der Habsburger Wahrzeichen, um das sich der übermüthige Adel sammelte, in den Staub geworfen. Das wollte Leopold **III.**, der Glorreiche zubenannt, an den Schweizer Bauern und Bürgern rächen. Sein Zorn war auf's Neue gereizt, als er sah, daß seine klug angelegte Staatskunst vor dem klaren sichren Blick der Eidgenossen, wie Schnee und Eis vorm Sonnenschein, zerschmolz, als er ihren festen Muth, sich wider alle Vergewaltigung zu wehren erkannte, als die Männer in Entlibuch, als die Sempacher und Andre, die Oesterreichs Unterthanen gewesen, zu den Freien schwuren. Derselbe Beweggrund, wie er ihn trieb, eine rasche That zu thun und der Bauern und Bürger Freiheitstrotz zu erdrücken, beseelte auch all die Herren vom Adel, und wie sie ihm, dem kühnen Führer alle zuzogen, wie

er auf das stattlichste Heer hinblickte, das die Sonne beschienen, hielt er's nicht für möglich, daß die Schweizer diesem widerstehen könnten.

Als nun die Schweizer Kundschaft erhielten: der Herzog komme mit seiner ganzen Heeresmacht das Aargau herauf und wolle vor Sempach ziehen, da beschlossen sie ihrer Kräfte folgendermaßen zu wahren: die von Zürich sollten daheim bleibend ihre Stadt gegen einen bevorstehenden Angriff vertheidigen, die von Glarus und Zug, sowie die von den vier Waldstätten, die im Juni gen Zürich geeilt waren, um es zu schützen, sollten so rasch sie konnten, die ersteren in ihre Länder heim kehren, die letzteren durch's Aargau gen Sempach rücken. Der Herzog zog von Bruck das Aargau herauf gen den Sempacher See und von Sursee vor Sempach, drei Stunden von Luzern, das ihm ein Dorn im Auge war, seit es am 7. Januar Rath und Bürger von Sempach für ewige Zeiten als Bürger aufgenommen.

Am Mittag des 9. Juli stand der Herzog mit seinem Heere — viertausend Ritter in schweren glänzenden Rüstungen, das Fußvolk ungerechnet, — vor Sempach. Die Leute des Herzogs hatten Wagen voll Stricke bei sich und riefen den Sempachern zu: „Vor Nacht müßt ihr alle dran hängen," auch schnitten sie das Korn und Rudolf von Rhinach rief spottend zur Stadt hinein: „Schickt den Mähdern das Morgenbrot heraus;" aber der Schultheiß gab ihm die Antwort: „Kein Eidgenoß gibt den Lohn, er sei denn vorher verdient; ich hoffe: meine Herrn von Luzern werden bald kommen und euch das Morgenbrot anrichten, daß manchem der Löffel entfallen wird." Der Eidgenossen waren nicht viel mehr als 1400 Männer, 400 von Luzern, 300 von Uri, 300 von Schwyz, 300 aus Unterwalden, 100 Entlibucher und Rotenburger und eine Schaar von Zugern und Glarnern, die sich vom Abzug von Zürich denen aus den Waldstätten angeschlossen hatten; auf die Kundschaft,

daß der Herzog, um sie unterwegs zu ereilen, rasch herangezogen sei, hatten sie sich beeilt und standen am Meierholz. Welch ein Abstand: Auf dem Feld vor der Stadt dieser Glanz der Harnische, Helme, Schilder, Spieße, diese bunten Fahnen und Helmbüsche der Ritter und Städter, die ihnen folgten, — und dort im Walde die kleine Schaar der Eidgenossen, schlicht und recht, gar viele ohne Harnische, (die banden sich Bretter an die Arme,) mit kurzen Waffen, breiten Schwertern, Hellebarten und Morgensternen. Als sie die Feinde gewahrten, fielen sie auf die Kniee, breiteten die Arme aus und beteten zu Gott. Da sprachen höhnend einige stolze Ritter: „die zagen Leute fallen nieder auf ihre Kniee und wollen uns um Gnade bitten." Alsbald erhoben sich die frommen Eidgenossen voll frischen Muths und schritten aus dem Wald hervor, die Höhen hinab, auf's freie Feld, dem Adel vor's Angesicht.

Der Herzog ordnete nun die Schlacht an. Einer von den Seinigen, Ulrich von Hasenburg, der inzwischen ganz nahe an die Eidgenossen geritten war und ihre Schlachtordnung beschaut hatte, sprach warnend zu dem Herzog: wie gering auch die Schaar sei, so leuchte doch jedem der Muth aus den Augen und die Lust, straks den Angriff zu thun; drum solle der Herzog die Gefahr meiden und nach Sursee reiten, während sein Volk den Kampf ausfechte. „O Hasenburg — Hasenherz!" rief spottend Hans von Ochsenstein, und sprach zum Herzog in seinem Uebermuth: „Die wollen wir vor Nacht, wie Ihr sie wollt, gesotten oder gebraten liefern;" der Hasenburg aber meinte: „Man soll wohl heute noch sehen, ob Du oder ich der Zagere werde sein!" Der Herzog, der das Feld überschaut und es für den Kampf zu Rosse ungeeignet gefunden, hieß die Ritter absitzen und die Rosse zurückführen. Die Ritter hieben sich nun die langen hinderlichen Schuhschnäbel ab, wie die Vornehmen sie damals trugen, und traten eng zusammen,

vornhin, die Knechte mußten hinter ihnen stehen, denn der Adel gedachte ihrer Hülfe nicht zu brauchen und wollte allein das verhaßte Volk mit einem Schlage zermalmen. Noch einmal bat mancher vom Adel, wie's schon Hasenburg gethan, den Herzog: er solle sein Leben nicht dran setzen; er aber sprach: „Das wolle Gott nicht! Sollt' ich euch lassen sterben und ich genesen? Ich will Uebles und Gutes mit euch haben, ich will bei meinen Rittern und Knechten heut sterben oder siegen auf dem Meinen und um mein Erbe!"

Siegesgewiß stand der Adel und harrte voll Ungeduld des Augenblicks, wann die Eidgenossen ihm in die Spieße rennen würden. Mann an Mann dicht aneinander geschlossen, standen die stolzen Ritter und Herren, ganz in Eisen, Schild an Schild, die langen Spieße mit den leuchtenden Spitzen vorgestreckt bis zum vierten Glied, eine lange, undurchdringliche Mauer. Die Eidgenossen stellten sich in keilförmiger Schlachtordnung auf, um so Bresche zu brechen in die eiserne Wand und dann gewaltig nachzudrücken und die Schaaren zu zersprengen. Mit freudigem Schlachtruf stürzen sie, so geordnet, auf den Adel los. Doch da ist kein Ankommen wider die Speere, da öffnet sich keine Bahn. Schon sinkt Mancher durchbohrt auf den Plan; jetzt bewegen sich die beiden Flügel des Adelsheeres, krümmen sich, schließen einen Halbkreis enger und enger um die kleine Schaar, auf daß kein Entrinnen vor dem Verderben möglich sei. Noch ist nicht ein einziger Ritter versehrt, aber die Eidgenossen stürzen wie die niedergemähte Saat; es sinkt der Altschultheiß von Luzern, Petermann von Gundoldingen mit dem Banner der Stadt, es sinkt sein Schwager, mancher Biedermann liegt im Blut. Vergeblich räth Anton zer Porta von Uri den Hellebardenträgern, auf die Spieße zu schlagen, sie seien hohl und müßten zersplittern; aber wenn auch der erste zerbricht, streckt sich der zweite, der dritte, der vierte

hervor aus der eisernen Wand. Gleichwohl ermatten die Eidgenossen im Andringen, im heißen Kampfe nicht; sie vertrauen auf Gott, dem sie im Gebet ihre Seelen befohlen, daß er die Volksfreiheit nicht untergehen lassen werde durch des Adels und der Fürsten Uebermuth, und müssen sie fallen nach unerforschlichem Rathschluß, — „o, der Tod für die Freiheit ist süß, und besser: in Ehren gestorben, als in Unterwürfigkeit schmählich gelebt.“ Deß sind die Eidgenossen gewärtig und gar bald haben sie keinen anderen Trost mehr. Schon glaubt der Adel sein Theil gewonnen, und sieht's schon, wie er sie binnen Kurzem ganz im Kreis umklammert haben wird.

Da ruft in der schlimmsten Noth Arnold Struthan von Winkelried aus Unterwalden, ein Ritter, aber ein Ritter der Freiheit, seinen Kampfbrüdern, den Eidgenossen, zu: „Wollt ihr's meine Frau und meine Kinder genießen lassen, treue liebe Eidgenossen, so will ich eine Gasse machen.“ Während er die Worte spricht, springt er schon aus der Reih seiner Mitkämpfer heraus auf den Feind zu, faßt mit beiden Armen des Adels Spieße, soviel er fassen kann und reißt sie mit aller Kraft zu Boden. Sie durchbohren seine Brust, aber wie er sie niedergerissen, und so eine Lücke entstanden in des Adels Reihe, in demselben Augenblick brechen die Eidgenossen, voll heißen Grimms, unwiderstehlich, mitten in die Ritter hinein, und nun kommt's ihnen zu statten, daß sie von Last des Rüstzeuges unbeschwert sind, daß sie kurze Waffen, aber gewaltige führen, und gerade der Prunk der schweren Eisengewänder, worin sich die Ritter unangreifbar gewähnt, und gerade die langen Spieße, in welche die zusammengetriebenen Bauern rennen sollten, gerade dies beides wird dem stolzen Adel zum Verderben; die Eidgenossen hauen sich gewandt und nervig mit den Schwertern weiter Bahn, die Hellebarte und der Morgenstern schmettern rechts und links; Mann an Mann des eisernen Adels stürzt unbehülflich, unfähig zur Gegen-

wehr, zu Boden, und über ihn hinweg bringen neue frische Streiter fort und machen die Gasse breiter und immer breiter, die Arnold Struthan von Winkelried mit den Speeren in der Brust geöffnet. Da erstickt mancher Ritter und Graf in seinem Harnisch, und mancher verwünscht den eisernen Sarg, den er am Leibe trägt, und wäre jetzt lieber wie der Bauern Einer angethan, daß er des Lebens sich wehren oder entfliehn könnte. Entflieh'n? Die Eidgenossen lassen keinen entrinnen; sie wissen, daß ihnen der Adel den Untergang geschworen; sie wissen: wer von den stolzen Herren heute entrinnt, der vergißt den Bauern den Tag von Sempach nicht und kommt über kurz oder lang mit neuem Aufgebot wieder. Drum gilt's jetzt: Leben um Leben, und die Nothwehr ist's, welche die Bauern die stolzen Halme der Ritterschaft mähen heißt. Und in der That, wessen sie sich von ihr zu versehen gehabt, das hat sie ein fliehender Freiherr aus Burgund gelehrt, den ein Eidgenosse Hans Rot über den See rettete; wie sie aber gen Notwil kamen, gab Jener seinem Knecht einen Wink, den Retter zu erstechen; da nahm der starke Mann Herrn und Knecht und warf sie in den See. — Wie nun so die Eidgenossen, denen keine Gnade verheißen gewesen, für die der Adel schon die Stricke mitgebracht, die er noch vor Nacht gesotten und gebraten dem Habsburger liefern gewollt, wie die verachteten freien Bauern und Städte-Bürger die ganze Blüte des Adels niedermähen, und die Helmbüsche nicht mehr flattern, und die Banner in Staub und Blut sinken, da drängen sich treue Männer an den Herzog Leopold heran und reden ihm an's Herz: „Noch ist's Zeit! Rettet das Leben!" Er aber spricht: das verbeut mir Gott; es ist so mancher fromme Biedermann mit mir in den Tod gegangen, um meinetwillen, daß ich von denen nicht weichen soll. Ich will lieber ehrlich sterben als unehrlich leben." Da sieht er, wie sein Banner

von Oesterreich umdrängt ist, da hört er den, der es trägt, Ulrich von Aarburg, rufen: „Retten, Oesterreich retten!" Wer soll's retten als der Fürst! Er wirft sich drauf, es trifft ihn ein Hieb und Schlag, er stürzt zu Boden; ein treuer Mann breitet seinen Leib wie einen Mantel über ihn, und wird erschlagen. Der Herzog will sich erheben, kann's aber nicht, seine Rüstung ist zu schwer und läßt ihn nicht aufkommen, da tritt ein Schwyzer an ihn mit dem Dolch, und obwohl der Herzog sagt: wer er ist, ersticht ihn der Schwyzer (so ist's überliefert worden). Da liegt nun die Zier der Ritterschaft, die schöne Blume niedergemäht mit den stolzen Aehren allzumal; da liegen fünfzehn Hauptbanner und 656 Herren vom Adel, darunter 380 Kronhelme; und wie die Eidgenossen immer weiter um sich arbeiten und das Feld des Sieges ausbreiten, — fliehen die Andern all in wilder Verwirrung, die Nachhut zuerst, dann ist nicht Haltens mehr! „Die Hengste her!" schreien die Ritter. Aber schon sind die Knechte mit den Rossen auf und davon. Das ist der Tag, von dem es ringsum in den Landen der freien Männer hieß: „Gott ist zu Gericht gesessen über des Adels Trutz;" und wohl sind da ganze Adelsgeschlechter erloschen. Das alles hat eines Mannes, des Arnold Struthan von Winkelried, heilige Todesweihe gewirkt, — soviel Tod der Dränger, die der Freiheit Untergang geschworen, und soviel Leben von Geschlecht zu Geschlecht für die Freiheit. Denn dieser Tag und des Winkelried's Opfertod, der den herrlichen Sieg erweckte, zeugte der Freiheit neue Helden, die Helden von Näfels am 9. April 1388, und zwölf Jahre später die Appenzeller Hirtenhelden am Speicher (1403) und abermals (1405) auf der Höhe am Stoß und zum drittenmal an der Wolfshalde, bis die Fürsten von Oesterreich den Versuch satt bekamen, die freien Männer in Schweizerlanden zu vergewaltigen.

Nach der Schlacht bei Sempach sind die siegreichen freien Männer drei Tage auf der Wahlstatt geblieben und haben sie behauptet. Zum Gedächtniß hat Luzern auf derselben eine Kapelle gebaut und am 9. Tag des Juli ist ein Gottesdienst angeordnet worden, der noch heute gefeiert wird, ein Nachhall jenes inbrünstigen Gebets im Walde vor der Schlacht, das seine Erhörung gefunden hat, weil ein Mann, der sein Volk mehr als sein Leben geliebt, das Beispiel gegeben, daß der Spruch gottgesegnet ist: „Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen.“

Arnold Struthan von Winkelried, Du, dem das ganze Leben voll aufging und verklärt ward in dem einen Augenblick, da Du für die Freiheit starbst, ist Dein Geschlecht auch erloschen, besitzen wir auch Dein Abbild nicht mehr und ehrt Dich auch kein Denkmal, — o wäre dies ganze deutsche Volk Deines Blutes und Sinnes, o trüge jeder Deine freudige heilige Todesweihe für Freiheit und Vaterland im Herzen, o ehrte jeder Dein Gedächtniß durch den Muth der Wahrheit, der jeden, auch den Geringsten zum Helden macht, — dann bist Du nicht umsonst gestorben! Noch heute lauert ein Drache Verderben drohend wie jener, den ein Winkelried erschlug, in finsterer Höhle; noch heute heischt er seine Opfer, der lichtscheue uralte Drache der Zwingherrschaft. Noch heute starrt eine eiserne Wand von Speeren der Volksfreiheit entgegen, noch heute wehen die stolzen Pfauenfedern des Adels und das weithin schallende Wort des Volks: „sie sollen nicht mehr wehen,“ — es hat sie nicht geknickt, das Wort ist gar bald verhallt; die That, welche dem Wort folgen sollte, ist nicht gethan worden und immer enger zogen die Schaaren der Feinde den verderbendrohenden Kreis um die Freiheit zusammen. Wohlauf, Winkelried, steig aus deinem Grabe, umfasse die Speere noch einmal und zeige jedem der das Volk und die Freiheit liebt, wie süß es ist,

es dir gleich zu thun! Rufe Winkelried, jedem solchen an's Herz: „Es kommt der Tag, da Gott zu Gerichte sitzt!" rufe jeden solchem zu: „Bahnt der Freiheit eine Gasse!" Unser Volk muß bis in die ärmste Hütte hinein fähig werden, die Heiligkeit der Freiheit zu begreifen. Das recht begreiflich zu machen, in jedes Herz den Odem des Göttlichen zu leiten, der es dann auch stark macht, für die Freiheit zu leiden, und von der Freiheit als von etwas Göttlichem, als von des Menschendaseins innerstem Kern nicht zu lassen, — diesem höchsten sittlichen Bewußtsein den Sieg zu verschaffen, durch den allein ein Volk das wird, was es sein soll, und unsterblich wird, — dazu bedarf es noch manchen Winkelried's.

Johannes Ronge

und

Die freie Kirche.

Von

Eduard Duller.

Jetzt oder nie!
Die Stunde hat geschlagen,
Der Menschheit will ein neuer Morgen tagen,
Und hell erklingt die Ostermelodie:
Jetzt oder nie!

Johannes Ronge.

(Geboren am 16. Oktober 1813 zu Bischofswalde in Schlesien.)

Ihr alle, denen das Herz höher schlägt, wenn die heiligen Worte Freiheit, Vaterland, Menschheit ertönen, ihr alle, die ihr noch aus voller Seele euer Volk lieben und seine Verräther hassen könnt, die ihr mit frischen Augen aus dem großen Kampfgetümmel der Gegenwart hinüberschaut auf das lichte Siegesfeld der Zukunft, wo die Menschenwürde ihre Palmen pflanzt, — blickt zurück auf all das Elend und all die Schmach, die unser Volk erlitten, und auf all die Verderbtheit, zu der so viele Tausende nach einem teuflischen Plane hinabgebracht worden sind, damit so viele Hunderte ungestört noch auf lange Zeiten hinaus als die Erdengötter leben könnten. Auf diese Zeiten blickt zurück, aber auch auf die ersten Keime des göttlichen Triebes, der im großen Herzen der Menschheit unverloren bleibt, — auf die ersten Regungen des deutschen Volksherzens, wie es von Scham vor der Schande, der es hingeopfert worden, zusammenzuckte und den ersten Schlag der Freiheit schlug; und auf die Männer blicket hin, die sich mit ihren Herzen vor dies Volksherz hinstellten, um es in Noth und Tod als treuer Schild zu decken, die da nicht in jämmerlicher Halbheit mit dem einen Auge nach Volksgunst buhlend hinblickten und mit dem andern auf hunderterlei Rücksichten, womit sie sich selbst den Rücken decken könnten; — ach, Deutschland hatte solcher Menschen und hat ihrer nur noch allzuviel, welche

sich „freisinnig“ nennen und für „Freunde des Volks“ gelten und doch nichts weniger als das Eine oder das Andere sind. Nein, blickt auf die Menschen, die ganz waren und es bleiben inmitten einer elenden, in feiger Halbheit verschwommenen Zeit. Schärft eure Blicke, indem ihr die ungeheure Umwälzung, welche das Vaterland ergriffen hat, bis in ihre Anfänge und Ursachen zurückerforscht. Erkennt, daß es sich bei derselben um nichts Geringeres handelt als darum, daß eine neue Weltordnung, die der Freiheit und der Menschenwürde, an die Stelle der alten trete, und daß nicht etwa dies oder jenes einzelne Verhältniß sich umgestalten soll, sondern daß das ganze Leben des Volkes insgesammt, durchdrungen vom göttlichen Odem, sich von Grund aus verjüngen und jener höchste und heiligste Selbstzweck werden muß, welchen so viele Geschlechter der Menschen so viele Jahrhunderte hindurch so heiß ersehnt, so vergeblich erharrt und doch so folgenreich vorbereitet haben.

I.

Des deutschen Volkes Knechtung und Schmach.

Eine zwiefache Willkürherrschaft lastete drei und dreißig Jahre lang auf dem deutschen Volke, die des Staates und die der Kirche. Was war aber unter dem Staat zu verstehen? Wer gab sich für den Staat aus? Die Fürsten. Und wer gab sich für die Kirche aus? Die Priester. Jeder von diesen beiden behauptete nun: eine oberste Berechtigung zur Herrschaft über Land und Leute, über Willen und Glauben zu haben. Und woher leiteten sie diese ihre oberste Berechtigung ab? Sie sagten: „Wir sind von Gott eingesetzt.“ Die Kirche behauptete, sie sei die ausschließliche Heilsanstalt, welche Gott für die Rettung und Erziehung der „ursprünglich sündhaften und verderbten“ Menschennatur angeordnet habe. Der Staat hinwieder, der sich ebenso ausschließ-

lich „christlicher Staat" nannte, verkündigte als seinen obersten Grundsatz, daß alle Obrigkeit geradezu von Gott verordnet sei, ihren Ursprung also nicht im Volke, sondern außer und über dem Volke habe und somit alles „für's Volk," aber nichts „durch's Volk" ausführen dürfe. Das war das sogenannte „göttliche" Recht, kraft dessen die Fürsten und die Priester über das Volk herrschten.

Die Ersteren schrieben sich im frevelhaften Uebermuth „von Gottes Gnaden." Indessen fühlten sie doch, daß diese Berufung vor dem gesunden Menschenverstand nicht ausreichte, und so verkündigten sie, daß sie außerdem auch das geschichtliche („historische") Recht für sich hätten. Was hieß dies aber mit andern Worten? Nichts anders, als daß der Besitz der Herrschaft, den ihre Väter und Urväter durch Uebermacht und List errungen hatten, durch lange ungestörte Vererbung bei ihrem Geschlechte zum Recht geworden sei.

In diesem Sinne stützte sich denn auch der Adel, als bevorrechtete Klasse, auf das geschichtliche Recht, und gleich wie die Fürsten, so wollte auch er von reinerem Geblüt sein als das Volk, auf welches er hochmüthig herabblickte, und er stellte sich zunächst um das Fürstenthum, um das geschichtliche Recht des reineren Geblüts auf den Besitz von Land und Leuten zu vertheidigen. Das „reinere Geblüt," das „Vollblut!" O wie sich der Adel dadurch auf eine Stufe mit dem Thiere stellte! Wie er dadurch den göttlichen Odem des Geistes verläugnete! Wie er dadurch selbst die Besseren seines Standes, welche persönliches Verdienst hatten, so tief herunterstellte! Eine Thorheit, über die man lachen könnte, wenn sie nicht eine Verhöhnung der Menschenwürde wäre!

Und nun seht wieder auf das Fürstenthum, auf diesen Gipfel der Erblichkeit! Betrachtet euch diese Menschen von Fleisch und Bein, die kraft des reinsten Geblüts was Besseres sein wollten, wie sie wirklich waren: mit geistigen und körperlichen Gebrechen, — einige blödsinnig, andere

schwach, andere unsittlich bis zur Verworfenheit, von Buhlerinnen, von Beichtvätern, von Kammerdienern, von Zuträgern beherrscht, — blind, lahm, stammelnd, taub, von Flechten bedeckt, — wie sie dennoch „von Gottes Gnaden" und kraft des „Erbrechts und Vollbluts" auf den Thronen saßen und den Staat für sich selber, Land und Leute für ein Erbstück ihres Hauses hielten, — wie sie von „Liebe und Vertrauen" sprachen und Eide brachen.

Alle Bodenkräfte des Vaterlandes und alle Arbeitskräfte des Volks verwendete das Fürstenthum als das ihm von „Gottes Gnaden" zugewiesene Erbeigenthum. Dadurch hatte es nun auch die Mittel, um im Volk selbst die Rechtsgleichheit zu zerstören und um die eine Hälfte der Staatsangehörigen, welche es nur als „Unterthanen" d. h. als Diener kannte, durch die andere Hälfte, welche ihm wirklich diente, zu jedem Widerstand unfähig zu machen. Vom Ertrag des vaterländischen Bodens, vom sauren Erwerb des Volks besoldete stehende Heere von Kriegsleuten und von Beamten. Die Ersteren band es durch besondere Eide und machte es aus Wächtern des Vaterlandes zu Wächtern des Herrschergeschlechts; sie bildeten einen in sich abgeschlossenen Stand mit dem Begriff einer besonderen Kriegerehre, welche höher als die Ehre des Menschen überhaupt stehe. Auf die letzteren, die Beamten, wurde nach einem schlau ersonnenen und beharrlich durchgeführten Plane dahin gewirkt, daß ihnen der Wille der Mächtigen höher gelten sollte, als das Wohl des Volks und des Staats, und daß die Selbstständigkeit des Charakters sich immer mehr abschwächen, ja endlich völlig zu Grunde gehen sollte. Um diesen Zweck vollständig zu erreichen, wurde die Schule benutzt; durch sie sollte das Volk schon von Kindesbeinen an den Gehorsam gegen die untrügliche Weisheit der Herrscher und der Mächtigen gewöhnt, er sollte dem Volke zur zweiten Natur werden; der Lehrerstand wurde der Selbstständigkeit beraubt, damit er gefügig erhalten werde,

den Plan der Volksverdummung zu verwirklichen. Argwöhnisch blickten die Bevorrechteten von ihren goldenen Stühlen, von ihren Ahnenschlössern, von ihren Kriegsrossen, von ihren Amtsstühlen auf jeden Versuch herab, den edle Männer machten, um Volksbildung zu verbreiten; sie verboten dem Wort den freien Flug, der Schrift den Sturmschritt von Haus zu Haus, weil sie vor der Kraft der Wahrheit zitterten und ihre eigene Macht nur auf die Lüge gebaut wußten. Sie verboten das, wozu den Menschen sein geselliger Trieb bewegt, die Versammlung, die Vereinigung; denn nur durch die Vereinzelung, welche sie so erhielten, nur durch die Zersplitterung und Zwietracht des Volkes konnten sie ihre unnatürliche Willkürherrschaft behaupten. Sie verboten Dem, der am Recht gekränkt worden, die Beschwerde; denn sie zitterten davor, daß, wenn nur in einem Falle die Ungerechtigkeit an den Tag käme, gar bald auch allerorten das ganze Netz von Lug und Trug offenbar würde. Ja sie verboten sogar die — Bitte!

Da ward die deutsche Erde freilich zu einem irdischen Jammerthal; da ward das arme deutsche Volk freilich für die Lehre der sogenannten „rechtgläubigen" Kirchen empfänglich, welche es zur Entschädigung für all das Elend hienieden auf einen Entgelt in einem schöneren Jenseits hinwiesen! Aber da ward das Volk auch, indem die Regierungen es wie einen Feind behandelten, an den Gedanken gewöhnt, daß die Regierungen seine Feinde seien, und so kam in's ganze Volksleben mit dem fortwährenden Kriegszustand, welchen die Regierungen hervorriefen, ein unheilbarer Riß, — ein furchtbarer Zustand von Lüge und Entsittlichung durchdrang alle Verhältnisse.

Dieser unsittliche Zustand offenbarte seine unseligen Folgen gar bald. Man erkannte dies daran, daß die ganze Nation ihre Würde und daß die Willkürherrschaft alle Scham verlor. Scheußliches Verderbniß war im Innern der Höfe, Feilheit im Beamtenthum, Heuchelei und unnatürliche Lust im Priesterthum, er-

bärmliche Hohlheit und eitel Scheinehre im Adel und in der Kriegerklasse; in der Polizei, die den Gedanken dem Denker im Keim erstickte, war tausendfältige Furcht eines Angebers vor einem andern, Schatten, die herumschlichen, schreckten das vollsaftige Leben, die Rechtspflege ging von dem Grundsatze aus, an jedem Angeklagten müsse sie eine Schuld herausfoltern, und die Zuchthäuser, in welche die Tyrannei die edelsten Männer steckten, bargen mehr Tugend und Ehre als Fürstenschlösser.

Zu all dem Elend kam nun noch der Glaubenszwang und mit ihm der Glaubenshaß. Beide verdankt das Volk dem Streben der Priesterschaft nach unbegränzter Herrschaft über jeden Einzelnen, über die Familien, über die Schulen, die Gemeinden und den Staat. Jesuitismus ist das beste Wort für dies Treiben, welches von dem Grundsatz ausgeht: „der Zweck heiligt das Mittel; und es macht dabei ganz und gar keinen Unterschied, ob die Priester der römisch-katholischen oder der protestantischen Kirche angehören, ob sie die Untrüglichkeit des Papstthums oder die der protestantischen Bekenntnißschriften (der sogenannten „symbolischen Bücher") lehren. Am schlauesten war freilich der römische Jesuitismus; denn er machte nicht blos die römisch-katholische Geistlichkeit und durch sie auch die Laien zu Sklaven Roms, sondern er meisterte auch seinen Zwillingsbruder, den kopfhängerischen, dumpf vor sich hinbrütenden Buchstabenglauben in der protestantischen Kirche. Die deutschen Regierungen hatten den römischen Jesuitismus seit der Wiederherstellung der alten Herrschaft „von Gottes Gnaden" nach den Befreiungskriegen mit Vorliebe begünstigt, und er wußte sich ihnen auch freilich sehr nützlich zu machen; denn er war es, der zum Vortheil der Bevorrechteten das Volk durch die Schule entgeistete; er war es, der dem Segen der freien Forschung durch den Fluch der Volksverdummung entgegenwirkte. So wurde das religiöse Gefühl des Volks zu dem nichtswürdigsten Zwecke und durch die nichtswürdigsten Mittel unermüdlich mit einem solchen Erfolge

mißbraucht und mißleitet, daß endlich die bekannte Redensart: „Der Altar sei die Stütze des Thrones" leider eine Wahrheit wurde, in dem Sinne nämlich: daß die fürstliche Gewaltherrschaft auf der geistigen Verknechtung des Volkes und auf seiner Zersplitterung durch Glaubenshaß gestützt war.

Die Fürsten bezahlten diesen Dienst reichlich; sie bezahlten ihn mit dem Geld und mit der Schmach der deutschen Nation, indem sie, ohne das Volk zu fragen, jene Uebereinkünfte oder „Konkordate" mit Rom schlossen, welche Deutschland an Rom zinsbar, ja leib- und seeleneigen machten. Und nicht etwa blos katholische Fürsten thaten dies in einer Geistesbeschränktheit, welche noch leichter begreifbar war; nein, auch protestantische. Während alljährlich am Gründonnerstag zum Andenken an Jesu letztes Liebesmahl in römisch-katholischen Kirchen feierlich der Fluch über alle Lutheraner, Calvinisten und andere Ketzer ausgesprochen wird, — ließen protestantische deutsche Fürsten unser gutes deutsches Geld aus dem Staatsschatz nach Rom fließen. Das hielt man für Gerechtigkeit gegen die römisch-katholischen „Unterthanen," — diese Verschleuderung des zum großen Theil von Protestanten mit aufgebrachten Geldes für die Ausstattung von Bisthümern, die ohnehin reich genug waren und von welchen die gemischten Ehen verdammt, die Seminarien zu Anstalten gemacht wurden, worin unsere deutsche Jugend zu Heuchlern, zu Volksverdummern und Volksverknechtern erzogen wurde und noch wird. Ganz folgerecht nahmen solche protestantische deutsche Fürsten, — von den Einflüssen des Jesuitismus umstrikt, ohne daß sie's ahnten, — die Bestrebungen der protestantischen Frömmler in Schutz, welche jede freie kirchliche Regung als Abfall von Gott verketzerten und als staatsgefährlich bei der Staatsgewalt anklagten. Wie lächelten diese frommen Herren der Erde, welche im Schauspielhause das Auge von den verführerischen Wendungen der Tänzerinnen, und welche das Ohr von den salbungsvollen Worten ihrer protestantischen Bischöfe (ihrer Beichtväter) nicht abwandten,

wie lächelten sie so selbstgefällig, gleich als hätten sie die Aufgabe des Jahrhunderts gelöst, wenn sie der schlauen herrschsüchtigen römisch=katholischen Priesterschaft ein verderbliches Zugeständniß nach dem andern machten; wie hielten sie sich nun der blinden Anhänglichkeit ihrer römisch=katholischen Unterthanen so versichert, welche sie den bösen Geistern des Aberglaubens und des Glaubenshasses so recht als Beute zugestoßen, statt sie vor denselben zu retten! Aber wie erschracken sie auch, wenn sie plötzlich erkannten, daß der Jesuitismus sich im Gefühl seiner Kraft, stolz auf die ihm eingeräumte Berechtigung, vor ihren Blicken aufrichtete und kühn nach den Giebeln des Staates griff; wo die Kronrechte prangten! Wie zitterten sie, als sie sahen, daß die so begünstigte Priesterschaft die Regungen des Volks nach Freiheit aufmunterte, daß sie demselben in dem protestantischen Staatsoberhaupt den Feind der Kirche und der Freiheit zeigte. Da hörte man denn von einem Kampf zwischen „Staat und Kirche." Doch es war nur der Kampf zwischen der weltlichen Gewaltherrschaft und der geistlichen, von denen eine die andere nur zur Unterdrückung der Volksfreiheit hatte benützen wollen, von denen keine um eines Haares Breite mehr Recht hatte, nicht um eines Haares Breite ehrlicher war, als die andere.

So weit war es in diesem Deutschland gekommen, das einen **Hutten** seinen Sohn nennen darf! So weit, ja noch weiter **sollte** es kommen. Vergeblich blieb bei den Regierungen jede treugemeinte Warnungsstimme, — sie wurde verlacht, verspottet; glücklich war der Warner zu preisen, wenn er noch dem Arm der Polizei und der Strafe für das ihm zur Last gelegte Verbrechen entging: „eine im Staat anerkannte christliche Glaubensgenossenschaft beschimpft, die Religion gelästert und den lieben Gott beleidigt zu haben;" mit so abgeschmacktem Geschwätz verdächtigte man jedes ehrliche Wort für's deutsche Vaterland. Die Fürsten waren blind für das, was vor ihren Augen vorging, taub für das Triumphgeschrei,

welches die jesuitische Partei über unser verrathenes, geschändetes, entzweietes Vaterland anstimmte.

Dies Triumphgeschrei aber weckte wenigstens das Volk aus seinem langen Schlafe und der freche Uebermuth, womit Rom dem deutschen Genius die klirrenden Ketten zeigte, war die Losung für ihn, daß die Zeit erfüllet sei, daß er sich emporraffe, jene Ketten zu zerreißen. Das Ereigniß, wodurch sich jener Uebermuth auf's Entschiedenste kund gab, wodurch er das Gericht herausforderte, welches sich bald unaufhaltsam auf der ganzen Erde verbreitete und ein zweites Gericht vorausverkündigte, — war die Schaustellung des sogenannten heiligen Rockes zu Trier im Jahre 1844.

II.

Roms und der Römlinge Kraft, Sieg und Uebermuth.

Bereits neun Jahre vorher hatte Rom gesprochen, und zwar so bestimmt und deutlich, daß Deutschland über dessen Haltung für alle Zukunft durchaus in keiner weiteren Selbsttäuschung befangen bleiben konnte. Georg Hermes, — Professor der katholischen Theologie, zuerst in Münster, dann in Bonn (wo er 1831 starb), — ein schlichter und redlicher, philosophisch gebildeter und der römisch-katholischen Kirche treu ergebener Mann, hatte es unternommen, auf's Neue darzulegen, daß das ganze Lehrgebäude derselben unfehlbar sei. Dieser Zweck entsprach nun allerdings durchaus der Absicht der römischen Kirche; aber die Art und Weise, wie Hermes dabei zu Werke ging, verletzte eben den Begriff der Unfehlbarkeit selbst. Die römische Kirche behauptet nämlich, sie sei deßhalb untrüglich, weil sie kraft der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes gar nicht irren könne; sie stellt somit ihre Unfehlbarkeit als reine Gewißheit für den Glauben hin, welchem die menschliche Vernunft sich unbedingt unterwerfen muß, so zwar, daß nicht blos

jeder Zweifel an diesem Glaubenssatze, sondern auch jeder Versuch, denselben durch die Vernunft ergründen zu wollen, eine Sünde ist. Dies mißkannte nun eben Hermes, in der besten Absicht, der römischen Kirche einen Dienst zu leisten, indem er den Versuch unternahm und auch durchführte: die unfehlbare Wahrheit ihres Lehrsystems auf wissenschaftlichem Wege zu beweisen. Er kam hierbei zu dem Ergebniß: „Die römisch-katholische Lehre sei deßhalb wahr, weil die wissenschaftliche Prüfung nachweise, daß sie mit der Vernunft im Einklange sei.“ Wenn nun aber Rom dies zugab, so räumte es zugleich ein, daß der Satz, welchen es Jahrhundert lang behauptet hatte, falsch sei nämlich der: „die göttliche Einwirkung allein sei die Quelle seiner Unfehlbarkeit.“ Wenn aber diese Ansicht in der römisch-katholischen Bevölkerung einmal um sich griff, dann hatte auch die ganze altkirchliche Weltanschauung den Todesstoß erhalten, dann war das ungeheure kunstreiche Gebäude in seiner Grundfeste erschüttert, dann mußte es zerfallen. Deßhalb sprach denn Rom im Jahre 1835 das Verdammungsurtheil über die hermesianische Lehre aus, und fruchtlos blieben alle Versuche, welche die eifrigsten Schüler des mittlerweile verstorbenen Meisters machten, um dieselbe zu rechtfertigen, geschweige denn, um die Aufhebung des Verbots seiner Lehre und die Zurücknahme von 18 Sätzen zu erwirken, worin dieselbe als ketzerisch bezeichnet und worin Hermes selbst übrigens noch im Grabe als unsittlicher Mensch geschmäht wurde! — Dies Verdammungsurtheil hat Papst Gregor XVI. ausgefertigt und sein Nachfolger Papst Pius IX., von welchem, als er die dreifache Krone empfing, so Viele hofften, daß er die römische Kirche von so vielen irrigen, dem Geiste Christi widersprechenden Lehren, von so vielen verderblichen Einrichtungen reinigen würde, Pius IX. hat dies Verdammungsurtheil bekräftigt. Wie konnte er auch anders, wenn er nicht selbst das Papstthum stürzen wollte? Thöricht, zu erwarten, daß ein Papst je Grundsätze gut-

heißen werde, welche das ganze Papstthum einer Prüfung preisgeben, vor welcher nur die Wahrheit, aber nie die Lüge, und wäre sie auch eine tausendjährige, bestehen kann.

Durch dies Verdammungsurtheil der hermesianischen Lehre hatte die römische Kirche sich vor Deutschland in ihrer wahren Gestalt enthüllt. Sie hatte gezeigt, daß sie sich vor dem Lichte der freien Wissenschaft fürchte, und wer irgend in Deutschland nicht ganz von den alten Glaubensirrlichtern auf falschen Weg geleitet war, der sah nun ein, daß sie auch wahrlich Grund genug zur Furcht habe. Die römische Kirche, die uralte Feindin des deutschen Geistes, hatte aber auch wieder gezeigt, daß sie diese Furcht hinter Trotz verbarg; wie jener Jesuitengeneral, rief sie den Wahlspruch in die Welt hinaus: „Nur so, wie ich bin, so will ich auch fernerhin sein, oder ich will nicht mehr sein;" zum Nichtmehrsein hatte sie freilich wenig Lust. Bangte sie vor der Macht des Geistes, so setzte sie alle ihre Kräfte, alle die ungeheuren Mittel, über welche sie zu gebieten hatte, auf den Wurf, um jener Macht, vor welcher sie insgeheim zitterte, zu begegnen. Und in der That: wenn sie sah, wie viele Hunderttausende und Aberhunderttausende sie unbedingt beherrschte, wie sie ihre jesuitischen Helfershelfer an allen Höfen und bei allen Regierungen vertheilt hatte, wie die deutschen Bischöfe, statt ihre Ehre drein zu setzen, freie Söhne ihres freien Vaterlandes zu werden, nur stolz darauf waren, die Knechte Roms und die Zwingherrn über Tausende ihrer deutschen Brüder zu bleiben, — da konnte die römische Kirche wohl die Furcht vor dem Gewitter, das am deutschen Himmel über die alte weltbeherrschende Lüge heranzog, vergessen. Und so geschah's denn auch. Die römische Kirche erholte sich gar bald von ihrem Schrecken; sie dünkte sich gar bald des Sieges über denselben gewiß, und sie eilte nun auch, ihn auf's Beste auszubeuten.

Die Frage wegen der sogenannten „gemischten Ehen" bot ihr dazu die willkommenste Gelegenheit. Der Erzbischof von Köln Droste=Vischering diente

den Römlingen mit seinem Glaubenseifer auf's Allertrefflichste. Im Widerspruch mit den Zusagen, welche er bei seiner Amtseinsetzung der preußischen Regierung gegeben hatte, verbot er die Einsegnung dieser sogenannten „gemischten" Ehen in dem Falle, wenn nicht vorher die römisch-katholische Erziehung der aus solcher Ehe zu erwartenden Kinder feierlich gelobt worden war. Darüber kam es zum argen Zwiespalt zwischen ihm und der preußischen Regierung; er wurde seinem Sprengel gewaltsam entnommen und galt nun allen Romgläubigen als Märtyrer der Religionsfreiheit! Heilige Einfalt, die bei einem solchen Fall überhaupt nur von Freiheit sprechen konnte! Aber das sogenannte Märtyrthum des Erzbischofs wußte Rom trefflich zu benutzen; der unbedeutende, geistesbeschränkte, alte Mann, welcher nur ein Werkzeug gewesen war, erweckte rein menschliche Theilnahme, und zwar nicht blos bei den Römisch-katholischen, welche in den gegen ihn getroffenen Maßregeln einen Angriff auf ihre Kirche erblickten, sondern auch bei jenen, welche die freiheitsfeindlichen Strebungen der preußischen Regierung verabscheuten und bekämpften. Diese letzteren fanden nun die willkommene Gelegenheit, bei der großen Menge der römisch-katholischen Bevölkerung festen Fuß zu fassen und das Mißtrauen gegen die Regierung bis zu einer entschiedenen Abneigung, bis nahe an die Gränze des offenen Widerstandes zu treiben. Die Priesterschaft erkannte gar bald und benutzte mit unglaublichem Eifer, mit unermüdlicher Ausdauer alle Vortheile, welche sich für die Sache Roms aus dem anscheinlichen Märtyrthum des Kölner Erzbischofs Droste-Vischering ergaben. Mochte die preußische Regierung auch diesen entsetzen und seinen Amts- und Gesinnungsgenossen, den Erzbischof Dunin von Posen auf die Festung Kolberg bringen, — die preußische Regierung unterlag doch eigentlich vor einer Macht, welcher all ihre Kriegsschaaren nicht die Spitze zu bieten vermochten. Wäre es ihr wirklich um des Volkes Wohl zu thun gewesen, so hätte sie des Volkes Erziehung zur Freiheit, zur voll-

kommenen, geistigen, sittlichen und religiösen Freiheit in die Hand nehmen müssen; aber das hatte sie, wie jede deutsche Regierung, nicht gethan; sie hatte wie jede deutsche Regierung Roms Einfluß so lang begünstigt, als sie davon Vortheil für die Unselbstständigmachung des Volks zu ziehen gehofft hatte; nun wuchs ihr dieser Einfluß eines Staats im Staate über's Haupt. Das war die Vergeltung, welche dem Verrath nie ausbleibt. Rom triumphirte, daß es durch das Märtyrthum zweier Bischöfe neuen Halt in der katholischen Bevölkerung des preußischen Staates, dadurch aber auch des deutschen Vaterlands gewonnen hatte, und Metternich in Oesterreich und Abel in Bayern halfen getreulich der alten Feindin Deutschlands, welche nun das Haupt höher und stolzer trug denn je zuvor.

In diesem Stolz überhob sich nun Rom. Es sah schon im Geist ganz Deutschland zu seinen Füßen; es sah den Protestantismus schon vernichtet, dessen Selbstauflösung bereits durch prophetische Stimmen verkündigt ward. In der Zuversicht, daß der Sieg bereits errungen, daß der Weg zur Alleinherrschaft bereits gebahnt sei, beschloß Rom, ein großartiges Schauspiel seiner Macht und Herrlichkeit zu geben und der ganzen Welt zu zeigen, daß es, der deutschen Wissenschaft, als „den Pforten der Hölle," zum Trotz, felsenfest und unerschütterlich dastehe mit allen jenen Lehren, Anstalten und Gewalten über die Seelen, welche das 19. Jahrhundert als unverträglich mit der fortgeschrittenen Bildung des Menschengeschlechts bezeichnet. Außer jenem allgemeinen Zwecke lag übrigens noch ein besonderer vor. Das beabsichtigte Schauspiel sollte nämlich auch die Schätze der Kirche füllen.

III.

Die Schaustellung des heiligen Rocks in Trier.

Es war im Jahre 1844 am 6. Juli (dem Todestage des edlen Johannes Huß,) als das bischöfliche Generalvikariat zu Trier auf Befehl des Bischofs

Wilhelm Arnoldi folgendes denkwürdige Rundschreiben erließ:

„Der hochwürdigen Geistlichkeit und sämmtlichen Gläubigen des Bisthums Trier freuen wir uns, die erwünschte Kunde zu geben, daß unser hochwürdigster Herr Bischof dem vielfach ausgesprochenen Verlangen der Bisthumsangehörigen, das in der hiesigen Domkirche aufbewahrte unschätzbare Kleinod des ungenäheten Rockes unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi zu schauen und zu verehren, noch im Laufe dieses Jahres zu entsprechen, sich entschlossen hat. Es wird demnach diese heilige Reliquie in der Domkirche dahier vom 28. August d. J. an während eines Zeitraums von 6 Wochen ausgestellt werden, auf daß den Wünschen Aller, welche das fromme Vorhaben gefaßt haben, nach Trier zu reisen, um das heilige Kleid unseres göttlichen Erlösers bei unmittelbarer Anschauung zu verehren, genügt werde, und Jeder den vom Papste Leo X. unterm 26. Januar 1514 verliehenen vollkommenen Ablaß gewinnen könne. Der genannte Papst hat nämlich, nach dem Wortlaute der betreffenden Bulle, in dem Wunsche, daß die Domkirche zu Trier, der Würde, die sie durch die Aufbewahrung des ungenäheten Rockes unseres Herren Jesu Christi und so vieler anderer hochheiliger Reliquien besitzt, entsprechend, durch großartige Einrichtungen und prachtvolle Ausschmückung ausgezeichnet werde, auf ewige Zeiten sämmtlichen Gläubigen, welche bei Vorzeigung des heiligen Rockes nach Trier pilgern, aufrichtig ihre Sünden bereuen und beichten, oder doch den Vorsatz haben, dies zu thun, und überdies zu der von dem heiligen Vater so sehr empfohlenen Ausschmückung des Trier'schen Domes, deren derselbe seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts noch immer entbehrt, hülfreiche Hand leisten, einen vollkommenen Ablaß bewilliget."

Dies Rundschreiben enthielt die Berufung auf Papst Leo X., welche darauf berechnet war, die Gläubigen durch das dreihundertjährige Alter des Ablasses zu

gewinnen; der Schatz, der ihnen geboten wurde, mußte um so kostbarer erscheinen, da er kein neues Gepräge trug. Es war das übrigens mehr als bloß eine geschichtliche Beurkundung, es war zugleich eine geflissentliche Hervorhebung, daß das Alte noch fortwährend heilige Geltung habe, trotz dem daß die Reformation den ganzen Gnadenschatz des Ablasses für werthlos erklärt hatte. Für die Vernünftigen im deutschen Volke aber, die des Vaterlands Geschichte kannten und ein Herz hatten, das für Deutschlands Freiheit schlug, deren Wangen vor Deutschlands Schmach errötheten, — für diese war die Berufung auf Leo X. in jenem Rundschreiben ein Fingerzeig, wie weit es nach drei Jahrhunderten in Deutschland wieder gekommen war, nämlich bis zum Ablaßkram! Eben dieser Papst Leo X., auf welchen sich der Bischof Arnoldi von Trier berief, daß er für die Verehrung des heiligen Rocks und für die Beisteuer zum Schmuck des Trierer Doms den vollkommenen Ablaß bewilligt, — eben dieser Leo X. war es ja gewesen, welcher Deutschland gebrandschatzt hatte, um Geld zum Ausbau der Peterskirche in Rom zu gewinnen, und der Auslaufer dieses Leo'schen Ablaßgeschäfts in Deutschland war jener schamlose Dominikanermönch Tetzel gewesen, der wie ein Marktschreier mit seinen Kram von Ort zu Ort gezogen war und auf seinen Geldkasten klopfend ausgerufen hatte: „Wenn das Geld im Kasten klingt, — die Seel' aus dem Fegfeuer springt." So war demnach durch dies Ausschreiben des Bischofs Arnoldi Trier zum deutschen Rom gemacht worden, dies Trier, das sich rühmte, des Christenthums urälteste Pflanzstätte diesseits der Alpen zu sein.

Wie war's denn nun aber mit dem sogenannten „heiligen Rock" Jesu Christi?

Eine alte Ueberlieferung meldet: so heilig sei diese Reliquie gewesen, daß ein Priester, der sie aus eitel Neugier angesehen habe, erblindet sei! Dies Wunder hat sich denn auch im Jahre 1844 wieder begeben, aber freilich in anderem Sinne. Erblindet sind nämlich die-

jenigen all, die ihn nicht aus eitel Neugier, sondern gläubig angeschaut; geistig erblindet sind sie, und das sollten sie auch, nach dem Willen der Priester, um blind in die Tasche zu greifen und blind zu gehorchen. Die alte Ueberlieferung meldet weiter, daß der Anblick des heiligen Rockes jenen, welche ohne Zweifel zu ihm kamen, zum Heil gereicht sei. Auch das hat sich bewährt, freilich wieder in anderer Weise, denn wahrlich: zum Heil ist der Anblick des Rockes denen geworden, die daran nicht zweifelten, daß der Geist Gottes, in der Menschheit lebend und webend, siegen müsse, ob auch die Nacht noch so sehr gegen das Licht kämpfe. Hunderttausende hat dieser sogenannte heilige Rock leider wirklich blind, aber Millionen hat er dafür auch sehend gemacht und wird sie noch sehend machen. — Die Ueberlieferung meldet, daß Maria für ihren Sohn Jesus ein Kleid gewebt habe, welches mit ihm gewachsen sei; dieß Gewand habe Jesus getragen, als er den Weg nach Golgatha ging, und als er gekreuzigt wurde, hatten, wie es im Evangelium des Johannes heißt, die Kriegsknechte um dasselbe gelost; einer derselben, dem es zugefallen, habe es dann einem Jünger Jesu verkauft. Nach langer Verborgenheit habe es die Kaiserin Helena im 4. Jahrhundert wieder entdeckt und nach Trier geschickt, wo es dann aufbewahrt worden, in Vergessenheit gerathen und im Jahre 1196 unter dem Erzbischof Johann I. wieder gefunden worden sein soll. Als es im Jahre 1512 dem gläubigen Volk gezeigt wurde, strömten wohl 100,000 Pilger nach der Stadt Trier, welche sich in der That rühmen durfte, einen fruchtbringenden Schatz wie keine zweite Stadt der Christenheit in ihren Mauern zu besitzen. Von da an sollte die Reliquie alle sieben Jahre gezeigt werden; doch wäre dies ausgeführt worden, dann hätte derselbe wohl schwerlich seinen Reiz behalten. Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther seine 95 Sätze gegen den Ablaß an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg an und durch alle deutsche Gauen hallte

die Losung Hutten's: „der Würfel ist gefallen; ich hab's gewagt." Das waren keine Zeiten für den heiligen Rock, um sich wieder sehen zu lassen; er verbarg sich in seiner Klause und ward vergessen. Von den Laien nämlich. Die Geistlichkeit dachte fort und fort an die „gute alte Zeit" zurück, in welcher mit einem heiligen Rock so viel Geld zu verdienen war. Als die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts ihre Wogen auch über Trier ergoß, flüchteten die Priester den heiligen Rock nach Augsburg. Erst im Jahre 1810 wurde er nach Trier zurück gebracht und auch wieder öffentlich zur Schau ausgestellt; damals zählte man 227,217 Pilger, welche binnen 19 Tagen in den Dom kamen, um den heiligen Rock zu schauen und den großen Ablaß zu gewinnen. Trier, eine verarmte Stadt, hätte von 1810 an wohl schon mehrmals des heiligen Rocks bedurft, daß er neuerdings seine Wunder thäte und mehr Geld schaffte, als all die Prozessionen nach St. Matthias, welche jedes Jahr dort eine Menge Pilger herbei locken.

Wie sieht denn nun aber der „heilige Rock" eigentlich aus? Eine Schrift, welche mit „bischöflicher Gutheißung" erschienen ist, sagt darüber folgendes:

„Uebereinstimmend mit der evangelischen Geschichte (Joh. 19, 23) ist der in der Domkirche zu Trier aufbewahrte Rock ungenähet, von oben an gewirket durch und durch. Die Aermel haben keine Falten, und jeder der Aermel ist 1½ Fuß lang und 1 Fuß breit. Die Breite des Kleides aber, mit den Aermeln, ist 5 Fuß 4 Zoll; unterhalb der Aermel, über der Brust, 2 Fuß und etwas mehr als 3 Zoll. Unten ist die Breite 3 Fuß 7 Zoll. Die ganze Länge des Rockes ist 5 Fuß 1½ Zoll. Oben zwischen den Schultern hat er eine Oeffnung zum Anziehen über den Kopf. Auf dem linken Aermel ist ein Riß, welcher gewaltsam gemacht zu sein scheint, indem der Stoff im Risse stark und wie neu erscheint. Die Fäden sind so fein, daß man sie mit bloßem Auge kaum unterscheidet, und so künstlich durcheinander geschlungen, daß das Auge nicht gehörig zu unter-

scheiden vermag, ob das Kleid gewebt oder mit der Nadel gestrickt sei. Unten am Saume ist eine Art gelblicher Streifen, wie Züge von Buchstaben, die aber nicht mehr erkenntlich sind. Die Farbe ist kaum bestimmt anzugeben; bald erscheint sie purpurroth, bald braun, bald wie das Gelbe der Lilie, wie unbereitetes Zinnober. Auch glaubt man hier und da Flecken von Blut zu gewahren." Ja hätte Jesus dies Gewand wirklich getragen, so müßte man wohl denken: diese Blutflecken seien Spuren der blutigen Thränen, die er am Oelberg geweint — nicht um sich, sondern um all die Brüder, welche von der Kirche in seinem Namen „zur Ehre Gottes" verfolgt, mißhandelt, gefoltert, durch Schwert und Flammen und still-langsam in der Kerker gräßlicher Nacht hingeopfert worden sind. — „O heilige Einfalt!" so hatte am 6. Juli 1415 Johannes Huß gesprochen, als er sah, daß ein Bäuerlein frommgläubig Holz zu seinem Scheiterhaufen herbeischleppte. — „O heilige Einfalt!" so sprach manches deutsche Herz nach dem 6. Juli 1844, als er sah, welche Wirkung das Rundschreiben des bischöflichen Generalvikariats zu Trier in ganz Deutschland hatte; — ja wohl: „heilige Einfalt!" Aber ein deutsches Herz mußte aber auch noch etwas anderes sprechen, nämlich: „O unheiliger Betrug!" Wehe Denen, welche auch noch die Ehre eines Volks vor ganz Europa befleckten, eines Volks, das um des „alleinseligmachenden Glaubens" willen drei Jahrhunderte nach seiner größten Geistesthat Knechtschaft und Elend erduldet hatte.

Die „heilige Einfalt," auf welche die Römlinge so sicher gerechnet hatten, trug denn auch ihre Früchte! Mehr als eine Million Menschen wallfahrtete zum „heiligen Rocke" nach Trier und die sechs für den Ablaß vergönnten Wochen wurden um eine siebente vermehrt. Die Bischöfe standen, wie natürlich, an der Spitze; — da waren die von Köln, Limburg, Münster, Osnabrück, Trier und Speier, mit jenen von Leyden und Luxemburg, von Metz, Nancy, Toul und Verdün zusammen, da waren sie, die Leuchten der Rechtgläubigkeit, und hinter

ihnen her kam, von seinen Pfarrern angeführt, mit wallenden Fahnen, geistliche Lieder singend und laut betend, das arme bethörte Volk viele Meilen weit her, — Männer und Weiber, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke, aus den höchsten und niedrigsten Ständen, Reiche und Arme; Viele, welche das Feld daheim unbestellt ließen, welche den letzten Pfennig für die Pilgerfahrt aufwendeten, — ein grausenerregender Anblick! Welch ein Zeugniß, in wie hohem Grade es der Priesterschaft unter fürstlichem Schutze gelungen war, ihren Knechtungs- und Verdummungsplan auszuführen, — wie tief die Entgeistung, Entsittlichung, Unselbstständigkeit, ja Verthierung, welche sie so unermüdlich pflegten, Wurzel geschlagen. Beklagenswerthe Sklaven herzloser, vaterlandsloser, ehrloser geistlicher Tyrannen, nahten die Pilger Triers riesigem Römerthor, oder seiner Neupforte, oder über die Römerbrücke her, und schrieen Hosianna einem Rock, und brachten die letzte Hoffnung ihrer Angehörigen, den letzten Trost ihres Alters, brachten, wenn sie nichts anderes hatten, die Menschenwürde dem scheußlichen Moloch in Trier zum Opfer dar! Da zogen sie in Schaaren zu den Pforten des Domes herein, wo die Priester an den überall angebrachten Opferkassen standen, und je nachdem einer mehr oder weniger bezahlte, durfte er den heiligen Rock berühren oder blos gläubig anschauen. Da sah man — zur furchtbarsten Verhöhnung des Christenthums und des deutschen Genius — Söhne des deutschen Volks knieen vor dem aufgehängten Siegeszeichen Roms, und hörte das Gebet: „Heiliger Rock, zu dir komme ich! Heiliger Rock, ich bete dich an! Heiliger Rock, bitt' für mich!" Da sah man, wie überall Abbildungen des heil. Rockes auf Papier und in Metall oder Zeugstoff an den sogenannten wirklichen „Herrgottsrock" angerührt und nun, als durch denselben geweiht, als schutzverleihende Amulette, zu Hunderttausenden verkauft wurden.

Die Frechheit, womit die Priesterschaft den Betrug

trieb, erreichte aber den höchsten Gipfel, als sie den heiligen Rock auch sogar Wunder wirken ließ!

Nun traten freilich die Aerzte auf und bewiesen, daß, wenn Kranke in Trier gesund geworden, die Genesung auf ganz natürlichem Wege erfolgt sei; die Priesterschaft aber verketzerte nicht blos diese Behauptung, sondern auch die Personen, welche es gewagt, das einträgliche Wundergewerbe in Verruf zu bringen. Vergeblich bewiesen die Chemiker, daß der Stoff des Rockes sich unmöglich 1800 Jahre lang habe unversehrt erhalten können; — die Priesterschaft sagte dagegen: „Ei, das ist ja eben das Wunder, welches ebenso über allen Naturgesetzen steht, wie der Glaube über aller Vernunft." Ein Geschichtsforscher erinnerte daran: „Der heilige Rock, den man früher in Trier gezeigt habe, sei verbrannt;" die Priesterschaft dagegen wußte auch darauf eine Erklärung: „durch das inbrünstige Gebet der Gläubigrr sei das Gewand Christi wieder hergestellt worden." Bald kamen nun auch eine Menge anderer heiliger Röcke zum Vorschein, von denen jeder dem zu Trier die Achtheit streitig machte. Es wurde nachgewiesen, daß in Argenteuil, in Rom, in Bremen, in St. Jago de Compostella, in Oviedo, zu Tournus an der Saone, zu Gent, in Moskau, in Konstantinopel u. s. w. gleichfalls das eine ungenähte Gewand Christi seit uralten Zeiten bewahrt worden, ja daß sich dasselbe in Georgien befinde; — die Priesterschaft wollte dies alles nicht gelten lassen und beharrte bei der Aechtheit des Trierer Rocks. Wie nun aber, wenn der Seherblick des Forschers selbst eine uralte Heldensage heraufbeschwor und in der Legende vom König Orendel, der den Rock Christi besessen habe, die ursprünglichen Züge des germanischen Heidenthums erkannte, — wenn prüfende Scharfsicht es ermittelte, daß die ganze Ueberlieferung von einem heiligen Rock in Trier nichts weiter als die mittelalterliche christlich gefärbte Ausschmückung uralter heidnisch-germanischer Erinnerungen war, eine Ausschmükkung, die aus den Zeiten der Kreuzzüge stammte, aus

Zeiten, in welchen jede deutsche Heldensage ihre neuere Auffassung von dem heiligen Lande entlehnte und die Abenteuer ihrer verjüngten Helden mit irgend einem Gegenstand in Verbindung brachte, welcher durch eine Beziehung zu Christus eine geheimnißvolle Bedeutung erhielt? *) Was konnten die Priester darauf erwiedern? Nichts, als daß es für sie keine Wissenschaft, keine Forschung, keine Prüfung gebe.

Der Eindruck, welchen die Schaustellung des heiligen Rockes in Deutschland hervorbrachte, war verschiedenartig. Die Blindgläubigen waren in stummer Andacht versunken, in Hingebung an die römische Kirche bestärkt, und wiesen jeden Einwand der Vernunft und des Nationalgefühls wie einen Frevel an der Religion zurück. Die eigentlichen Römlinge Deutschlands, das heißt: diejenigen, welche den wahren Zweck des geistlichen Schauspiels zu Trier sehr wohl durchschauten, triumphirten. Die Protestanten waren wie betäubt; sie hatten es nicht geahnt, daß Rom das wagen würde;

---

*) Die Legende von Orendel erzählt: dieser sei der Sohn des Königs Egil von Trier gewesen, habe eine Meerfahrt unternommen, auf welcher er Schiffbruch erlitten und sich durch das Festhalten an einer Schiffsdiele gerettet habe (der Grundzug der Erzählung erinnert an die Volksauffassung der Geschichte des Herzogs Ernst von Schwaben). Durch die Erde habe sich Orendel ein Loch gegraben, sei von einem Fischer, Namens Eisen, aufgenommen worden und habe dann sowohl den grauen ungenähten Rock Christi, als auch, die schönste aller Frauen, Breida, gefunden, die von Tempelherren umgeben gewesen (deutlicher Fingerzeig auf die Einflüsse der Zeit); mit beiden, dem heil. Rock und Frau Breida sei er nach Trier zurückgekehrt. Diese Breida nennt der Anhang zum Heldenbuch Brigitta, den Orendel selbst Ernstelle, während der nordische Mythus einen Oervandil kennt (dessen Fußzehe Thor an den Himmel geworfen, wo sie zu einem Gestirn geworden). Earendel bedeutet im Angelsächsischen ein glänzendes Gestirn; der Name Eigel ist noch in den Eigelsteinen bis auf unsere Tage erhalten (Eichelstein bei Mainz, Igler Säule bei Trier).

in ihrer Betäubung verstummten sie, als sei ihnen die Zunge gelähmt; oder sie knirschten im ohnmächtigen Zorn, daß eine protestantische Regierung das Schamloseste zugelassen, daß sie eine Verhöhnung des protestantischen Geistes geduldet hatte. Die Aufgeklärten alle in jener großen Masse, welche der römisch-katholischen Kirche angehörten, schämten sich des Namens Katholiken, weil er durch den Baalsdienst in Trier geschändet war, aber — sie thaten nichts, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben.

IV.

Der offene Brief aus Laurahütte an den Bischof Arnoldi von Trier.

Eine dumpfe Schwüle lastete über unserem ganzen Vaterland, als plötzlich von Osten her ein Blitz deutschen Zornes leuchtete und traf und zündete. In allen Zeitungen (zuerst in den „sächsischen Vaterlandsblättern vom 15. Oktober) las man nämlich als „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock in Trier," „einen offenen Brief an den Bischof Arnoldi von Trier," welcher aus Laurahütte (in Schlesien) am 1. Oktober 1844 erlassen und unterzeichnet war: „Johannes Ronge, katholischer Priester." Dieser Brief lautete:

„Was eine Zeitlang wie Fabel, wie Mähre an unser Ohr geklungen: daß der Bischof Arnoldi von Trier ein Kleidungsstück, genannt der Rock Christi, zur Verehrung und religiösen Schau ausgestellt, Ihr habt es gehört, Christen des 19. Jahrhunderts, Ihr wißt es, deutsche Volks- und Religionslehrer; es ist nicht Fabel und Mähre, es ist Wirklichkeit und Wahrheit. Denn schon sind, nach den letzten Berichten, fünfmalhunderttausend Menschen zu dieser Reliquie gewallfahrtet, und täglich strömen andere Tausende herbei, zumal seitdem erwähntes

Kleidungsstück Kranke geheilt, Wunder gewirkt hat. Die Kunde davon dringt durch die Lande aller Völker und in Frankreich haben Geistliche behauptet: „Sie hätten den wahren Rock Christi, der zu Trier sei unächt.“ Wahrlich, hier finden die Worte Anwendung: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieren kann, hat keinen zu verlieren.“ Fünfmalhunderttausend Menschen, fünfmalhunderttausend verständige Deutsche sind schon zu einem Kleidungsstück nach Trier geeilt, um dasselbe zu verehren oder zu sehen! Die Meisten dieser Tausende sind aus den niederen Volksklassen, ohnehin in großer Armuth, gedrückt, unwissend, stumpf, abergläubisch und zum Theil entartet, und nun entschlagen sie sich der Bebauung ihrer Felder, entziehen sich ihrem Gewerbe, der Sorge für ihr Hauswesen, der Erziehung ihrer Kinder, um nach Trier zu reisen zu einem Götzenfeste, zu einem unwürdigen Schauspiele, das die römische Hierarchie aufführen läßt. Ja, ein Götzenfest ist es, denn viele Tausende der leichtgläubigen Menge werden verleitet, die Gefühle der Ehrfurcht, die wir nur Gott schuldig sind, einem Kleidungsstücke zuzuwenden, einem Werke, das Menschenhände gemacht haben. Und welche nachtheiligen Folgen haben diese Wallfahrten? Tausende der Wallfahrer darben sich das Geld ab für die Reise und für das Opfer, das sie dem heiligen Rocke, d. h. der Geistlichkeit, spenden, sie bringen es mit Verlusten zusammen oder erbetteln es, um nach der Rückkehr zu hungern, zu darben, oder von den Anstrengungen der Reise zu erkranken. Sind diese äußeren Nachtheile schon groß, sehr groß, so sind die moralischen noch weit größer. Werden nicht Manche, die durch die Reisekosten in Noth gerathen sind, auf unrechtmäßige Weise sich zu entschädigen suchen? Viele Frauen und Jungfrauen verlieren die Reinheit ihres Herzens, die Keuschheit, den guten Ruf, zerstören dadurch den Frieden, das Glück, den Wohlstand ihrer Familie. Endlich wird durch dieses ganz unchristliche Schauspiel dem Aberglauben, der Werkheiligkeit, dem Fanatismus und, was damit verbunden

ist, der Lasterhaftigkeit Thor und Angel geöffnet. Dies der Segen, den die Ausstellung des heiligen Rockes verbreitet, von dem es im Uebrigen ganz gleich ist, ob er ächt oder unächt. Und der Mann, der dieses Kleidungsstück, ein Werk, das Menschenhände gemacht, zur Verehrung und Schau öffentlich ausgestellt hat, der die religiösen Gefühle der leichtgläubigen, unwissenden oder der leidenden Menge irre leitet, der dem Aberglauben, der Lasterhaftigkeit dadurch Vorschub leistet, der dem armen hungernden Volke Gut und Geld entlockt, der die deutsche Nation dem Spotte der übrigen Nationen preis gibt und der die Wetterwolken, die ohnehin sehr schwer und düster über unseren Häuptern schweben, noch stärker zusammenzieht, dieser Mann ist ein Bischof, ein deutscher Bischof, es ist der Bischof Arnoldi von Trier. Bischof Arnoldi von Trier, ich wende mich darum an Sie und fordere Sie kraft meines Amtes und Berufes als Priester, als deutscher Volkslehrer und im Namen der Christenheit, im Namen der deutschen Nation, im Namen der Volkslehrer auf, das unchristliche Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rockes aufzuheben, das erwähnte Kleidungsstück der Oeffentlichkeit zu entziehen und das Aergerniß nicht noch größer zu machen, als es schon ist! — Denn wissen Sie nicht, — als Bischof müssen Sie es wissen, — daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern und Nachfolgern nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterließ? Sein Rock, Bischof Arnoldi von Trier, gehört seinen Henkern! Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß Christus gelehrt: „Gott ist ein Geist und wer ihn anbetet, soll ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten?“ Und überall kann er verehrt werden, nicht etwa blos zu Jerusalem im Tempel, auf dem Berge Garizim oder in Trier beim heiligen Rocke. Wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie es wissen — daß das Evangelium die Verehrung jedes Bildnisses, jeder Reliquie ausdrücklich verbietet? daß die Christen der Apostelzeit und der ersten drei Jahrhunderte weder ein

Bild, noch eine Reliquie (sie konnten deren doch viele haben!) in ihren Kirchen duldeten? daß die Verehrung der Bilder und Reliquien heidnisch ist, und daß die Väter der ersten drei Jahrhunderte die Heiden deßhalb verspotteten? z. B. heißt es (div. inst. II., c. 2): die Bildnisse sollten doch eher, wenn sie Leben hätten, die Menschen verehren, von denen sie gemacht sind, nicht umgekehrt. (Nec intelligunt homines ineptissimi, quod si sentire simulacra et moveri possent, adoratura hominem fuissent, a quo sunt expolita.) Endlich, wissen Sie nicht — als Bischof müssen Sie auch dies wissen — daß der gesunde kräftige Geist der deutschen Völker sich erst im 13. und 14. Jahrhunderte durch die Kreuzzüge zu Reliquienverehrung erniedrigen ließ, nachdem man in ihm die hohe Idee, welche die christliche Religion von der Gottheit gibt, durch allerlei Fabeln und Wundergeschichten, aus dem Morgenlande gebracht, verdunkelt hatte? Sehen Sie, Bischof Arnoldi von Trier, dies wissen Sie und wahrscheinlich besser, als ich es Ihnen sagen kann, Sie kennen auch die Folgen, welche die götzenhafte Verehrung der Reliquien und der Aberglaube überhaupt für uns gehabt hat, nämlich Deutschlands geistige und äußere Knechtschaft, und dennoch stellen Sie Ihre Reliquie aus zur öffentlichen Verehrung! Doch, wenn Sie vielleicht dies Alles nicht wüßten, wenn Sie nur das Heil der Christenheit durch die Ausstellung der Trierischen Reliquie erzielten; so haben Sie doch eine doppelte Schuld dabei auf Ihr Gewissen geladen, von der Sie sich nicht reinigen können. Einmal ist es unverzeihlich von Ihnen, daß Sie, wenn dem bewußten Kleidungsstücke wirklich eine Heilkraft beiwohnt, der leidenden Menschheit dieselbe bis zum Jahre 1844 vorenthalten haben. Zum Anderen ist es unverzeihlich, daß Sie Opfergeld von den Hunderttausenden der Pilger nehmen. Oder ist es nicht unverzeihlich, daß Sie als Bischof Geld von der hungernden Armuth unseres Volkes annehmen? Zumal Sie erst vor einigen Wochen gesehen haben, daß die Noth Hunderte zu Aufruhr und zu ver-

zweifeltem Tode getrieben hat? Lassen Sie sich im Uebrigen nicht täuschen durch den Zulauf von Hunderttausenden und glauben Sie mir, daß während Hunderttausende der Deutschen voll Inbrunst (?) nach Trier eilen, Millionen gleich mir von tiefem Grauen und bitterer Entrüstung über Ihr unwürdiges Schauspiel erfüllt sind. Diese Entrüstung findet sich nicht etwa blos bei einem oder dem anderen Stande, bei dieser oder jener Partei, sondern bei allen Ständen, ja, selbst bei dem katholischen Priesterstande. Daher wird Sie das Gericht eher ereilen, als Sie vermuthen. Schon ergreift der Geschichtschreiber den Griffel und übergibt ihren Namen, Arnoldi, der Verachtung bei Mit- und Nachwelt und bezeichnet Sie als den Tetzel des 19. Jahrhunderts! — Sie aber, meine deutschen Mitbürger, ob Sie nahe oder fern von Trier wohnen, wenden Sie alles an, daß dem deutschen Namen nicht länger eine solche Schmach angethan werde. Sie haben Stadtverordnete, Gemeindevorsteher, Kreis- und Landstände, wohlan, wirken Sie durch dieselben. Suchen Sie ein Jeder nach Kräften und endlich einmal entschieden, der tyrannischen Macht der römischen Hierarchie zu begegnen und Einhalt zu thun. Denn nicht blos zu Trier wird der moderne Ablaßkram getrieben, Sie wissen es ja, im Ost und West, im Nord und Süd werden Rosenkranz-, Meß-, Ablaß-, Begräbnißgelder und dergl. eingesammelt, und die Geistesnacht nimmt immer mehr überhand. Gehen Sie alle, ob Katholiken oder Protestanten, an's Werk, es gilt unsere Ehre, unsere Freiheit, unser Glück. Erzürnen Sie nicht die Manen Ihrer Väter, welche das Kapitol zerbrachen, indem Sie die Engelsburg in Deutschland dulden. Lassen Sie nicht die Lorbeerkränze eines Huß, Hutten, Luther beschimpfen. Leihen Sie Ihren Gedanken Worte und machen Sie Ihren Willen zur That. — — Endlich Sie, meine Amtsgenossen, die Sie das Wohl Ihrer Gemeinden, die Ehre, die Freiheit, das Glück Ihrer deutschen Nation wollen und anstreben, schweigen Sie nicht länger; denn Sie versündigen Sich an der Religion, an dem Vater-

lande, an Ihrem Berufe, wenn Sie länger schweigen und wenn Sie länger zögern, Ihre bessere Ueberzeugung zu bethätigen. Schon habe ich ein anderes Wort an Sie gerichtet, darum für jetzt nur diese wenigen Zeilen. Zeigen Sie sich als wahre Jünger dessen, der Alles für die Wahrheit, das Licht und die Freiheit geopfert; zeigen Sie, daß Sie seinen Geist, nicht seinen Rock geerbt haben.

Johannes Ronge,
katholischer Priester."

Der Eindruck, welchen dies „offene Schreiben aus Laurahütte an den Bischof Arnoldi" in ganz Deutschland hervorbrachte, war ein ungeheurer, war unerhört seit den Tagen Luthers. Der Genius des Vaterlands stand plötzlich, wie ein zornglühender Cherub, vor den Blicken aller Derer, die noch einen Funken von Ehrgefühl und Nationalstolz in der Seele trugen; selbst die Gleichgültigsten erhoben sich, als wären sie aus langem, langem Schlaf erwacht, und riefen: „Zu viel der Schmach über dies arme, getretene Deutschland!" und eine Zukunft des Vaterlands, groß und herrlich, wie sie's nie geträumt, schwebte plötzlich, als müsse das Ungeheuerste sich rasch vollenden, vor ihren leuchtenden Blicken; — o sie stünde bereits als blühende, lachende Gegenwart vor uns allen da, wenn jedes kühne Wort, welches damals den Brief aus Laurahütte begrüßte, welches so Großes verhieß, zur That geworden wäre, wenn all diese Menschen, die sich jetzt noch mit dem Schlagwort der feigsten Feigheit vertheidigen, die sich noch jetzt mit der elenden Entschuldigung brüsten: „was kümmert uns Rom, wir sind ja längst darüber weg," wenn sie alle — Männer gewesen wären; unsere deutsche Geschichte hätte den März 1848 und alle Tage, die ihm nachfolgen müssen, früher haben können und drei Jahre der weiteren Unterdrückung wären unserem Vaterlande erspart worden. Aber so weit war nun einmal der Deutsche gebracht worden, daß er, wenn endlich das entscheidende Wort, das all seine längst gehegten Gedanken zusammenfaßt, gesprochen wird, immer noch mit der That zurückhält.

Er jauchzt dem Kühnen zu, dem die Gunst der Geschichte das befreiende Wort auf die Lippen legt; er begrüßt ihn als den erkornen Mann der Gegenwart nnd der Zukunft, und — er träumt den langen schweren Traum der Vergangenheit fort.

Wie ein Zauber wirkte die Bezeichnung: „katholischer Priester" neben dem Namen „Johannes Ronge" unter jenem Brief aus Laurahütte. Ein katholischer Priester hat es gewagt, der Hierarchie die Maske abzureißen, hieß es. Vernünftige Katholiken und Protestanten jauchzten. Die Letzteren hofften: das Gericht über den römischen Katholicismus sei nun erfüllt durch ihn selber; die Ersteren hofften: dieser Johannes Ronge würde tausend andere katholische Amtsgenossen haben, welche ebenso dächten wie er. Wer ist dieser „Johannes Ronge?" so fragte man sich aller Orten? Nie hatte man früher etwas von ihm gehört. Die Einen dachten: der Name würde sich so schnell wieder in Vergessenheit verlieren, als er aus Unbekanntschaft aufgetaucht war; die Anderen hofften: er würde, der Name eines zweiten Luther, alles mit sich fortreißen, bald würde er sich kundgeben als der eines Helden der neuen Zeit, dem sein Melanchton, dem sein Hutten und Sickingen nicht fehlen würden. Beide Theile haben sich geirrt; der Name Ronge hat sich nicht wieder in Vergessenheit verloren; er ist aber auch nicht gleichbedeutend mit dem eines Luther geworden, und zwar ganz einfach deßhalb, weil das 19. Jahrhundert eben nicht das 16. ist und keines Luther's mehr bedarf. Das ganze deutsche Volk ist jetzt ein Luther und soll's sein; was im 16. Jahrhundert That eines Einzelnen war, — im 19. ist es That des ganzen Volkes, und Ronge hat darin seine eigenthümliche Bedeutung, daß er der lautre Ausdruck des Volks ist. In seinem Briefe redet der ganze Zorn des Volks gegen die Schmach, die ihm Rom angethan, es redet aber auch die ganze Begeisterung des Volks für eine durchgreifende freiheitliche Neugestaltung; es redet daraus ein Herz, das es nicht er-

tragen kann, den Armen unter der Wucht der Knechtschaft darben und verhungern zu sehen, während die Zwingherrn den Taumelbecher der Freude leeren; es redet daraus das Nationalbewußtsein des deutschen Volkes, das endlich etwas mehr sein will als ein bloßer Schemel, auf welchen die Wüllkür ihre Füße niederläßt; es redet daraus die prophetische Ahnung, daß die neue sittliche Weltordnung den Sieg erringen muß über die alte unsittliche. Das offene Schreiben ist die lauteste Stimme des Volkes selbst, dessen ganzes Weh ein edles Herz aus dem Volke in sich empfunden und offen kundgegeben hat in dem unabweisbaren sittlichen Bedürfniß: nicht anders zu sprechen und zu handeln, als man fühlt, denkt und überzeugt ist.

V.

Johannes Ronge u. seine Entwickelungsgeschichte.

Wer war nun dieser Johannes Ronge?

Sein Vater, ein ernster, furchtloser Mann von gesundem Urtheil und ohne Aberglauben, besaß ein Bauerngut in dem schlesischen Dorfe Bischofswalde; seine Mutter war eine liebevolle Frau, die sich ganz dem Wohle der Familie opferte. Von elf Kindern, deren zwei in früher Kindheit starben, war Johannes das dritte; er wurde am 16. Oktober 1813 geboren. In der Dorfschule erhielt er den ersten Unterricht, der dürftig genug war; außer Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkte er sich auf das Auswendiglernen des Katechismus und der biblischen Geschichte. Beides prägte er sich meist auf freiem Feld ein; denn von seinem sechsten Jahre an bis zum zwölften mußte er im Frühling, Sommer und Herbst seines Vaters kleine Schafheerde weiden, während sein älterer Bruder den Acker bestellen half. Da dachte denn der Hirtenknabe, der weit und breit keine Menschen um sich, und Gottes Himmel über sich ausgespannt sah.

da dachte er, während er sich abmühte, sich die Sätze Wort für Wort einzuprägen, an Den, der den Himmel und die Erde, die Sonne, die jeden Tag ihren Weg vollendete, und die Gräser auf der Weide, die fröhliche Heerde und ihn selber, der Alles, woran sein Herz hing, Vater und Mutter und Geschwister, und der die kleine Scholle erschaffen, auf welcher das älterliche Haus stand. Da dachte er oft: die Sonne steigt aus den Finsternissen empor und leuchtet und versinkt wieder und abermals deckt Nacht und Grauen alles Lebendige; der Baum wird grün und wird wieder braun, die Gräser wachsen aus Schnee und Eis hervor und Schnee und Eis zerrinnt und die lustigen Wasser fließen durch die Wiesen, aber die Gräser verwelken und die Wasser werden wieder zu Eis. Wie ist's nun mit dem Menschen? Ist er nicht auch die Sonne, die aus Nächten kommt und in Nacht versinkt, wie der Bach und das Gras? Kommt mir nicht selbst eine Nacht, da alles öde und schauerlich ist, und ein Winter, da alles Blut in den Adern wie Eis stockt? Was bin ich selber als so ein Halm, frisch und lustig jetzt wie jeder andere, und der nächste Tritt hat mich zermalmt, bevor noch der Winter kommt, und ich bin Staub. War das meine Bestimmung, und werde ich nichts, gar nichts mehr sein, wenn diese meine Augen sich schließen, diese meine Hände erkalten und erstarren, und dieser ganze Leib zu Staub wird, wie die abgedorrte Haideblume? Bei solchen Gedanken überkam ihn oft eine unsägliche Betrübniß; aber wenn sie am ärgsten war, dann sprach Etwas in ihm: „Nein, es ist doch nichts verloren von allem dem, was da lebt! Es stirbt ja das Eine nur, damit das Andere aus seinem Staube frisch erwachse. Und wie viel mehr, o Mensch, bist du, als das Gras und die Blume auf der Haide!" Was den Hirtenknabe kein Katechismus lehrte, das fand er in seinem einsamen Naturleben aus sich selber heraus, den Glauben an den schöpferischen allwaltenden Geist der Welt, dessen Wesen die Liebe ist, und an die Unsterblichkeit des Menschengeistes. Rein wie der Himmel über ihm, ob

auch zeitweise noch so viel Wolken ihn umzogen, sah des Knaben Seele diese zwei ewigen Gedanken „Gott und Unsterblichkeit" über sich aufgehen; er trug sie in sich als den sittlichen Keim aus des Hirtenlebens Einsamkeit, aus des Vaterhauses beschränktem Kreise in's Schülerleben, in welches er, vierzehn Jahre alt, eintrat.

Auf die Veranlassung eines seiner Lehrer hatte sein Vater die Bedenklichkeiten hinsichtlich der zahlreichen Familie überwunden und ihn nach Neisse in's Gymnasium geschickt, wo Johannes von 1827 bis 1836 blieb. Sein Gefühl zog ihn von fremden Sprachen ab, und vorzugsweise zur Geschichte des deutschen Volks und der geistigen Entwickelung desselben hin; sein Herz klopfte dem Vaterlande entgegen, er wollte nichts Höheres, als ein rechter Deutscher werden. So kam er in die Breslauer Hochschule, geistes- und leibesfrisch, glücklich im Umgange mit Jünglingen, deren eifriges Bestreben es war, den Geist zu bilden und den Körper zu stärken. Sein Vater stellte ihm die Wahl des Berufs frei. Johannes erwog, daß den Vater die Sorge für acht andere Kinder drückte (die Mutter war bereits im Oktober 1831 gestorben), er wollte überdem seiner Geschwister Vermögen nicht schmälern, und so wählte er denn den geistlichen Stand, in welchem er am Ersten seine Selbstständigkeit erlangen zu können hoffte. Aber das war nicht der alleinige Beweggrund seiner Standeswahl; er fühlte den Trieb in sich, Volkslehrer zu werden, er dachte sich diesen Beruf als den schönsten und erhabensten, und er glaubte, daß er gerade als Geistlicher den weitesten Spielraum finden würde, um segensreich und nachhaltig in solcher Weise wirken zu können. Wohl bangte ihm vor dem Formenkram, doch hatte er noch keine Ahnung von dem ganzen Heuchelwesen der römischen Priesterkirche, worin jede Selbstständigkeit des Einzelnen völlig aufgehen muß. Zwar warnten ihn wohlmeinende Freunde; doch traute er sich hinreichende Kraft zu, um jeder Gefahr, welche seiner Selbstständigkeit drohen könne, zu begegnen; und so trat er denn

im Dezember des Jahres 1839 in das „Alumnat" oder Priesterseminar.

Kaum hatte er diesen entscheidenden Schritt gethan, so empfand er auch schon die Folterqual dieser Anstalten, worin die römische Priesterkirche sich ihre Rüstzeuge zur Volksbeherrschung erzieht, worin „dem Jüngling, der sich dem Volkslehrerstande widmen will, der Stempel der Knechtschaft tief und schmerzvoll eingedrückt, worin er zum heiligen Müßiggang verurtheilt, worin sein Geist durch Furcht und heilige Satzungen gefesselt und zu blindem Gehorsam gezwungen, worin dem Gemüthe Heuchelei und dem Herzen kalte Selbstsucht eingepflanzt, der Mensch erniedrigt und zum blinden Sklaven, zum willenlosen Werkzeug gemacht wird."

„Kunstvoll," sagt Ronge selbst über diese Zeit der Qualen, die er durchlitten, „kunstvoll wurde die Zeit zersplittert durch Beiwohnung von Ceremonien und durch Hersagung lateinischer Lippengebete zu 5 bis 6 Stunden täglich, mit Einschluß des Breviergebets. (Man rechne nur selber nach, wie die Zeit eines deutschen Jünglings dort eingetheilt ist: Morgens von 5½ bis 6 Uhr Morgengebet, von 6 bis 7 Uhr Breviergebet, von 7 bis 7½ Uhr Messe, von 7½ bis 8 Uhr Frühstück, von 8 bis 10 Uhr Vorlesungen, von 10 bis 10¾ Uhr frei; von 10¾ bis 11½ Uhr Studierzeit, von 11½ bis 12 Uhr Breviergebet; dann vor und nach Tisch Gebet in der Kapelle und zwar gegen ¾ Stunden insgesammt; darauf ¼ oder ½ Stunde Breviergebet, von 2 bis 4 Uhr Nachmittags Vorlesungen, von 4 bis 4¾ Uhr frei, von 4¾ bis 7 Uhr Studierzeit, nach dem Abendtische etwa ½ Stunde Gebet in der Kapelle und eine Stunde Breviergebet! So verkrüppelt man planmäßig deutsche Jünglinge, welche einst römische Geistliche werden sollen.) Fünf Stunden Gebet (lateinisch Gebet!) täglich und welch Gebet! für Jünglinge von 24 Jahren, die das Salz der Erde werden sollen! Rom macht durch Frömmigkeit Knechte. Alles bot ich auf (bekennt Ronge) um dem vernichtenden Gefühle und dem Gewissensvor-

wurf: „Nichts gethan zu haben,“ zu entgehen. Nur gegen drei Stunden täglich waren, wenn das Brevier gebetet, für **Selbststudium** angesetzt; die geistige Arbeit mußte aber in einer Umgebung von 20 Jünglingen geschehen, die keine Prüfung mehr für ein Amt zu bestehen hatten und sonst auch „fertig“ waren! — Mit Schrecken dachte ich daran, daß meine moralische Kraft schwach werden könnte, wenn Heuchelei und Müßiggang Einfluß übten. Mein Zustand war daher oft ein verzweifelter, und in glühender Hitze durchwachte ich oft die Nacht und rang im Geiste: „Ist es möglich, so gehe der bittere Kelch vorüber.“

Das ist der Plan, nach welchem Tausende von deutschen Jünglingen in den Priesterseminarien geistig entnervt, den Fortschritten der wissenschaftlichen Bildung entzogen, für die höchsten Angelegenheiten ihres Volks und Vaterlands gleichgültig und der römischen Priesterkirche seeleigen gemacht werden! Nennt's mit dürren Worten: Verrath am Vaterland. Und kein Gesetz verbietet, keines bestraft ihn, und der Scheingrund, den die Priesterkirche für ihr Recht dazu aufbringt: „das Seminarwesen gehöre zu ihren inneren Angelegenheiten,“ ward und wird noch heute als genügend befunden, statt daß die Reichsverfassung spräche: „Deutschlands Söhne dürfen nicht zu Knechten Roms, dürfen nicht zu Dienern eines fremden Staats im deutschen Staat gemacht werden.“

Johannes Ronge mußte den bittern Kelch trinken. Im Jahre 1840 verließ er das Seminar und eilte der Heimath zu. Unter dumpfer Betäubung der Seele verging ihm die Zeit, während welcher er in die römische Kirche eingeführt wurde; der Gedanke an seinen Vater, an seine Geschwister, die Vorurtheile der katholischen Welt, welche an die Ewigkeit der römischen Kirche glaubt und glauben muß, lähmten seinen Geist und sein Gemüth. Doch lebte (wie er selbst bekennt) bei dem Anschmieden in ihm ein Etwas, das ihn hielt, die Ahnung, daß die Ketten einst brechen würden; es war

ein schwacher Lichtstrahl durch die finstre scheinbar ewige Kerkernacht. Die Kanzel und die Seelsorge zogen ihn an; durch sie hoffte er zu wirken, und so ging er denn als Kaplan nach Grottkau, wohin er im März 1841 berufen wurde, fest entschlossen: „im wahren Sinne des Wortes, nicht im Sinne der Hierarchie, Volkslehrer zu sein, die Wahrheit ohne Ansehen der Person zu verkünden und kein Heuchler zu werden.“

Da war es denn hauptsächlich die Schule, worin Ronge zu wirken, wo er von der Knospe an wahrhafte Menschen zu bilden suchte; da war es aber auch eben dieser Wirkungskreis in der Schule, in welchem er Erholung und Frieden von all den Kämpfen fand, welche in seinem Inneren vorgingen. Doch nicht blos in der Schule, sondern auch im Beichtstuhl und auf der Kanzel suchte der junge Kaplan dem Aberglauben, der Werkheiligkeit und allen den Folgen langen geistlichen Drucks und geistlicher Heuchelei so viel es ihm möglich war entgegen zu arbeiten. Freilich waren die Erfolge, welche er errang, nur schwache; aber eben, weil sie nur solche waren, fühlte Ronge immer dringender die sittliche Nothwendigkeit, der ganzen römischen Priesterkirche (Hierarchie), offen entgegen zu treten; er erkannte dies als heilige Pflicht. Sein Entschluß gedieh allmälig zur Reife, und die Beweggründe, welche denselben zur Reife brachten, waren folgende. Er wollte gegen die römische Hierarchie offen auftreten, zunächst, „weil sie seine Menschenwürde unterdrückte und ihn zu entehrender Sklaverei erniedrigte, dann, weil sie ihn hinderte, seinem Berufe als Volkslehrer nachzukommen, ferner, weil er sich überzeugte, daß das, was die römischen Priester katholische Religion nennen, nicht die reine katholische Lehre, nicht eine Völkerbeglückende Lehre ist, und daß die römische Hierarchie nicht nach den Haupt- und Grundlehren der von Christus gestifteten Religion lehrt und handelt, sondern Mißbräuche eingeführt und Satzungen gebildet hat, berechnet, das geistige wie das materielle Wohl

der Völker zu untergraben und nur die Macht und den Reichthum einer ausschließlich bevorrechteten Priesterkaste, an deren Spitze der römische Bischof steht, zu befördern, endlich, weil die Satzungen der Hierarchie auf die Entzweiung und Unterdrückung der deutschen Nation abzielen."

VI.

Ronge's erste Kämpfe mit der römischen Priesterherrschaft.

Das Treiben der geistverknechtenden, volksverdummenden Priesterschaft in Schlesien, insbesondere aber die Willkür, welche sich die hohe Geistlichkeit gegen die niedere erlaubte, empörte Ronge's feuriges Gemüth. Er sah, wie der Bisthumsverweser Dr. Ritter würdige und unbescholtene Pfarrgeistliche versetzte oder absetzte, blos weil sie ihm nicht römisch und niedrig genug waren; wie dieser Dr. Ritter das Verbot der gemischten Ehen erließ und das alte schlesische Ritual (die Anordnung der kirchlichen Gebräuche) mit Teufelaustreibungen und Beschwörungen wieder einführte. Ronge sah, wie sich in Schlesien zahlreiche Rosenkranz- und Bet-Vereine jesuitischer Art erhoben, welche schlau berechnet waren, das Volk in die mittelalterliche Geistesnacht zurückzuleiten. Schüler an Mittelschulen mußten diesen Vereinen beitreten; Rosenkranzbücher, dem gröbsten Sinnendienst huldigend, wurden verkauft, der Ertrag dafür, so wie die Einnahmen jener Vereine, deren Mitglieder wöchentlich zwei Silbergroschen bezahlten, flossen nach Bayern in die Kassen der Jesuiten; — so erzählte man sich's wenigstens überall laut, und Niemand zweifelte dran, daß dies Gerücht auf Wahrheit begründet sei. Als der Domherr Knauer, ein aufgeklärter, menschlich fühlender Priester, zum Erzbischof von Breslau gewählt worden war, da wußten die Römlinge Knauer's Bestä-

tigung in Rom ein Jahr lang zu verzögern, während die Verwirrung und die Umtriebe in dem Erzbisthumssprengel zunahmen. Da schrieb Ronge im Jahre 1842, ergriffen vor der Macht der zunehmenden Finsterniß und erbittert über die Schamlosigkeit der Römlinge, sowie über die Umtriebe und Ränke wegen des Breslauer Bischofshutes einen Aufsatz: „Rom und das Breslauer Domkapitel“ und ließ denselben, ohne seinen Namen, blos mit der Unterschrift „ein Kaplan“ versehen, in den „sächsischen Vaterlandsblättern“ abdrucken. Es war das erstemal, daß er seine Gefühle für die Unabhängigkeit und die Ehre des deutschen Vaterlands in die Oeffentlichkeit hinaustönen ließ. „Sollen,“ so fragte er in diesem Aufsatz unter Anderm, „sollen die Zeiten wiederkehren, wo man erst goldbepackte Pferde nach Rom schicken mußte, um Bischof zu werden? . . . Es ist überhaupt sehr merkwürdig, was die Italiener uns Deutschen neuerdings zumuthen. Wir sollen beten, daß die Spanier wieder in ihre alte kirchliche Knechtschaft zurückkehren . . . Wir haben's wohl nothwendig, daß wir für uns und die Spanier beten, aber dann werden wir um unsere und der Spanier Freiheit und Selbstständigkeit beten, wodurch allein Religiosität und Sittlichkeit möglich wird, aber nicht um Sklaverei und Abhängigkeit, welche höchstens Heuchelei und Werkheiligkeit bewirken.“

Die offene Mannessprache eines deutschen „Kaplans“ hatten die Römlinge nicht erwartet; sie wollten dieselbe auch nicht ungeahndet hinnehmen. Es sollte ein abschreckendes Beispiel für jeden andern deutschgesinnten Mann in der ganzen niederen Geistlichkeit gegeben werden, daß diese unter allen Umständen blos zu schweigen und zu gehorchen habe. Der Bisthumsverweser erfuhr, daß Ronge der Verfasser des genannten Aufsatzes sei; etwa sechs Wochen nach dem Erscheinen desselben, am 20. Dezember 1842, forderte er Ronge auf, umgehend auf sein priesterliches Ehrenwort bestimmt zu erklären

ob er der Verfasser oder der Einsender des Artikels sei, oder überhaupt an Abfassung und Einsendung desselben einigen Antheil habe. Ronge berieth sich mit einem erfahrenen Manne und kam zu dem Entschlusse: da er im Namen seiner Mitbürger und Amtsgenossen geschrieben, so dürfe er deren Rechten nichts vergeben und müsse sich auf die Gesetze des preußischen Staates stützen, nach welchen nur dann, und zwar von dem Gericht, der Name eines Verfassers verlangt werden dürfte, wenn Ehrenkränkungen oder staatsgefährliche Dinge in einer Schrift enthalten seien. Das letztere war nicht der Fall und der Bisthumsverweser hatte kein Recht, den Untersuchungsrichter wider Ronge zu machen. — In Berücksichtigung seines guten Rechts und seiner wehrlosen Lage einem unumschränkten Gegner gegenüber, gab Ronge die kurze Antwort: „daß ihm sein Gewissen ein Eingehen auf solche Fragen verbiete.“ Der Bisthumsverweser suchte nun nach anderen Mitteln und Wegen, um Gründe zu einem strengen Verfahren gegen Ronge in die Hand zu bekommen. Er forderte den Pfarrverwalter von Grottkau auf, über seinen Kaplan zu berichten. Dies geschah denn auch und da kamen die albernsten Anschuldigungen zum Vorschein, so z. B. daß Ronge zu kurze Röcke und zu langes Haar trage, daß er die kirchlichen Verrichtungen ohne allen Anstand und ohne alle Würde vornehme, und endlich: — daß ihn niemand für einen katholischen Geistlichen halte, der ihn nicht kenne! Alle drei Anschuldigungen bewiesen nur, daß Ronge es verschmähte, durch ein scheinheiliges Benehmen sich wie so viele seiner Amtsgenossen von seinen Mitbürgern zu unterscheiden, weil er nichts mehr und nichts weniger sein wollte als ein Mensch und ein Bürger; wollte jeder Priester eben nur das, und nichts mehr und weniger, wahrlich: die Welt könnte glücklicher sein! Aber die Priesterschaft ist ebenso unverbesserlich wie das Königthum und der Adel; mit dem Augenblick, da der junge Mann die Haarschur (Tonsur) empfängt und das Meßgewand

anthut, ist er für die Freiheit verloren und wird zum Knecht Roms, um über Deutsche herrschen zu können. Dies Zeugniß der Entartung legen alljährlich Tausende von jungen Männern ab, welche die sogenannte Priesterweihe empfangen, um die Menschenwürde hinzuopfern; sie eben sind es meistens, welche den tollsten Glaubenseifer, den rasendsten Glaubenshaß am eifrigsten schüren, — um so verwerflicher, je weniger sie selbst an das glauben, was sie dem Volk als Glauben einprägen; es sind Miethlinge des Eigennutzes! Solche Miethlinge waren damals 70 schlesische Kapläne, welche kaum davon gehört hatten, daß der Bisthumsverweser Ritter ihrem Amtsgenossen Ronge zürne, als sie auch schon in niedriger Wohldienerei eine Zuschrift an den Ersteren richteten, des Inhalts: „er möge Ronge zur Rechenschaft ziehen, und denselben, wenn er Schwierigkeiten mache, absetzen." Der Bisthumsverweser nahm die mit Dank und mit Anerkennung auf; er sprach es aus: „die Diözese Breslau könne sich nur freuen, daß sie eine Schaar so würdiger junger Männer im Weinberge des Herren besitze!" Ein deutsches Herz wendet sich mit Abscheu von der Behauptung ab, daß junge Männer „würdig" sein sollen, die aus Wohldienerei und Eigensucht Ueberzeugungstreue verwerfen und ein völliges Aufgehen in Knechtschaft dem Mannesmuthe vorziehen, welcher die erkannte Wahrheit ausspricht. Der Bisthumsverweser verhängte inzwischen, (am 30. Januar 1843) die Amtseinstellung Ronge's, und zwar auf den Grund hin, weil er in Beziehung auf den fraglichen Aufsatz keine bestimmte Erklärung gegeben; er untersagte ihm die Ausübung geistlicher Handlungen und gebot ihm, sich in das Alumnat nach Breslau zu den sogenannten geistlichen (d. h. geisttödtenden) Uebungen zu verfügen, — die empfindlichste Strafe für den freien Geist, welche die römische Priesterkirche noch dazu als gelindeste bezeichnet! Als dies alles vorfiel, konnten die Römlinge noch nicht ahnen, daß Ronge jemals eine geschichtliche Stellung gegen sie einnehmen werde; wie mit ihm, so verfuhren die hohen Herren

der Kirche mit Tausenden von edlen Herzen, welche sie erdrückten, sowie sie die ersten freien Regungen derselben wahrnahmen. So viele Opfer wurden in Deutschland insgeheim dem Moloch der volksverdummenden Priesterherrschaft gebracht und werden es noch! Das was den Mann adelt, thätiges Streben für Volksbildung, Verabscheuung der Heuchelei, das wird dem Priester der römisch-katholischen Kirche in Deutschland zum Verbrechen gemacht; er wird nicht verhört, man vernimmt blos Ankläger gegen ihn, die man selbst veranlaßt, man hört seine Vertheidiger nicht, man verfügt die Strafe, die entehrende Strafe. Es sind Deutsche, mit denen man so verfährt; oder hören sie etwa auf, Deutsche zu sein, wenn sie Diener der Kirche werden? Ach, leider raubt diese Kirche dem Vaterland in solcher Weise Tausende seiner Söhne, und das Vaterland fordert sie nicht zurück und das Volk duldet, was treulose Fürsten so lange wohlbedacht zugelassen haben, und das Gesetz zertritt die Schlange noch immer nicht! — Ronge unterzog sich der Verfügung des Generalvikariats nicht, weil er seine freie Würde, weil er die Ehre seiner Nation, und weil er die Rechte der gesammten niedern Geistlichkeit durch ein feiges Unterziehen unter die ungerechte und entehrende Strafe verletzt haben würde. Er schickte seine Vertheidigungsschrift, auf's Triftigste unterstützt durch die zu seinen Gunsten lautenden Zeugnisse der Behörden von Grottkau, an das geistliche Amt und griff dann zum Wanderstabe.

Der Graf v. Reichenbach bot ihm auf Walddorf bei Neisse eine Freistätte. Dort weilte er kurze Zeit; dann begab er sich nach Breslau, besuchte den greisen Erzbischof Knauer, dessen Bestätigung endlich erfolgt war, bekannte diesem offen, daß er den fraglichen Aufsatz geschrieben, und reiste hierauf nach dem bei Beuthen in Oberschlesien gelegenen Hüttenwerke Laurahütte.

Dort wartete Ronge lange auf eine passende Gelegenheit, um den Kampf gegen die römische Priesterkirche zu beginnen. Da vernahm er eines Tages die

Kunde von der Schaustellung des heiligen Rockes in Trier; anfänglich meinte er: „Niemand würde denselben besuchen;" als er aber von der ungeheuren Menge der Wallfahrer hörte, da ergriff es ihn mächtig; er schrieb am 1. Oktober (1844) den Brief an Arnoldi. Während des Schreibens berechnete er nichts, er war nur entrüstet über die Frechheit Roms und über die Schmach, welche der Menschheit und dem Vaterland angethan wurde. Erst, nachdem er den Brief abgeschickt hatte und über die Folgen nachdachte, — sah er voraus, was kommen mußte.

Alsobald wurde der Brief in Hunderttausenden von Abdrücken über ganz Deutschland verbreitet. Auf der einen Seite begrüßten ihn mit Freuden alle die, welchen er aus der Seele geschrieben war; auf der andern Seite lachten die Gegner anfänglich, als würden die Zeilen bald spurlos vergessen sein, dann aber, als man sah, wie Ronge's Brief immermehr allen Gegnern Roms zum gemeinsamen Erkennungszeichen und zum Feldruf ward, dann fingen die Römlinge an denselben zu schmähen und zu verdammen. Das gleiche Loos, wie dem Brief, ward dem Verfasser selbst zu Theil. Während er von der einen Seite zahlreiche Dankschreiben für seine Manneskühnheit, Ehrengaben und Geldgeschenke erhielt, damit seine Zukunft gesichert sei, — richtete das Breslauer Domkapitel ein Trostschreiben an den Bischof Arnoldi, und empfahl den Verfasser des Briefes wie einen Verirrten, dessen Seelenheil auf dem Spiel stünde, dem Gebet der Gläubigen; — elende Heuchelei, unter deren Maske der rasende Grimm sich verbarg! Aber er konnte sie nicht lange vor'm Gesicht halten. Gar bald traten die Römlinge, welche sich bisher stets den Anschein gegeben hatten, als beschützten sie die Volksfreiheit gegen die Regierung, gar bald riefen sie die Hülfe der Regierung zur Unterdrückung der Wahrheit an. Da seht, was von einem Bunde mit der Pfaffheit zu erwarten ist, ihr, die ihr wähnt, sie werde je aufrichtig der Freiheit helfen! Jetzt kamen diese Römlinge, die so lang die

heimlichen und offenen Gegner der Regierung gewesen und von ihr die Gewährung der Volksfreiheit verlangt hatten, jetzt kamen sie und forderten von ihr Beschränkung der Presse in dieser Angelegenheit, also die Unterdrückung eines der ersten, wichtigsten, heiligsten Freiheitsrechte des Volks!

Ronge selbst, welcher am 18. Oktober den ersten Abdruck seines Aufsatzes in die Hand bekommen und am 4. November Laurahütte verlassen hatte, erhielt in Walddorf, wo er sich hierauf kurze Zeit aufhielt, eine Aufforderung des Weihbischofs und Kapitularverwesers Latussek: „er solle binnen 14 Tagen erklären, ob er sich als Verfasser des Briefes an Arnoldi bekenne und widerrufen wolle; versäume er die gestellte Frist, so würde außer der bereits verwirkten „Suspension" auch noch die „Degradation" und „Exkommunikation" über ihn verhängt werden.

Ronge begab sich nun zu Ende Novembers nach Breslau und erklärte dort am 30. d. M. unter Anderem: „Ich habe die volle Wahrheit gesprochen und werde sie auch fernerhin ohne Menschenfurcht sprechen. Ich werde das Unrecht tadeln, ob es sich auch hinter tausendjährige Altäre zu verbergen sucht. Nur meine Pflicht habe ich gethan, indem ich der Entrüstung, welche der größte Theil meiner Nation über die Verehrung eines Kleidungsstückes zu Trier mit mir theilte, Worte lieh. . . . Ich habe die Wahrheit gesagt und werde darum niemals widerrufen, wie von mir verlangt wird. Glauben Ew. Hochwürden Herr Weihbischof und Bisthumsverweser mich deßhalb degradiren und exkommuniziren zu müssen, so mögen Sie es thun! Ich meinerseits trage in mir die feste Ueberzeugung, daß der erhabene Stifter unserer Religion mich deßhalb doch zu seinen Jüngern zählt, und ich lebe der Zuversicht, daß meine Glaubensgenossen und Mitbürger mich nicht von sich ausschließen werden." Auf diese Erklärung Ronge's erfolgte denn

bereits am 4. Dezember wirklich der Ausspruch der „Degradation“ und „Exkommunikation“ über ihn, (d. h. die Entsetzung vom geistlichen Amt und der Kirchenbann) und alsbald trat ein Vertheidiger der gewaltigen römischen Priesterkirche um den andern kühn wider den sogenannten „pflichtvergessenen Priester“ Ronge hervor. Der eine suchte ihn als einen unbedeutenden, unwissenden Menschen lächerlich zu machen, der andere verdächtigte und verläumdete ihn als einen sittlich Verworfenen, und nicht blos öffentlich, sondern auch insgeheim ward, und zwar mit um so größerer Wirksamkeit, sein Name geschmäht, sein Charakter herabgewürdigt, seine kühne That — denn eine solche war sein Brief — als das Zeugniß einer teuflischen Bosheit dargestellt, und der blindrasende Haß der bethörten blindgläubigen Menge gegen ihn bis zu einem solchen Grade geschürt, daß sogar sein Leben in Gefahr stand. O du mächtige, auf Fels gebaute Kirche, die du dich rühmst, daß die Pforten der Hölle dich nicht überwältigen können, weßhalb denn diese Anstrengungen gegen einen jungen Mann, der so unbedeutend, dessen Schrift so nichtssagend sein sollte? Weil du zitternd die ungeheure Lüge erkennest, auf der du dein Dasein fortfristest, weil du weißt, daß du vor dem Sturmesodem der Wahrheit und vor der Mannesthat der mündig gewordenen Menschheit in Staub und Asche zusammensinken mußt, du unversöhnlichste Feindin der Freiheit und der Menschenwürde.

VII.

Die ersten Anfänge der freien Kirche in Deutschland und Ronge's Wirken dafür.

Inzwischen hatte sich ein Ereigniß begeben, wodurch Bahn gebrochen wurde, damit Johannes Ronge's kühnes Wort für ganz Deutschland zu einer großen

That, zum Anfang weltgeschichtlicher Thaten werden konnte. Im März des Jahres 1844 hatte das Generalkonsistorium zu Posen dem katholischen Propst Busse in Schneidemühl (einer kleinen Landstadt des Großherzogthums Posen) auf dessen Antrag den Vikar Johannes Czerski zur Aushülfe geschickt. Czerski war zu Werlubien, einem Dorfe bei dem Städtchen Neuenburg in Westpreußen geboren, der Sohn armer aber frommer Aeltern, und hatte bis zu seinem 13ten Jahre die Dorfschule besucht, wo er nur nothdürftig polnisch lesen und etwas rechnen lernte. Er war dann in die Stadtschule zu Bromberg, drei Vierteljahre später auf das Gymnasium zu Konitz gekommen und endlich in das Alumnat zu Posen aufgenommen worden, aus welchem er nach Ablauf eines halben Jahres in das erzbischöfliche Seminar zu Posen eintrat. Da kamen ihm zuerst Zweifel darüber, ob denn nicht das ursprüngliche Evangelium durch spätere Menschensatzungen verdüstert worden sei. Aber erst, nachdem er die Priesterweihe erlangt hatte, und während seines anderthalbjährigen Aufenthalts zu Posen als Vikar an der dortigen Domkirche war es ihm völlig klar geworden, in welchem argen Widerspruche die römische Priesterkirche mit der reinen Lehre Jesu Christi stand. Als er nun nach Schneidemühl kam, konnte er dem Drange seines Herzens nicht widerstehen, die erkannte Wahrheit auch von der Kanzel aus zu verkündigen. Er fand in seinem neuen Wirkungskreise ein fruchtbares Feld. Dort war nämlich durch verschiedene Vorfälle der Zweifel an der Untrüglichkeit des römischen Papstthums, war die Sehnsucht nach Wiederkehr zum reinen Urchristenthum an den Tag gekommen. Ein angesehener Einwohner Schneidemühls, römisch-katholischen Bekenntnisses, war aus dem Grunde, weil er sich als Bräutigam geweigert hatte, seine in der Ehe zu erwartenden Kinder in der römisch-katholischen Lehre erziehen zu lassen, — war deßwegen von den strengen Eiferern seiner Kirche mehrere Jahre hindurch nicht zum Genusse der sogenannten „Sakra-

mente" gelassen worden und seinen siebenzigjährigen Vater hatte die Geistlichkeit am Lesen der heiligen Schrift, worin der Greis Trost und Freude fand, zu hindern gesucht. In Folge dieser Umstände war in Schneidemühl eine nicht geringe Mißstimmung hervorgerufen worden, welche dadurch noch genährt wurde, daß auch mehrere andere Mitglieder der römisch-katholischen Gemeinde sich längst mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigt hatten. Als nun Czerski in Schneidemühl ankam und alle, welche an der Untrüglichkeit der römischen Priesterkirche zweifelten, sich an ihn, als an den Seelsorger wandten, konnte er nicht umhin, sich über seine eignen Zweifel zu äußern, und so fanden denn alle jene in ihm ihren Halt. Da machte nun der Propst Busse seine Anzeige beim erzbischöflichen „Generalvikariat" in Posen und Czerski wurde seiner Amtsverrichtungen einstweilig enthoben. Vergeblich verwandten sich die Vorsteher der römisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl für den von ihnen geehrten Mann; sie erhielten keine Antwort. Nun erklärte Czerski am 22. August 1844: „wenn er bisher als römisch-katholischer Geistlicher den Grundsätzen seiner Kirche gemäß gelehrt, so habe er geirrt; er bekenne dies offen, er entsage seinem bisherigen geistlichen Amt in der römischen Kirche, er entsage dem Papst und der römischen Hierarchie, aber er bleibe, was er gewesen, katholischer Christ und Priester." Diese Ansicht, daß man die Lehren Roms verwerfen und dennoch katholischer Christ bleiben könne, daß man nicht den Papst, sondern den Stifter der christlichen Religion als alleiniges geistiges Haupt der Kirche erkennen müsse, daß man von dem alten Glaubensbekenntniß nur das auszuscheiden habe, was, den glaubwürdigsten geschichtlichen Ueberlieferungen zufolge, dem Urchristenthum widerspreche — diese Ansicht theilten auch 150 Mitglieder der römisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, und da sie von ihrer geistlichen Behörde keine Abhülfe zu erwarten hatten, so traten sie am 19. Oktober 1844

zusammen, und erklärten, daß sie bestimmte Glaubenssätze der römisch-katholischen Kirche nach ihrem Gewissen für Irrlehren hielten, daß sie aber das von Jesus verkündigte Gotteswort behalten und demgemäß leben, daß sie somit der römisch-katholischen Kirche Lebewohl sagen, aber in der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche Jesu Christi unverbrüchlich verharren wollten. Sie erklärten somit ihren Austritt aus der römischen Kirche, nannten sich eine apostolisch-katholische oder, im Gegensatz zu den Römlingen, deutsch-katholisch-apostolische (christlich-apostolische) Gemeinde, und überreichten der Regierung zu Bromberg, zu deren Verwaltungsbezirk sie gehörten, ihr Glaubensbekenntniß, welches sich ziemlich nahe an die älteren christlichen anschloß und sich von dem protestantischen nur in wenigen Punkten entfernte. In ihrer Eingabe sagten sie: „Es ist vollbracht, das große Werk; was Jahrhunderte lang unseren Vätern strafbar vorenthalten ist, haben wir im festen Vertrauen auf unseren Erlöser auf wunderbarem Wege erlangt und dadurch abgewälzt den centnerschweren Stein, womit die römische Priesterherrschaft unsere Gewissen gefoltert hat. Wir sind los der eisernen römischen Bande. Wir umfassen Jesum, den Gekreuzigten, und erwarten von seiner immerwährenden Fürbitte bei Gott das ewige Heil. Wir sind und wollen bleiben katholische Christen, d. h. nicht römische, sondern apostolisch-katholische Christen bleiben. Zwar ist unser Häuflein noch klein, welches angezogen hat den heiligen Geist; allein wir halten am Gebet und sind der festen Zuversicht, daß durch unser Beispiel der liebe Gott wunderbar den durch die Priester verblendeten Menschen bald die Augen öffnen wird, denn wir suchen nicht, was weltlich, sondern was göttlich ist." Und in der That sind den Menschen bald genug die Augen aufgegangen und das Beispiel Schneidemühls hat Tausenden gezeigt, wie man's handgreiflich anfangen muß, um die deutsche Erde für die religiöse Befreiung urbar zu machen. Die erste,

von Rom freie christliche Gemeinde, welche fort und fort ihren katholischen Charakter festhielt, welche darauf bestand, daß die allgemeine Kirche (und das heißt ja katholisch) nicht des Papstes, als sichtbaren Hauptes bedürfe, sondern den Stifter des Christenthums allein zum geistigen Haupte habe, — sie gab das große Beispiel: Rom dies angemaßte Vorrecht der „Katholicität" (der Allgemeinheit) zu entreißen. An Deutschlands äußerster Ostgränze hielt die erste von Rom unabhängige katholische Gemeinde am 20. Oktober ihren ersten Gottesdienst in deutscher Sprache und feierte das Abendmahl durch den gemeinschaftlichen Genuß von Brot und Wein.

Das Beispiel, welches Schneidemühl gegeben, wirkte zuerst auf Breslau zurück. Auf die Anregung des Stadtverordneten und Landtagsabgeordneten Milde hatten sich am 13. Dezember 1844 etwa 60 Katholiken, zur Berathung über die Mittel versammelt, wie der Verdächtigung, welche die freie kirchliche Richtung durch die Römlinge zu bestehen hatte, zu begegnen sei. Indessen führten die Wege, welche man einschlug, nämlich eine Zuschrift an das Domkapitel und eine zweite an den König, nicht zum Ziele. Das Domkapitel stellte die Berechtigung der Laien zu solchen Fragen an die Geistlichen geradezu in Abrede, und der König gab gar keine Antwort auf die Beschwerden über alles das, was die Laien Jahre lang von den Priestern erduldet hatten, und auf die Bitte: zur Abstellung der Beschwerden eine engere Kirchenversammlung für Schlesien oder eine allgemeine für ganz Preußen oder Deutschland zusammen zu berufen. Das war die heilsamste Lehre, welche den Laien gegeben werden konnte, daß nimmermehr von der Geistlichkeit und von dem Königthum, welches „von Gottes Gnaden" sein will, ein Anfang oder eine Beihülfe zu Kirchenverbesserungen zu hoffen sei, sondern daß das Volk, wenn es der Freiheit theilhaftig werden will, sich selbst helfen muß; nur dann wird es die ganze Freiheit haben, welche allein auch die

wahre Freiheit ist. — Der König, wenn auch Protestant, war ganz und gar befangen in der mittelalterlichen Weltanschauung, welche doch vor dem Geist des Protestantismus nicht bestehen kann; zudem wirkten auch noch seine jesuitischen Umgebungen auf ihn ein. Da war also gar keine Antwort — auch eine Antwort, und zwar so deutlich wie die des Domkapitels. Vier Jahre später würde man schwerlich an den König eine vertrauensvolle Zuschrift haben ergehen lassen. Was Rom und die Römlinge betrifft, so war schon damals eine solche ein Unsinn; denn der römischen Kirche muß man entweder unbedingt gehorchen oder man muß sich völlig von ihr losreissen; einen Mittelweg gibt es nicht. Während nun in Breslau noch alles unschlüssig war oder vertrauensvoll von halben Maßregeln durchgreifende Verbesserungen erwartete, erließ noch im Dezember 1844 der Maler Albrecht Höcker einen Aufruf an die schlesischen Katholiken: muthig sollten sie hervor treten mit dem offenen Bekenntniß des freien Glaubens, um Johannes Ronge sollten sie sich sammeln und eine von Rom unabhängige Kirche begründen. Auf diese Aufforderung erklärte eine Zahl von Katholiken durch Namensunterschrift ihren Beitritt zu dem großen Zweck und am 22. Januar 1845 fand die erste vorbereitende Versammlung, am 26. die erste stiftende statt. Jetzt trat Ronge in einen neuen Wirkungskreis und bewährte, daß ihn nicht blos sittliche Kraft und ein muthiges deutsches Herz auszeichneten, sondern auch, daß sein Geist auf der Höhe der Zeit stand, daß er das schöpferische Vermögen besaß, um auf dem Grunde der im Christenthum enthaltenen sittlichen Idee, also auf dem wahrhaft Bleibenden und Göttlichen desselben, die neue Kirche zu erbauen, welche berufen ist, den Erlösungsplan Jesu vollständig zu verwirklichen.

Noch im Dezember 1844 hatte Ronge begeisterte Worte „an die niedere katholische Geistlichkeit" gerichtet und sie beschworen: sich zu erheben, die Ketten der Feigheit und der Schande zu zerbrechen, das Ge-

webe der Heuchelei, in welches sie von Rom verstrickt worden, zu zerreissen, und freie, wahre Priester, wahre deutsche Volkslehrer zu werden. Zum Neujahr 1845 sprach er „ein Wort an die Römlinge in Deutschland und nur an diese;" er rief ihnen zu: „die Menschheit ist die Kirche Gottes und in ihr waltet der Geist. Dieser Kirche habe ich geschworen!" Bald darauf, noch im Januar 1845, ließ er auch seine „Rechtfertigung" mit den betreffenden Aktenstücken drucken, sowie eine bereits im Oktober 1843 in Laurahütte verfaßte Schrift „an die katholischen Lehrer," einen Aufruf: sich der entehrenden und verderblichen Knechtung durch die Hierarchie zu entreissen und in der Jugend das Bewußtsein der freien Würde, der Liebe zu ihren Mitmenschen, zu ihrem Vaterland zu erwecken. „Man wird Sie zwar verfolgen, man wird Sie schmähen," rief er den Lehrern in begeisterter Zuversicht zu; „deß freuen Sie sich aber, denn es wird zu Ihrem Siege führen. Der Kampf dauert in unserer Zeit nicht lange, denn unsere Zeit schreitet rasch, die Tage der Leiden werden abgekürzt. Die Heuchlergarden des römischen Stuhles fliehen vor dem Licht des Tages, das angebrochen; die Schlacht gegen das Römerthum des 19. Jahrhunderts wird nicht wie die des ersten im Dunkel des Teutoburger Waldes, sondern auf den lichten Höhen des germanischen Geistes geschlagen." So war Ronge, ganz und gar von einem einzigen hohen Gedanken bewegt, unermüdlich thätig, in allen Schichten des deutschen Volks die Herzen für diesen Gedanken, für die Losreissung Deutschlands von der römischen Oberherrschaft, für die Unabhängigkeit und Ehre des Vaterlands, für die geistige und sittliche Wiedergeburt des Volks zu entflammen. Ihn hob und trug die allgemeine Begeisterung, die ihm für sein kühnes Wort zur rechten Zeit entgegengekommen; ungeduldig sehnte er sich nach einer großen That des Volks. Als Antwort auf die vielen an ihn ergangenen Schreiben aus den

verschiedensten Theilen des Vaterlandes erließ er einen Aufruf „an seine Glaubensgenossen und Mitbürger.“ „Sagen wir uns los von der römischen Hierarchie, vom Papst,“ (rief er) „und bilden wir eine deutsch-katholische, d. h. allgemeine Kirche.“ Er bezeichnete hier zugleich als wesentlich den gerechten Antheil der Gemeinde an freien Kirchenversammlungen, denn „fortan“ (sprach er) „soll die Kirche nicht mehr in Formen erstarren, in todten Buchstaben absterben; sondern sie soll sich durch lebensfrische Theilnahme der Gemeinden entwickeln, blühen und Frucht tragen. Keine Pfaffen, keine Laien soll es mehr geben, sondern ein edles freies Brüderthum soll bestehen.“ Er erkannte die ernste Pflicht, die ihm geworden, und gelobte: „An die treue Erfüllung dieser Pflicht bin ich bereit meine Kräfte und mein Leben zu setzen, mit Freuden mich zu opfern. Denn es weht mich an, dieses erwachte Leben, als wäre es Mai für mein Vaterland geworden, und meinem Geiste erschließt sich eine Zukunft, in die ich mit trunkener Sehnsucht blicke, eine Zukunft groß und herrlich, eine Zukunft der Gerechtigkeit. Und diese Zukunft können und werden wir erreichen, wir können und werden die Verheißungen unserer Dichter und Weisen erfüllen, wenn wir vereint, männlich, besonnen und entschieden handeln.“

Als nun mittlerweile die Strebungen in Breslau rege wurden, als Höcker zur Bildung einer von Rom unabhängigen katholischen Gemeinde aufforderte und Ronge als den Prediger der freien christlichen Gemeinde bezeichnete, da gestalteten und ordneten sich in der Seele des begeisterten Mannes, der sein Leben der Freiheit und dem Vaterland geweiht, all die Grundbedingungen einer neuen Schöpfung, welche sich lebenskräftig und zukunftsfähig erheben sollte. Gleich in der ersten Versammlung der Freunde kirchlicher Verbesserung zu Breslau legte Ronge diejenigen Sätze vor, welche als Grundlage der neuen Vereinigung angenommen werden sollten, und so entstanden nach reiflicher Durch-

sprechung derselben, woran sich insbesondere Professor Dr. Regenbrecht verdienstvoll betheiligte, die „Grundzüge der Glaubenslehre und Verfassung," welche die Gemeinde annahm. Sie entfernten sich viel weiter als die Sätze der Schneidemühler Gemeinde von der düstren Weltanschauung der alten Kirchen und stellten nicht blos die Unabhängigkeit vom Papstthum an die Spitze, sondern auch die „völlige Gewissensfreiheit und das unbedingte Recht der durch keine äußere Autorität beschränkten Forschung und Auslegung der heiligen Schrift und des Inhalts der Glaubenslehren." Für den letzteren war anfänglich das apostolische Glaubensbekenntniß, als das fast allen christlichen Religionsparteien gemeinsame, beibehalten worden; bald aber erhielt dasselbe eine noch einfachere, dem jetzigen Zeitbewußtsein entsprechendere Fassung, welche zugleich noch eine bessere Bürgschaft, für eine Vereinigung der verschiedensten Glaubensansichten und für die Fernhaltung jedes Glaubens- und Gewissenszwanges darbot. Es war folgende: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft und Sünde erlöset hat. Ich glaube an das Walten des heiligen Geistes auf Erden, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen!" Die weiteren Sätze betrafen die beizubehaltenden christlichen Bräuche; der alterthümliche Name „Sakrament" blieb, die Bedeutung übernatürlicher Gnadenmittel aber mußte schwinden, sowie die Grundfesten der alten Kirche, nämlich die Annahme einer ursprünglichen Verderbtheit durch die Erbsünde, einer wunderbaren nicht blos rein geistigen, sondern geistig- sinnlichen Erlösung, einer Gnadenwahl, einer Rechtfertigung durch den Glauben, vor der vernünftigen Auffassung des Verhältnisses zwischen Gottheit und Menschheit, sich in Schatten auflösten. An die Taufe,

als Sinnbild der Aufnahme in den Christenbund, wurde die feierliche Einsegnung der in der christlichen Lehre genügend unterrichteten Jugend (die Konfirmation) gereiht, und von dem Abendmahl, in seiner reinen und ursprünglichen Bedeutung als Erinnerungs- und Liebesmahl, als Sinnbild der geistigen Vereinigung der Brüder untereinander und mit Christus, mußte die Beichte im alten Sinne, also insbesondere die Ohrenbeichte, diese Erfindung der römischen Priesterkirche, getrennt werden. Die Ehe verlor ihre früheren „sakramentalischen" Charakter, um eine höhere religiöse Bedeutung zu gewinnen, und so wurde denn die kirchliche Einsegnung derselben beibehalten, aber den Staatsgesetzen alle und jede bindende Kraft in Betreff der Bedingungen und Hindernisse zuerkannt. Christus wurde, im geistigen Sinne, als alleiniger Mittler zwischen Gottheit und Menschheit aufgefaßt, und deßhalb jede andre Vermittlung, sowohl durch Anrufung der Heiligen, als auch die gröbersinnlichen durch Reliquien- und Bilderdienste, Abläße und Wallfahrten, verworfen. Aus der Ueberzeugung, daß alle sogenannten guten Werke nur insofern Werth haben, als sie aus christlicher Gesinnung hervorgehen, wurden denn auch alle Fastengebote verworfen. Endlich wurde das Bekenntniß, daß es die erste Pflicht des Christen sei, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen, nicht blos als Grundsatz der Sittenlehre, sondern auch als die geistige Spitze der ganzen Gottverehrung aufgestellt, deren geheimnißvollen Mittelpunkt nicht mehr die unblutige Erneuung des blutigen Sühnopfers durch den Priester bildete, sondern welche auf die wesentlichen Grundstoffe der Belehrung und Erbauung, nach den einfachen Einrichtungen der ältesten Kirche, zurückgeführt wurde. Als wesentliches Erforderniß sollte dabei die Theilnahme der Gemeinde und die Wechselwirkung zwischen ihr und dem Geistlichen angesehen werden. Es verstand sich aber von selbst, daß, sowie der Unterschied zwischen einem von Gott besonders begnadigten und bevorrechteten Priesterstand und den sogenannten „Laien"

wegfiel, folgerecht auch den Laien das Recht zu predigen zuerkannt werden mußte. Aus dieser Aufhebung des Unterschiedes zwischen Priestern und Laien ergab sich nun auch ferner das Allerwichtigste, nämlich die Feststellung einer rein demokratischen Grundlage der Gemeindeverfassung, wobei man sich auf das Beispiel des christlichen Alterthums berufen konnte. Demzufolge lag die ganze Berechtigung zu Beschlüssen über Glaubenslehre und Kultus, sowie über Bestellung und Absetzung von Geistlichen, lediglich in der Gemeinde selbst; diese erhielt das uralte Recht der Selbstgesetzgebung, Selbstregierung und Selbstverwaltung. Der Geistliche, der sich des traurigen Vorrechts der Ehelosigkeit (des Cölibats) entäußerte, erhielte dafür die Gleichberechtigung mit jedem anderen Gemeindeglied; — er verlor die sogenannten „Stolgebühren" d. i. die Bezahlung für seine Amtsverrichtungen als Geistlicher, und erhielt dagegen von der Gemeinde die verbürgte Sicherung seines Lebensunterhaltes, nicht etwa als untergeordneter Diener, sondern als freier ebenbürtiger Lehrer, der den ganzen Inhalt seiner wissenschaftlichen Bildung als Gegeneinsatz mitbrachte. — Dies waren die hauptsächlichsten Grundgedanken der Breslauer Gemeindeverfassung, in welcher wir, unbeschadet anderweitiger Mitwirkung, vorzugsweise Ronge's Geist und Herz auf's Klarste und Schönste kennen lernen. Am 16. Februar 1845 wählte die Gemeinde in Breslau einen einstweiligen Vorstand und am 19. März hielt sie, bereits 1200 Mitglieder stark, ihren ersten Gottesdienst und erkor einstimmig Ronge zu ihrem Prediger, der dann auch feierlich in sein Amt eingeführt wurde. Am folgenden Tage wurde die erste Taufe, wenige Tage später die erste Trauung vollzogen, und am 20. wurde zum erstenmal das Abendmahl durch gemeinschaftlichen Genuß von Brod und Wein gefeiert; die Anzahl der Gemeindemitglieder war bis dahin um ein paar Tausend gewachsen.

Mittlerweile hatte sich das Streben nach Kirchenverbesserung bereits immer thatkräftiger in den verschie-

densten deutschen Gauen geltend gemacht, je mehr die Römlinge ihren Grimm und durch diesen wieder ihre Furcht verriethen. So hatte die römische Geistlichkeit in Oberschlesien das Lesen der Zeitungen verboten. Den Beginn des neuen Jahres bezeichnete Bischof Arnoldi durch eine Handlung, welche beweisen sollte, daß er sich durch die öffentliche Meinung nicht im Geringsten habe einschüchtern lassen; er verlegte nämlich „das Fest vom heiligen Rock, von den heiligen Nägeln und der heiligen Lanze" — auf den Buß- und Bettag; gleichsam als solle der deutsche Geist Buße thun für den Angriff gegen Rom! Der wackre alte Pfarrer Licht in Leiwen bei Trier, welcher früherhin bereits eine treffliche kleine Volksschrift gegen den Unfug der Wallfahrten (das „Wallfahrtsbüchlein") geschrieben hatte, wurde seines Amts enthoben. Bald wurden auch Czerski und seine Anhänger von allen Kanzeln herab in den Bann gethan. Czerski war seines Lebens vor dem wüthenden Glaubenshaß nicht sicher und mußte sogar mehrere Nächte hindurch von zwei bis drei Personen seiner Gemeinde in seinem eigenen Hause bewacht werden. Aber dem Bann zum Trotz traten freisinnige katholische Priester aus der römischen Kirche aus; so zunächst der Kuratus Eichhorn an der Minoritenkirche in Breslau und der Kaplan Kerbler; von protestantischen Theologen war Wilhelm Hieronymi (aus Holle bei Hildesheim) der erste, welcher sich (von Magdeburg aus) an die junge Kirche anschloß. — Zu gleicher Zeit regte es sich bereits seit dem Januar unter den Laien. Am 25. Januar verbanden sich in Berlin 12 Katholiken, welche das Schneidemühler Glaubensbekenntniß unterschrieben, zur Gründung einer von Rom unabhängigen katholischen Gemeinde und am 19. Februar wurde eine solche förmlich gestiftet; am selben Tag entstand auch eine in Chodziesen. Sieben Tage früher hatte sich unter thätiger Mitwirkung Robert Blum's, welcher von Anfang her öffentlich Ronge's Vertheidigung gegen Arnoldi geführt hatte und für das gute Recht der von den Röm-

lingen verdächtigten freien Presse aufgetreten war, in Leipzig eine deutsch=katholische Gemeinde gegründet, welche das Breslauer Bekenntniß annahm; — am 15. Februar bildeten sich solche in Dresden und Elberfeld. In Zusammenkünften und Berathungen von Freunden der Kirchenverbesserung gaben sich aber auch an vielen andern Orten die ersten Anfänge künftiger Gemeindebildungen kund, so z. B. in Kreuznach, Frankfurt a. M., Offenbach, Danzig, Potsdam, Hildesheim, Neustadt an der Hardt, Halberstadt, Hanau, Magdeburg, Wiesbaden, Ulm, Worms, Stuttgart, dann in den verschiedenen größeren und kleineren Städten Schlesiens und Posens. Rasch folgte den Zusammenkünften auch die Bildung der Gemeinden, wie zu Magdeburg, Annaberg, Hörter, Kreuznach, Dahlen, Danzig, Hildesheim, Landeshut, Marienburg, Offenbach, Glogau, Braunschweig, Liegnitz, Ulm, Unna, Wiesbaden, Worms u. s. w.

VIII.

Das Verhalten der Regierungen zu der kirchlichen Bewegung. — Die erste deutsch-katholische Kirchenversammlung zu Leipzig.

Am Osterfeste des Jahres 1845 gewannen die kirchlichen Bewegungen in den verschiedenen Theilen Deutschlands, welche bis dahin ganz und gar vereinzelt gewesen und dadurch bei aller Begeisterung und Hingebung noch immer den zahllosen offenen und geheimen Feinden nicht nachhaltigen Widerstand zu leisten vermochten, plötzlich einen gemeinsamen Mittelpunkt; die Bausteine, welche reichlich vorhanden waren, sollten nun nach einem aus dem Volk selbst stammenden Plane zu einer großen allgemeinen Nationalkirche aneinandergefügt werden. Es war am 3. März 1845, als die deutsch=katholische Gemeinde zu Leipzig alle übrigen Schwestergemeinden aufforderte: geistliche und weltliche Abgeordnete zu einer

Kirchenversammlung zu senden, welche am Osterfeste in Leipzig statt finden sollte. Die Römlinge lachten, als sie davon erfuhren; sie betrachteten die Einladung als eitel Spielerei, sowie sie die ganze Bewegung für eine vorübergehende Aufwallung hielten; und in der That: wäre diese Ansicht nicht tief in ihnen gewurzelt, sie hätten die Zeit nicht blos auf gemeine Schmähungen von der Kanzel herab verwendet, nicht blos auf Aufwieglung der Blindgläubigen; sie hätten ihre Furcht nicht so leicht durch Bannsprüche beschwichtigt, auf welche im 19. Jahrhundert Niemand mehr achtet, sondern sie hätten auch schon von Anfang her mit vollem Nachdruck die Staatsgewalt als ihr Werkzeug in Anspruch genommen und sie hätten sie zu bearbeiten gewußt, damit sie sich wirklich zu einem solchen hergab. Aber, wie die Römlinge von Anfang her, eben bei der Schaustellung des Rocks zu Trier, von ihrem Uebermuth verblendet waren, so wähnten sie auch die ganze Zeit über, noch immer voll allzu starker Zuversicht auf die Macht der Lüge, dies Deutschland sei bereits völlig entnervt, um für die Dauer für einen großen Gedanken auch Opfer bringen zu können, deßhalb müsse sich denn auch die aus der Mitte des deutschen Katholicismus hervorgegangene Bewegung binnen Kurzem in Nichts auflösen, ohne daß Rom und die Jesuiten besondere Anstrengungen nöthig hätten. Sie glaubten: die allgemeine Achtung, welche Ronge zu Theil geworden war, ließe sich durch die Vernichtung von Ronge's Ruf entkräften und damit würde dann auch die ganze Bewegung spurlos erlöschen, von der sie wähnten, daß sie in Ronge allein ihren Haltpunkt habe. Es kam übrigens zu dieser Verblendung der Römlinge über die tiefere Bedeutung der kirchlichen Bewegung noch ein anderes Verhältniß, welches sie geradezu hinderte, sich der Staatsgewalt zur offenen Unterdrückung der Bewegung zu bedienen und zu diesem Zwecke alle ihre Verbündeten aufzubieten, welche sie sowohl in katholischen als auch in protestantischen Staaten, an den Höfen wie in den höchsten Kreisen des Beamten-

thums nach wohlüberlegtem Plane längst eingedrängt und festgesetzt hatten.

Die Staatsgewalt war nämlich bei den ersten Erscheinungen der kirchlichen Bewegung noch durchaus nicht im Klaren über den eigentlichen Charakter und das Ziel derselben; ja sie gab sich sogar der Hoffnung hin, daß sie in derselben, wenn nicht eine Bundesgenossin, so doch wenigstens ein Gegengewicht wider ihre bisherige Helfershelferin, wider die römische Priesterkirche erhalten könnte, von der sie bei den Kölner Wirren doch das Unangenehme der errungenen Ueberlegenheit fühlen gelernt hatte. Im Anfang, als die begeisterten Vorkämpfer für eine freie deutsche Kirche mit einem so über alle Maßen hingebenden Vertrauen sich flehend an die Fürsten, an die protestantischen Fürsten wandten und sie beschworen, ihnen doch nur das Kampffeld zu gönnen, ihnen wenigstens die Brücken nicht abzubrechen, sich nur wenigstens den Feinden Deutschlands nicht beizugesellen, — da wähnte wohl manche protestantische Staatsgewalt: die ganze Bewegung in der katholischen Kirche bezwecke nichts anders und könne nichts anders erreichen, als eine Befreiung der Gewissen von Rom, und sei diese glücklich errungen, dann würden die deutschen Katholiken statt des Papstes — den Landesherrn als obersten Bischof anerkennen, und statt der römischen Glaubenssatzungen — die Bekenntnißschriften und Glaubenslehren der protestantischen Kirche annehmen. Den meisten Fürsten würde eine solche voraussichtliche Unterwerfung ebenso willkommen gewesen sein als der protestantischen Geistlichkeit. Das ist der Grund, weßhalb die protestantische Staatsgewalt der katholischen Bewegung von Anfang her „weder hemmend noch fördernd" entgegentrat; sie wollte zunächst abwarten, was sie von derselben sicher zu erfahren habe, ob einen wirklichen Vortheil, ein Gegengewicht wider Rom, oder ob möglicherweise, wie ihr die Römlinge auch schon zugeflüstert hatten, blos eine Schwächung des römisch-kirchlichen Einflusses, womit der Anfang zur Abschwächung des blinden Glaubens an jedes

Machtgebot über Gewissen und Willen gemacht werde. „Erst sollte Rom fallen und dann würde die Reihe an die Fürsten kommen!" Das flüsterten die schlauesten der rechtsgelehrten Staatsmänner jenen fürstlichen Personen in's Ohr, welche drei Jahre später im März ihre Reisewagen gepackt hielten. So wenig nun an der jesuitischen Behauptung ein Körnlein Wahrheit war, daß die kirchliche Bewegung der politischen blos zum Deckmantel diente, so ist doch anderseits wieder das gewiß, daß die kirchliche Bewegung aus dem edelsten Freiheitsdrange hervorging, aus dem Gefühle der Schmach, welche ein Volk von vierzig Millionen erduldete, auf seiner eigenen Erde dem Oberhaupt eines Priesterstaates zinsbar zu sein, welcher kein Vaterland kennt, welcher nur durch die völlige Unterdrückung der Geistes- und Willensfreiheit, durch die Vernichtung der freien Menschenwürde seine Herrschaft über die Welt zu behaupten vermag. Ebenso gewiß ist's, daß der Grundgedanke, der die Gemeindeverfassung der freien Kirche beseelt, entsprechend dem großen Erlösungsplane des erhabenen Meisters von Nazareth und den Einrichtungen der ersten Christen, die unbedingte Selbstbestimmung der Gemeinde und die volle Gleichberechtigung aller Einzelnen mitten auf dem Boden der alten Staatsordnung als das junge Reis der Freiheit in's Leben rief. Und wer kann endlich zweifeln, daß der Mensch, der einmal das Joch der religiösen Knechtung abgeworfen hat, auch keiner andern Willkür- und Gewaltherrschaft künftig den Nacken mehr beugen kann, grade wie auch alle bürgliche Freiheit unvollkommen ist und bleiben muß, wenn der Mensch nicht zugleich religiös, d. i. geistig und sittlich, also so recht von Innen heraus frei ist! Das ist eine durchaus naturgemäße Entwickelung, eine im Wesen des Menschen begründete sittliche Nothwendigkeit. Aber nun und nimmer haben die Fürsten das Naturgemäße der Entwickelung und die sittliche Nothwendigkeit eingesehen, derzufolge die Idee sich selbst ihre eigene Form erschafft und keine abgestorbene Form neben dieser mehr dulden kann.

Die deutschen Regierungen (in den protestantischen Staaten) schritten also, wie erwähnt, nicht sogleich gegen die kirchliche Bewegung ein, wie die Römlinge und Jesuiten wünschten und ihnen riethen; sie wollten — um den Grund nochmals hervorzuheben — abwarten, wie sich dieselbe entwickeln und gestalten würde, und ob die junge deutsch-katholische Kirche nicht etwa blos eine Uebergangsform wäre, durch welche große Massen von deutschen Staatsbürgern aus der römischen Priesterkirche in die verschiedenen protestantischen Landeskirchen wandeln sollten. — In der That: diese Unterstellung hatte aus dem Grunde manche Wahrscheinlichkeit für sich, weil die junge Kirche, welche eben als freie sich mit vollem Recht auch die wahrhaft allgemeine nennen durfte keine Glaubensrichtung ausschloß, keinem ihrer Glieder vorschrieb, seine religiöse Ueberzeugung neuen, unwandelbaren Lehren und Satzungen zu unterordnen. Hätten die Regierungen diesen Grundgedanken in seiner ganzen Bedeutung aufzufassen verstanden und ihn zu dem ihrigen gemacht, dann wäre ihnen das Verdienst zu Theil geworden, bei einer rettenden That für's Vaterland, bei der endlichen Versöhnung der so lange streitenden Glaubensparteien mit in den Vorderreihen gestanden zu haben.

Doch, als die erste deutsch-katholische Kirchenversammlung zu Leipzig am Osterfeste 1845 mit ihren Bestimmungen über die Glaubenslehre, über die äußere Form des Gottesdienstes, über das Gemeindewesen und die Gemeindeverfassung und über allgemeine Kirchenversammlungen hervortrat, als sich der Deutsch-Katholizismus plötzlich in seiner vollen Selbstständigkeit, in seiner ganzen volksthümlichen Größe als der erstgeborne Sohn und der begeisterte Prediger einer neuen Weltordnung darstellte, — da sahen die Regierungen, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht, da erschracken sie vor der weiteren Entwicklung der Bewegung, da neigten sie das Ohr den Römlingen und Jesuiten zu, und dennoch wagten sie es nicht, durch offenes Verbot mit einem Schlage die junge Kirche und ihre auf Frei-

heit und Menschenwürde gegründete Verfassung zu zermalmen, weil sie sich fürchteten, den einmal erwachten Volksgeist zum Kampfe heraus zu fordern.

Was war nun die erste deutsch-katholische Kirchenversammlung zu Leipzig? Was bezweckte, und was erreichte sie? — Bei weitem nicht alle Gemeinden waren zu dieser ersten Kirchenversammlung eingeladen, weil ihr Dasein zu spät, zum Theil erst während der Verhandlungen und nach denselben kund wurde. 35 deutsch- (oder christ-) katholische oder freie christliche Gemeinden hatten sich damals gebildet, nämlich: Annaberg, Asbach, Berlin, Braunschweig, Breslau, Chemnitz, Chodziesen, Dahlen, Dresden, Elberfeld, Freistadt, Friesack, Genthin, Görlitz, Hildesheim, Hörter, Kreuznach, Landeshut, Leipzig, Liegnitz, Magdeburg, Marienburg, Meseritz, Merseburg, Nauen, Offenbach, Oppeln, Penig, Schlawenzitz, Schneidemühl, Stuttgart, Ulm, Unna, Wiesbaden und Worms. Es waren indessen am Osterfeste 1845 in Leipzig nur 15 Gemeinden und zwar durch 31 Abgeordnete vertreten, darunten waren von Nichtgeistlichen Professor Wigard von Dresden, R. Blum von Leipzig, Dethier und Anton Maur. Müller von Berlin, Dr. Steiner von Breslau, Rewitzer von Chemnitz, Dr. Northoff von Hildesheim, Kote von Magdeburg, Pirazzi von Offenbach, von den fünf katholischen Geistlichen, welche damals zu der jungen Kirche übergetreten waren, blos drei, nämlich Czerski, Kerbler und Ronge (Eichhorn und Professor Schreiber aus Freiburg im Breisgau fehlten,) von Predigern, welche früher zur protestantischen Kirche gehört hatten, nur Hieronymi, und zwar blos als mitberathendes Mitglied, weil man, einer Vormeinung Rechnung tragend, sich hauptsächlich auf Geistliche, welcher früher der römisch-katholischen Kirche angehört hatten, beschränken wollte. Den Vorsitz führte Professor Wigard aus Dresden. Der leitende Grundgedanke der Versammlung war folgender: die Gemeinden, wenn sie auch im Streben nach der Läuterung und Vollendung des Christenthums, im Streben

nach unbedingter Glaubens= und Gewissensfreiheit, sowie in der Lossagung von aller priesterlicher Knechtung übereinstimmten, — sie wichen doch in einzelnen Sätzen des Bekenntnisses, in Namen und Formen von einander ab; sie sollten nun sich auch über Bekenntniß, Namen und Formen durchaus verständigen, und so sollte das Osterfest von 1845 zu einem rechten Auferstehungsfest werden für eine wahrhaft christliche, freie, und in jeder Beziehung einige deutsche Kirche; als geistige Macht sollte diese dastehen, mit der bestimmten Aufgabe: nicht eine neue Religionspartei darzustellen und somit die kirchliche Zersplitterung Deutschlands noch zu vermehren, sondern die Wiederversöhnung aller Religionsparteien durch die Kraft der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe anzubahnen, die wahre Allgemeinheit, Allumfassung und Allbeseligung des Gottesreiches zunächst auf deutscher Erde zu verwirklichen. Es handelte sich also um die Herstellung einer Einigkeit unbeschadet der Freiheit, ja vielmehr zum Schutze derselben; es handelte sich um die Begründung einer Form, welche weit genug war, um die verschiedenartigsten Auffassungen des Wesens der christlichen Religion umfassen zu können; es handelte sich um die Annahme einer Gemeindeverfassung, welche eben so sehr das Wiederaufkommen irgend einer priesterlichen Uebergewalt und Buchstabenherrschaft für immer unmöglich machte, als sie auch aus den einzelnen Gemeinden ein großes lebendiges Ganzes schaffen sollte. — Um diesen Zweck zu erreichen, wurde das zu Grunde gelegte Breslauer Bekenntniß noch mehr vereinfacht, wurden nur die Grundgedanken, welche unzweifelhaft in jeder christlichen Religionspartei von Anfang her vorhanden waren, und zwar in altvolksthümlichen Ausdrücken hingestellt, nämlich der Glaube an Gott und das Walten des göttlichen Geistes, an Jesus Christus, den Heiland, an die allgemeine christliche Kirche, an Sündenvergebung und ewiges Leben. Jeder Ausdruck, welcher die uralte blutige Streitfrage über die göttliche, gottmenschliche oder blosmenschliche

Natur Jesu möglicherweise wieder anregen konnte, war mit Absicht weggelassen worden. Es blieb übrigens den einzelnen Gemeinden unbenommen, die einzelnen Sätze des Leipziger Bekenntnisses weiter auszuführen, und es wurde ausdrücklich festgesetzt, daß „die Mitglieder der freien christlichen oder deutsch-katholischen Kirche in der Verschiedenheit der Auffassung und Auslegung des Inhaltes ihrer Glaubenslehren keinen Grund zur Absonderung oder Verdammung finden.“ Im Gegensatz zur mündlichen Ueberlieferung, zu den älteren Kirchenversammlungsbeschlüssen, päpstlichen Gesetzen und Bekenntnißschriften sollte einzig und allein die heilige Schrift die Grundlage, d. h. die geschichtliche Quelle und Urkunde des christlichen Glaubens sein; aber zugleich wurde der Vernunft, als dem Göttlichen im Menschen, welche die sittliche Idee als das Ewige im Christenthum erkennt, das Recht zuerkannt, eben hiernach in der Schrift zu forschen und den Geist der Buchstabenhülle zu entkleiden. Hieran reihte sich der Ausspruch: „Wir stellen der Kirche und den Einzelnen die Aufgabe, den Inhalt unserer Glaubenslehren zur lebendigen, dem Zeitbewußtsein entsprechenden Erkenntniß zu bringen.“ Die Lossagung von Papstthum und Hierarchie wurde in Leipzig noch durch den bedeutungsvollen Zusatz erweitert: „Wir verwerfen im Voraus alle Zugeständnisse, welche möglicher Weise von der Hierarchie gemacht werden könnten, um die freie Kirche wieder unter ihr Joch zu beugen.“ In Bezug auf die äußere Form des Gottesdienstes wurde bestimmt, daß sich dieselbe stets nach den Bedürfnissen von Zeit und Ort richten sollte. Die Ordnung der Sonn- und Festtagsfeier schloß sich in ihren Hauptbestandtheilen (Introitus, Konfiteor, Kyrie, Gloria, Gebetkollekten, Epistel und Evangelium, Predigt, Kredo, Sanktus, Agnus dei, Vaterunser, Segen) ziemlich genau an die äußere Form der Messe, nur daß an die Stelle des sogenannten Kanons ein Stück aus der Leidensgeschichte Jesu mit den Einsetzungsworten des Abendmahles trat,

daß die Wandlung wegfiel und daß statt des Priesters die ganze Gemeinde das Abendmahl empfing. Was die Gemeinde-Verfassung betrifft, so stellte die Leipziger Kirchenversammlung an die Spitze derselben die Aufgabe der Gemeinde: „das Christenthum nicht blos durch öffentlichen Gottesdienst, Belehrung und Unterricht in den Gemeindegliedern zu lebendigen Bewußtsein zu bringen, sondern auch in thätiger Christenliebe das geistige, sittliche und materielle Wohl ihrer Mitmenschen ohne Unterschied nach allen Kräften zu befördern.“ Die Leipziger Versammlung nahm dann die in Breslau aufgestellte Grundlage an, derzufolge alles Recht in der Gemeinde beruht, welche durch die alljährlich von ihr gewählten Aeltesten (Vorstand) und durch den oder die von ihr gewählten Prediger vertreten wird; der Prediger ist Mitglied des Vorstandes; dieser hat jedoch ausschließlich die Verhandlungen der Gemeinde, auch die das Glaubensbekenntniß, den Gottesdienst und die Seelsorge betreffenden, zu leiten. Ein sehr wesentlicher Zusatzartikel sprach der Gemeinde die Berechtigung zu: selbstständig und allein, je nach dem Zeitbewußtsein und den Fortschritten in Erkenntniß der heiligen Schrift, alle bisherigen Bestimmungen in Beziehung auf Glaubenslehre, Gottesdienst und Gemeindeverfassung abzuändern. Auf demselben Grunde wie die Gemeindeverfassung, nämlich auf Gewissensfreiheit, Gleichberechtigung, Vertretung durch freigewählte Bevollmächtigte und einheitlichem Zusammenhang, wurde endlich auch die Verfassung der ganzen Kirche erbaut; allgemeine Kirchenversammlungen nämlich sollten zur Erhaltung der Einheit des kirchlichen Lebens, soweit diese Einheit die Gewissensfreiheit des Einzelnen in der Gemeinde und der Gemeinden selbst nicht beschränkt, in der Regel alle fünf Jahre gehalten werden, und zwar durch Abgeordnete der Gemeinden, zu wenigstens zwei Dritttheilen aus Laien und nur einem Drittheil aus Predigern. Als eine allgemeine Kirchenversammlung sollte ferner nur diejenige angesehen werden,

bei welcher die Mehrzahl der förmlich gegründeten Gemeinden in Deutschland vertreten sei; die Beschlüsse einer solchen sollten übrigens zunächst nur als Vorschläge zu betrachten sein und erst dann allgemeine Gültigkeit erlangen, wenn sie den sämmtlichen einzelnen Gemeinden Deutschlands zur Berathung und Beschlußfassung vorgelegt und von der Mehrzahl derselben angenommen worden seien. Als allgemeine Bezeichnung der freien christlichen Gemeinden wurde „deutsch-katholisch" gewählt, nur die Breslauer und Schneidemühler Abgeordneten entschieden sich, zum Theil in Berücksichtigung der in Schlesien und Posen wohnenden slavischen Bevölkerung, für den Namen „christkatholisch." Zum Schlusse stand endlich die Verwahrung dagegen, daß der gegenwärtige Ausdruck des Glaubens und die gegenwärtige Form der Verfassung für alle Zeiten bindende Geltung haben sollten.

Das war das wichtige Ergebniß der Leipziger Kirchensammlung, eine kostbare Errungenschaft der Begeisterung, der Ueberlegung und der brüderlichen Hingebung, ein Gewinn nicht blos für die Gemeinden, welche sich damals bereits gebildet hatten, sondern auch noch mehr im voraus für alle, welche sich künftig bilden sollten. Die bereits bestehenden Gemeinden bildeten nach den vereinbarten Bestimmungen ihre besonderen Verfassungen, je wie Zeit- und Orts-Verhältnisse es bedingten, weiter aus.

Nach der Leipziger Kirchenversammlung vermehrte sich die Zahl der neuen Gemeinden in verhältnißmäßig kurzer Zeit so auffallend, wie es die Gegner der Bewegung nicht geahnt hatten, in Schlesien, Posen, Preußen, der Mark, Sachsen, Thüringen, Westphalen, Hessen, Baden und Schwaben. Da stellte sich denn bald die Nothwendigkeit heraus, das ganze Gebiet deutscher Gaue, wo die deutsch-katholischen Gemeinden zerstreut lagen, je nach besonderen größeren Verbänden einzutheilen; man wählte hierfür die Bezeichnung von „Kirchenprovinzen," sie entsprach wenigstens dem Gedanken eines geistigen deutschen Reiches, eines idealen Reiches der

Freiheit, der Sittlichkeit und der Humanität auf deutscher Erde, dessen Oberhaupt, der neuerstandene Meister, auf die Dornenkrone um seine Scheitel wies und dem deutschen Volke, welches gleichfalls eine trug, dadurch zeigen wollte, wie es sein Jünger im Dulden sei, wie es aber auch dereinst auferstehen werde. Eine solche *Kirchenprovinz* wurde durch den Zusammenhang mehrerer *Kreisvereine*, und ein *Kreisverein* wieder durch die Verbindung mehrerer in näherer oder fernerer Nachbarschaft zerstreuter *Gemeinde* gebildet. Durch diese lebendige Gliederung war nun auch die höhere Ausbildung des selbstständigen Lebens der ganzen Kirche möglich geworden, welche zunächst die Bestimmung der *kämpfenden* haben mußte, im Gegensatz zu den „triumphirenden" alten „*Staatskirchen*." Der *Kreisverband* berieth in *Kreiskirchenversammlungen* die gemeinsamen Angelegenheiten der von ihm umfaßten Gemeinden, und in Streitigkeitsfällen bot er zuerst ein *Schiedsgericht*, sofern dieselben nicht durch die betreffenden Gemeindevorstände beigelegt werden konnten; er war der lebendige, berechtigte Ausdruck des Kirchenkreises in Beziehung zu allen übrigen und zu dem *Provinzialverband*. Zur Erhaltung der Einheit wurde von schlesischer Seite ein *Provinzialvorstand*, ein *ständiger* Ausschuß der Synode, von südwestdeutscher Seite dagegen ein *zeitweiliger*, nämlich jedesmal der Gemeindevorstand jener Stadt, wo die Provinzialsynode demnächst zusammen treten sollte, beantragt. Er, sowie die Provinzialsynode, sollten als Mittelpunkt des christlichen Lebens der Provinz für die Gemeinden derselben wirken und nach Außen den Verkehr mit andern Provinzen vermitteln, bei Streitigkeiten in der Provinz richterlich entscheiden, — die letztere insbesondere das Errungene befestigen, bestehende Einrichtungen prüfen und läutern, abweichende Richtungen vereinigen und schwierige Fälle erledigen, ob sie nun eine Gemeinde oder den ganzen Provinzialverband betrafen.

IX.

Die ersten Kämpfe der freien Kirche nach innen und außen.

Je mehr die Zahl der Angehörigen der von Rom unabhängigen deutschen Kirche zunahm, je mehr demnach die verschiedenartigsten Anschauungen sich in diese Freistätte flüchteten, um so schroffer traten zwei Hauptrichtungen auseinander und einander entgegen. Die eine, als deren Vorgänger anfänglich hauptsächlich Czerski gelten konnte, wollte sich blos mit der äußerlichen Losreissung von Rom begnügen und von der alten Rechtgläubigkeit so viel wie möglich auf das eroberte Gebiet der Glaubensfreiheit herüberpflanzen; die andere, zu welcher insbesondere Ronge gehörte, wollte von einem Stillstand nichts wissen, weil sie in diesem bereits den Anfang des Rückschritts sah; sie wollte vielmehr die Freiheit den Weg, den sie sich selbst gebahnt, auch völlig bis zum höchsten und letzten Ziele durchmessen lassen. Es liegt in den Gesetzen der sittlichen Weltordnung, daß zwei solche Richtungen für die Länge nicht friedlich neben einander herlaufen können; es lag aber auch in dem Plane der Machthaber, das Auseinanderweichen derselben so viel als möglich zu fördern. Aus den Beschlüssen der Leipziger Kirchenversammlung ersahen die Machthaber die ganze Kraft des deutschen Geistes, der entschlossen war, wenigstens auf religiösem Gebiete seinen eigenen Weg zu gehen; sie zitterten vor der Fruchtbarkeit der Keime, welche in der volksthümlich freien Gemeindeverfassung und Gliederung der Kreis- und Provinzialverbände lagen; die Römlinge einerseits, so wie die protestantischen Frömmlinge anderseits unterließen nichts, diese Furcht zu vergrößern. Was war nun aber zu machen? So

ganz offen konnte man denn doch der in den neueren Staatsverträgen und Landesverfassungen zugesicherten „Gewissens-, Glaubens- und Kultusfreiheit" nicht allgemein entgegen treten, wie z. B. Kurhessen, Bayern und Oesterreich es wagten, wo die rohe Gewalt das heiligste Menschenrecht, ja selbst das Völkerrecht mit Füßen trat.

Die Schlauheit der Staatskünstler schlug deßhalb folgenden Weg ein. Es handelte sich um die staatliche Anerkennung der freien Gemeinden, welche bei dem innigen Wechselverhältniß des religiös-kirchlichen Lebens mit den bürgerlichen Verhältnissen eine dringende Nothwendigkeit war. Man entschied sich nun weder für noch gegen die Anerkennung der freien Gemeinden, und zwar angeblich deßhalb, weil man ihr Wesen noch immer nicht hinlänglich kenne, man schob die Entscheidung der Frage, ob ein Deutsch-Katholik im Genuß seiner staatsbürgerlichen Rechte andern Staatsbürgern völlig gleich zu stellen sei, in eine unbestimmte Zukunft hinaus; man ließ die ebenso gerechten als bescheidenen Bitten der Deutsch-Katholiken völlig unbeachtet und ihre wohlbegründeten Beschwerden würdigte man keiner Erledigung. Auf diese Weise hoffte man die Geduld mürbe zu machen und, was die Hauptsache war, die begeisterte Theilnahme für die große volksthümliche Sache erkalten zu machen. Die protestantischen Gemeinden öffneten den bedrängten deutsch-katholischen Schwestergemeinden ihre Kirchen zum Mitgebrauche; aber die Ministerien verweigerten den letzteren größtentheils, diese Erlaubniß zu benutzen; neu sich bildenden Gemeinden wurden Monate lang die größten Hemmnisse entgegengestellt, damit ihre Begeisterung erlahme, damit eine möglichst große Zahl durch Furcht und Rücksichten vom Beitritt abgehalten werden sollten. War das vielleicht das Recht der freien Entwickelung, welches der König von Preußen in seiner Kabinetsordre vom 30. April 1845 der Kirche versprochen hatte?

Während nun auf diese Weise die Bewegung lang-

sam, aber sicher erstickt werden sollte, nämlich die freie Richtung derselben, welche wirklich auf den Namen einer wahren Reform Anspruch machen konnte, — suchte man zugleich die entgegengesetzte, die mehr altgläubige, oder, wie man's lieber nennt: rechtgläubige Richtung zu begünstigen. Die Fäden dieses Planes hatten in Berlin ihren Mittelpunkt, wo der Gedanke: den stolzen Baum der streng altgläubigen englischen Hochkirche auf deutschen Boden zu verpflanzen, in hochgestellten, in den einflußreichsten Personen lebte. Englische Unterhändler hatten sich von Anfang der kirchlichen Bewegung fast in jeder Stadt blicken lassen, wo sich eine freie katholische Gemeinde bildete, um mit wahrhaft unverschämter Zudringlichkeit unter dem Vorwand wohlfeilen Bibelverkaufs ihre von salbungsvollem Unsinn strotzenden Schriften einzuschwärzen. Englischer Einfluß war es denn auch, welcher, unterstützt durch englisches Geld, und in Verbindung mit protestantischem Pietismus in Berlin eine christkatholische „Protestgemeinde" in's Leben rief; englischer Einfluß und englisches Geld schlichen sich auch an Czerski und dessen Meinungsgenossen heran, um diese sich dienstbar zu machen, weil sie ja mehr der altgläubigen Richtung huldigten. Der Konsistorialrath Romberg zu Bromberg war eigens nach Schneidemühl gereist, um Czerski zur Unterzeichnung der „Augsburger Konfession" zu bewegen. Doch Czerski, wenn auch selbst der strenggläubigen Richtung aufrichtig anhängend, wenn gleich schwankend und von Verhältnissen und Umgebungen abhängend, war gleichwohl ehrlich genug, sich zu keinem Verrath an seiner Sache herzugeben. Er ließ sich freilich durch den Einfluß Romberg's zu einem Kampf über Glaubenssätze hinreissen, für dessen Durchführung seine Bildung nicht ausreichte! Der staatlich-pietistische Jesuitismus suchte auch dadurch zu ködern, daß man den Gemeinden der sogenannten „christlicherern" Richtung, welche sich dem Altlutherthum und Hochkirchenthum zuneigte, baldigste staatliche Anerkennung in Aussicht stellte! So

kam am 7. September 1845 **Dr.** Smith aus London, mit Geld und mit dem Bekenntniß der englischen Hochkirche versehen, zu Czerski nach Schneidemühl und trieb ihn durch die Versicherung: „Dieses Glaubensbekenntniß werde gewiß die staatliche Anerkennung erhalten,“ dermaßen in die Enge, daß Czerski im ersten Augenblick der Ueberraschung dasselbe ohne genauere Kenntnißnahme unterschrieb. Allerdings war er ehrenhaft genug, bei besserer Besinnung das Aktenstück zu zerreißen, aber gleichwohl schwach genug, sich zu einer Fahrt nach London verleiten zu lassen, wo eine „allgemeine christkatholische Synode“ statt finden sollte. Wer hatte sie ausgeschrieben? Seltsam! Sehr hoch gestellte Protestanten hatten sie veranlaßt, um die ganze Reformbewegung auf das Gebiet der protestantischen Rechtgläubigkeit herüber zu leiten; die englischen Hochkirchler aber wollten diesen Versuch wieder für ihre eigenen Zwecke, für die Bekehrung Czerski zur anglikanischen Kirche benutzen, um dann durch ihn die deutschen katholischen Gemeinden zu anglikanisiren. Czerski kam nun allerdings, aber in Begleitung seines umsichtsvolleren und festeren Freundes Post, und zwar nicht vor, sondern nach der verfänglichen Synode nach London; vorangeeilt war ihnen aber bereits ein Verketzerungsschreiben aus Berlin, und so wurden sie denn von den anglikanischen Proselytenmachern unfreundlich aufgenommen und erhielten nicht einmal das Geld zur Rückreise. Da nahmen sich die sogenannten „Dissenters,“ d. h. die von der Hochkirche Abweichenden, der beiden Männer an, erforschten sie jedoch zugleich, ob sie wirklich „Atheisten“ seien (als welche man sie verdächtigt hatte), und in welcher Beziehung sie zu Ronge und seinen Anhängern stünden. Da erklärten nun Czerski und Post: „Ganz Deutschland wisse, daß sie das Leipziger Bekenntniß nicht angenommen, und daß namentlich Czerski in öffentlichen Blättern dagegen protestirt habe.“ So wurde denn das Leipziger Bekenntniß, das der freieren Richtung, von sämmtlichen Gegnern der Reformation benützt, um

eine tiefe Spaltung in den Gemeinden hervorzubringen und immer mehr zu erweitern. Die protestantisch-pietistische Partei, deren Einfluß sich bis in die höchsten Kreise der Machthaber hinaufstreckte, machte zu diesem Endzweck mit den Römlingen entschieden gemeinschaftliche Sache. War das nicht eine erbauliche Thätigkeit zur größeren Ehre Gottes, dies Ränkespiel? War es nicht ein Hohn gegen das allen Staatsbürgern zustehende Recht, der Gewissensfreiheit? War dies Treiben nicht eine Sünde an dem Geist des Protestantismus? Wenn ein Metternich in einer Verordnung, welche noch dazu für die Betreffenden strengstens geheim gehalten werden sollte, die Deutsch-Katholiken geradezu zu Verbrechern stempelte, Deutsch-Katholiken den Eintritt in Oesterreich verwehrte oder wenn sie sich in Oesterreich befanden, des Landes verwies, und die gleiche Strafe selbst über Oesterreicher verhängte, auch wenn sie sich dieser Sekte (wie es hieß) nur zuwenden wollten, — nun, — dann war es doch wenigstens nur ein Metternich, derselbe Metternich, der für russische Rubel Oesterreich und Deutschland verrathen. Es war doch nur die rohe Gewalt, die er zu Gunsten des Jesuitismus und seiner niederträchtigen Regierungskunst aufbot, um einer religiösen Bewegung, welche den entgeisteten Sklaven zum freien Menschen machte, den Eintritt in Oesterreich abzuwehren. Feiger, heuchlerischer, verwerflicher als die rohe Gewalt war der fein ausgebildete Vernichtungsplan der List, welcher Gemeinden, oder, wie sie in der amtlichen Sprache hießen: „Dissidentenvereine," wenn sie auch längst bestanden, als faktisch nicht bestehend bezeichnete, und zwar einzig und allein aus dem Grunde: weil die Zahl ihrer Mitglieder zu gering sei. Waren die Jesuiten nicht auch bei protestantischen Regierungen gut bedient? — Gerade in diesen Winkelzügen erkennt man am deutlichsten die Treulosigkeit, welche unser Volk elend gemacht hat und welche noch jetzt keineswegs ausgerottet ist. Heute macht sie's so, morgen so; seid ihr nicht heute betrogen, so

werdet ihr's morgen. Hütet euch, folgt ihr bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel, entlarvt sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit, die ihr die Freiheit und das Vaterland liebt; bedenkt, daß diese Macht, die all unsre Schmach von früher und all unsre Wirren von jetzt und all den Kampf, der uns noch bevorsteht, auf dem Gewissen hat, bedenkt, daß sie nicht ruhen wird in ihren Ränken, bevor sie nicht vernichtet ist bis auf die letzte Faser, womit sie sich an unsre deutsche Erde klammern kann!

Schaut aber auch hin auf das Werk der religiösen Befreiung, und schöpfet Trost und Zuversicht aus diesem Anblick! Denkt, wie alles gegen sie war! Rechnet Rom mit seinen Jesuiten in Kutte und Frack, mit Kreuz und Ordensstern, den allmächtigen Metternich und seine Spione in ganz Deutschland, und die Folgen seines Besuchs am Rhein, — blickt auf den sogenannten großen Pius **IX.** im Vatikan und auf den kleinen Eichhorn in Berlin, — denkt an all die Lügen und Schmähungen und an all die tollen Verdrehungen der Römlinge in ihren Beichtstühlen, auf ihren Kanzeln, in ihren Kirchenblättern, über die Sache und über die Personen, Lügen wie Sand am Meere, — die protestantische Rechtgläubigkeit mit ihrem H e n g s t e n b e r g an der Spitze und mit tausend kleinen Hengstenberglein im Schwanz und mit dem brüllenden Löwen in Halle, der da sucht, wie er den Antichrist Freiheit verschlinge; — vergeßt nicht die Unlauterkeit so vieler Geistlicher, welche, um bessere Stellen zu erhalten, im Anfang der Reform aus der römischen Kirche zur deutsch-katholischen übertraten und sie dann verriethen, sowie die Gemeinden den Wolf im Schafpelze erkannten; — bringt in Anschlag all die Streitigkeiten in einzelnen Gemeinden, wie solcher unsaubrer Schaum zuerst aufsteigen muß, wenn der Sturm in die Wasser gefahren ist, die lange geruht; — erwägt auch die Eitelkeit und den Eigennutz, die unter den Engelsfittichen der Freiheit ihre Zuflucht zu finden wähnen und die sich g e g e n sie kehren, wenn sie s o l c h e n Gästen ihren Schutz versagt; — vergeßt den Hochmuth derjenigen

nicht, welche die Bewegung verdammten, weil sie den Blick blos auf ihrer bisherigen naturgemäß allmäligen Entwicklung ruhen und nicht auch bis zu ihrem fernen Ziele voran dringen ließen und welche alle als Heuchler bezeichneten, die da, als ächte, treue Erzieher des Volks, es zunächst lehren mußten, auf den eigenen Füßen zu stehen, bevor es rennen und turnen konnte; — endlich vergegenwärtigt euch die Gleichgültigkeit der Vornehmen, die sich da dünkten, sie wären ja längst schon über alles hinaus, was da mühsam erstrebt werde, — den rasenden Glaubenshaß des hohen und niederen Pöbels, der die deutsch-katholisch gewordenen Handwerker, Soldaten, Beamten verfolgte, — erwägt die Armuth der Gemeinden, ihr langes Betteln um das bloße Recht des Daseins, ihr hoffnungsloses Kämpfen um Zuerkennung des Menschenrechts, ihr ohnmächtiges Anringen gegen eherne Mauern! O ermeßt dieses alles, und wenn ihr's ermessen habt, dann entblößt eure Häupter vor dem ewigen Geiste, kraft dessen dies Werk, das Werk eines armen, durch lange Knechtung der Freiheit fast entwöhnten Volks, dennoch nicht zu Grunde gegangen ist. Erkennt, daß es deßhalb nicht zu Grunde gehen konnte, weil es eben nicht das Werk weniger Einzelner, sondern das des ganzen Volksgeistes, des Geists des Jahrhunderts, weil es ein ganzes Werk und nichts halbes war, weil es die vollständige Erlösung der Menschennatur zum Ziele hatte. Und wenn ihr diesen ganzen Werth der großen Volksthat erkennet und fühlet, dann habt auch Achtung vor jenen einzelnen Männern, welche, unbeirrt von allen Wechselfällen, von Triumphen und Leiden, von großer Begeisterung wie von tausend Schmähungen und von verderblicher Lauheit, unbeirrt von jeder Versuchung, war sie auch noch so verführerisch, das Ziel fest im Auge hielten und sich mit dem bloßen Anfang nicht begnügten, sondern sich für die streng folgerechte Fortsetzung und Durchführung des Begonnenen hingaben. Solcher Männer, die nicht irre geworden sind, die ihr Volk von einer Entwickelungsstufe zur anderen, höheren bewußt und

sicher hinangeführt haben, die in den trübsten Tagen die Zuversicht auf den endlichen Sieg des Geistes nie verloren, ja, die beim großen Werk auch die geringste Taglöhnerarbeit zu übernehmen nicht gescheut haben, wenn eben kein anderer da war, der sie übernahm — solcher Männer sind, Gott sei Dank, viele da. Ein solcher war auch Ronge.

X.

Ronge's Wirken als Reiseprediger und Fortbildner der freien Kirche.

Als Ronge im Jahre 1845 die zahlreichen deutsch-katholischen Gemeinden, welche größtentheils noch eigener Prediger entbehrten, besuchte und ihren Gottesdienst leitete, als er vom äußersten Osten des Vaterlandes unermüdlich gen Westen, Süden und Norden zog, um an Orten, wo sich neue Gemeinden bilden wollten, zu predigen, da schlugen ihm überall die Herzen entgegen, die sein kühnes Auftreten gegen Rom als die erste Anregung der kirchlichen Befreiungsthat begrüßten. Wie hob ihn da der brausende Strom der Begeisterung! Wer hätte nicht glauben sollen: Deutschland habe sich in dem Gedanken an seine Zukunft verjüngt und alle Ehren, die es diesem einen Manne, dem Wortführer seiner Erhebung, erwies, seien Huldigungen, welche es seiner eigenen Selbstständigkeit und Würde dargebracht wissen wolle? Kein Fürst ward so aufgenommen, wie Ronge, — es war die stärkste Versuchung, die einem Mann nahen konnte, welcher bisher völlig unbekannt in untergeordneten Verhältnissen gelebt hatte. Ronge widerstand dieser Versuchung durch seine sittliche Kraft. Er blieb sich gleich in Klarheit, Besonnenheit und Thatkraft, das Gefühl seiner Pflicht tief im Herzen bewahrend und die Bescheidenheit nicht verlierend, da er sich selber sagen mußte: „alle diese Huldigungen gelten der Sache des deutschen Volks, der ich mein Leben geweiht habe.“ Eben so wenig ließ

sich Ronge anderseits durch die Gefahren irre machen, welche seinem Leben an mehren Orten, insbesondere aber in Tarnowitz und in Halberstadt drohten. Als er im Jahre 1845 an letzterem Ort auf dem Domplatz predigte und seine Ueberzeugung, daß die Entwicklungs- und Darstellungsweise des Truggewebes der römischen Glaubenslehren und Satzungen vor dem hellen Lichte der wissenschaftlichen Aufklärung des 19. Jahrhunderts zurückweichen und zusammenbrechen müsse, mit den Worten schloß: „Rom wird und muß fallen," da hob ein junger Mensch einen großen Stein auf und schleuderte ihn mit aller Kraft des Grimmes und mit dem Ruf: „Nicht Rom, sondern du Ketzer wirst und mußt fallen," wider den Prediger; doch dieser blieb unversehrt, der Wurf verfehlte sein Ziel, der Stein verwundete einen wachhaltenden Soldaten. In Tarnowitz entstand bei Ronge's Ankunft eine förmliche Zusammenrottung und Meuterei, angefacht von jener unseligen Macht, welche des Menschen Auge verblendet, daß er im Nächsten nicht den Bruder, daß er im Recht des Andern nicht sein eignes zu erkennen vermag.

So wie sich Ronge weder von den Huldigungen, die ihm bei seinen ersten Rundreisen reichsten Maßes gespendet wurden, blenden, noch durch Drohungen und wirkliche Mordversuche schrecken ließ, so blieb er in seinem Feuereifer für das, was er als Wahrheit erkannt, für Menschenwürde und für des Vaterlandes Glück und Ehre, so blieb er ein schlichtes, lautres Gemüth, sich selber auch völlig treu während des großen gefährlichen Kampfes, in welchen jesuitisch-pietistische Hinterlist die beiden Hauptrichtungen der Reform verwickelt hatte. Offen und ehrlich hielt Ronge, unbekümmert um jede persönliche Verdächtigung, die unbefleckte Fahne der freien Richtung hoch empor und schritt, sie festhaltend, auf der Bahn der großen geistigen Fortentwickelung mit dem Volk weiter, das sich auf derselben nicht aufhalten ließ. In solchen Tagen großer Entscheidung geht der spurlos verloren, der da, vielleicht mit dem besten Willen, er-

müdet ihr Halt gebieten will, weil er selbst nicht im Stande ist, das ferne Ziel klar zu erkennen, und die Mühen seines ganzen Lebens sind dahin. So ging es Manchem, der Anfangs Hand in Hand mit Ronge vorangeschritten war, so insbesondere Theiner'n, von dem nicht zu läugnen ist, daß er früherhin durch seine Schriften der Bewegung trefflich vorgearbeitet hatte; er erkannte nicht, daß es sich jetzt um einen höheren Zweck handelte, als blos um das Abthun des römischen Jochs, daß es sich um eine weltgeschichtliche Kulturaufgabe handelte, zu der das deutsche Volk vor allen anderen den Beruf erhalten, den Geist des Christenthums vollständig zu lösen von den verwelkten Formen eines mehr als tausendjährigen Kirchenthums, und die tiefinnerste Bedeutung des Christenthums zuerst im deutschen Vaterland je mehr und mehr zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen, auf daß es dann, durch solche Vermittlung des deutschen Volkes, das dadurch zum Weltvolk wird, endlich wirklich zur wahrhaften Weltreligion werde und sich über die ganze Menschheit als der Segensbaum der Humanität ausbreite. Unbekümmert um alle die Anschuldigungen von „Atheismus und Kommunismus," wie sie der freien Richtung angedichtet wurden und wie sie manchen Kurzsichtigen und Mattherzigen zurückschreckten, ging Ronge an der Hand hochsinniger Freunde, welche die Aufgabe der Zeit begriffen, mit seinem Volke vorwärts.

Unerschrocken trat er der Staatsgewalt gegenüber, wann und wo er glaubte, daß seine Pflicht ihn dazu auffordere; auch die Strafandrohung schreckte ihn nicht, wenn er sich überzeugte, daß der Polizeistaat, dem Jesuitismus dienend, das Ansehen des Gesetzes mißbrauchte, um Handlungen der Willkür damit zu bekleiden, durch welche jener listige Vernichtungsplan ausgeführt werden sollte. Er hatte Gelegenheit gehabt, diesen von Anfang her durchschauen zu lernen. Waren früher die drei bis vier deutsch-katholischen Prediger ungehindert von Gemeinde zu Gemeinde gereist, um bei denselben zu predigen, zu taufen, das Abendmahl zu spenden und neue

Gemeinden zu begründen, so beschränkte man ihn (wie Kerbler und Andere) im August 1845 einstweilen blos auf Schlesien, und später wurde auch verfügt (22. April 1846) „daß die Prediger des Breslauer Dissidentenvereins in jedem Fall an Orten, wo sie Gottesdienst abhalten wollen, der Ortspolizeibehörde zuvor hiervon Anzeige machen und deren Genehmigung nachsuchen sollen.“ Damit war nun der Willkür der Letzteren, es war aber auch den Einflüssen der Römlinge und Frömmlinge, wie überhaupt dem ganzen Vernichtungsplane Thür und Thor geöffnet. So wurde denn auch der Gemeinde Lähn in Niederschlesien, welche 62 Seelen zählte, ein Jahr lang bestand und schon 14 mal Gottesdienst gehalten hatte, plötzlich verboten, ferner Gottesdienst zu halten, und ihr aufgegeben, sich an eine andere Gemeinde anzuschließen, da sie zu einem selbstständigen Verein zu wenig Mitglieder zähle. Was ging das die Regierungen an, die ja den Prediger nicht zu erhalten hatten? Vergeblich protestirte der Vorstand dagegen. Die Gemeinde, welche ihre Auflösung befürchtete, wenn sie keinen Gottesdienst mehr halten dürfe, bat Ronge, bei der Feier ihres einjährigen Bestehens zugegen zu sein, und dieser wendete sich an das Oberpräsidium mit der Bitte, ihm die Abhaltung eines Gottesdienstes in Lähn zu gestatten, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Er protestirte dagegen, erklärte, daß die Aufhebung der Gemeinde gegen das königliche Gesetz vom 30. April 1845 und diese Verfügung gegen seinen Beruf sei, und zeigte an, daß er nach Lähn reisen werde. Dort eröffnete ihm der Bürgermeister, er werde ihn verhaften lassen, wenn er Gottesdienst halte und nun beschränkte sich Ronge darauf, der Gemeinde blos Epistel und Evangelium vorzulesen und eine tröstende Ansprache an sie zu halten, worin er sie zur Standhaftigkeit ermahnte. Gleichwohl verhängte das Oberpräsidium der Provinz Schlesien eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe über Ronge. Vergeblich ergriff Ronge, ausdrücklich nicht wegen seiner Person, sondern wegen

der gekränkten Religionsfreiheit Berufung dagegen an's Ministerium und endlich Berufung an den König; „der Dissidentenprediger" mußte am Charfreitag 1847 in's Gefängniß wandern, aber er fühlte sich freier darin, als mancher Fürst auf seinem Thron. Die herzlichsten Zuschriften von nah und fern drangen in seine Haft und bekundeten ihm die ungeschwächte Bruderliebe der Gemeinden, und als er das Gefängniß verließ, da war's für die Glieder der Gemeinde in Breslau, die mit ganzer Seele an ihm hingen, ein wahres Fest, den Vorkämpfer der Freiheit wieder in Freiheit zu sehen.

Ronge's Wirksamkeit für die freie Kirche, durch solche Zwischenfälle und ähnliche Hemmnisse von oben herab nur für kurze Zeit unterbrochen, war geräuschlos, aber rastlos.

Er suchte kräftigst das Errungene zu festigen und in den bestehenden zahlreichen Gemeinden, welche bis zum Jahr 1848 wohl bis zu 300 angewachsen sein mochten, nach innenhin zu wirken. So nahm er lebhaften Theil an den Bestrebungen, die, von Breslau aus, wo sich in Mitten der zahlreichsten deutsch-katholischen Gemeinde des Vaterlands das regste Leben entfaltete, weithin sich verbreiteten, um die Grundsätze der freien Kirche durch Schrift und That auf's bestimmteste auszugliedern und dieselbe immermehr zu einer geistigen Macht zu gestalten, welche von allen Zufällen unabhängig dastehen könne, weil sie alle ihre Kräfte auf einen Schwerpunkt in ihr selber leite. Insbesondere war es ihm darum zu thun, das Christenthum durch Ausbildung eines Kultus im höchsten, umfassendsten Sinne, nämlich durch die in einandergreifende Gliederung der freien Schule, der Armen- und Armenkrankenpflege, der Sorge für das untrennbare geistig-sittliche und materielle Wahl, zu verwirklichen.

Blicken wir zunächst auf Ronge's Thätigkeit für Begründung einer solchen Form des kirchlichen Gottesdienstes, welche der errungenen, vernunftgemäß christlichen Gott- und Weltanschauung vollkommen entsprach. Er ging hierbei von folgenden Grundsätzen aus:

der Kultus ist die ideale Darstellung und der Ausdruck des religiösen Lebens in der christlichen Gemeinschaft und muß in lebendiger Wechselwirkung mit dem Leben stehen, um dasselbe zu befreien und zu heiligen durch die Idee. Seine Formen werden sich stets nach dem Grade des jedesmaligen religiösen Bewußtseins richten. Um den Kultus der freien christlichen Kirche voll und richtig zu gestalten, müssen wir daher die Gottesidee im Auge behalten. Die alte Kirche stellte sich Gott als ein Wesen vor, welches die Welt und die Menschheit zu seiner Ehre geschaffen, und welches, von der Menschheit durch die Erbsünde beleidigt, das Blut des Sohnes zur Versöhnung fordert. Folgerichtig hat demnach die alte Kirche, welche sich als Mittlerin zwischen Gott und die Menschheit stellte, die Messe angeordnet, in welcher Christus täglich von jedem Priester erzeugt und, um Gott mit der Menschheit auszusöhnen, geopfert wird. Die Haupttheile der Messe waren zuerst das Sündenbekenntniß, worin sich der Priester, an der Stelle der Gemeinde, vor Gott als schuldhaft anklagte, und um Verzeihung bat, die er und die durch ihn vermittelte Gemeinde durch die übernatürliche Gnade, welche Christus erworben, erhalten solle. Der Mensch kann aber die Gnade und Verzeihung nicht ohne Vermittelung Christi erlangen; zu dieser Vermittelung ward Christus Mensch und opferte sich für die Menschen; deßhalb wurde, in der Messe, nachdem diese weltgeschichtliche Sendung durch Vorlesung des Evangeliums ausgesprochen worden, in der Aufopferung von Brod und Wein, als dem Sinnbild von Fleisch und Blut, diese Sendung dargestellt. Christus oder Gott stieg aber, nach dem Begriff der alten Kirche, auch in Wirklichkeit auf den Altar nieder, und Brod und Wein wurden durch die Einsetzungsworte in sein Fleisch und Blut verwandelt; diesen wirklichen Gott zeigte nun der Priester durch Aufhebung der Hostie und des Kelches; er theilte sich auch der Gemeinde wircklich mit durch die Kommunion, und der Priester theilte, als Mittelsperson

und geweihter Diener des Herrn, den Leib und das Blut Christi aus. — In der *freien christlichen Kirche* fallen nun alle hier unterstellten Voraussetzungen weg. Hier wird der Mensch nicht als von Natur durch die Erbsünde verderbt geglaubt, sondern als von Natur *rein* und *gut* erkannt, *dessen Wesen und Sein vom göttlichen Wesen und Sein ist.* Ihre Aufgabe ist: *diese Würde* ihm *zum Bewußtsein zu bringen*, ihn zu *vervollkommnen und zur Vereinigung mit Gott durch das Leben in der Liebe zu bringen.* Diese Vereinigung nun muß die kirchliche Erbauung darstellen, damit die Menschheit wieder geboren werde durch die Kraft des inneren *Glaubens*, des *Erkennens der Wahrheit* und durch das Feuer der *Liebe*, damit sie sich als lebend in Gott, nothwendig und doch frei wirkend in der Weltgeschichte begreife und das *göttliche Leben* der *Wahrheit*, *Freiheit* und *Liebe* lebe. Wie nun die *freie christliche* Kirche ihren Grundsätzen nach den Gegensatz zur *unfreien römischen* bildet, indem sie den *freien inneren Glauben*, die *Gesinnung* und die *freie That der Liebe* als *wesentlich* aufstellt, so ergeben sich bei ihr folgende Grundstücke der kirchlichen Erbauung 1) *Selbsterkenntniß*; die Würde des Menschen als Gottes Ebenbild, sowie die Aufgabe, dieser Würde gemäß in Gott zu leben und sich zu *vervollkommnen* in der Erkenntniß der Wahrheit, in der Reinheit der Gesinnung und in der That der Liebe, wird zum *Bewußtsein* gebracht, auf daß jeder in der Gemeinde die Gottesidee als Maßstab prüfend an sein Leben lege, und den Entschluß fasse, aus sich alles das auszuscheiden, was ihn von Gott entfernt, und immer vollkommener zu werden, und in dieser Reue über das begangene Unrecht, in solchem Entschluß Verzeihung, Beruhigung und Versöhnung mit Gott finde. In dem freudigen Bewußtsein seiner Würde und in dem Gefühle,

daß sein Geist vom Geiste G o t t e s sei, beglückt und erhoben in der Anschauung der unendlichen Größe des Schöpfers und der unendlichen Fülle seiner Liebe, ruft dann das Menschenherz: „Ehre sei Gott in der Höhe.“ 2) B e r u f d e r f r e i e n c h r i s t l i c h e n K i r c h e. Der Mensch kann mit Gott nur Eins werden durch die freie selbstbestimmte Hingebung seines Ich's an die Menschheit und für dieselbe, wie Christus gethan. Die freie christliche Kirche macht diese Hingebung des Einzelnen an die Gemeinschaft zur sittlichen Pflicht und weist zugleich immer wieder auf Christus hin, als auf den Weg, der zum Ziele leitet, auf das Beispiel seines Lebens, als Vorbild und auf den Inhalt seiner Lehre als Richtschnur. Deßhalb 3) d i e V o r l e s u n g d e r h e i l i g e n S c h r i f t in der Gemeinde und die R e d e (P r e d i g t), welche die Idee des Gottesreiches in der Gemeinschaft immer mehr zum klaren Bewußtsein bringen soll. 4) G e i s t i g e A n s c h a u u n g. Wenn der Gedanke auch die Größe des Ewigen nicht fassen, den Urquell alles Lebens und aller Kraft nicht begreifen kann, das Herz ihn, den Unermeßlichen, nur fühlt, wie er uns mit verborgener Kraft in den heiligen Bund mit sich und der Menschheit und allen Wesen zieht, und ihn ahnt in seiner Liebe, da erhebt sich der Mensch zur Anbetung und heiligt sein Wesen in Gott und ruft: „Heilig, heilig, heilig, unaussprechlich heilig bist Du, o Gott der Heerschaaren, alle Welt ist Deiner Herrlichkeit, Deiner Liebe voll.“ 5) V e r e i n i g u n g m i t G o t t d u r c h d i e L i e b e. Das Herz sehnt sich nach Gott und will in heiliger Einheit mit ihm leben und sein. Und siehe: die Sehnsucht geht in Erfüllung. Christus führt uns ein in das große Geheimniß Gottes und vereint uns mit ihm, denn in seinem Namen hat er uns verkündet: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater vollkommen ist, und ihr seid Kinder Gottes, seid Brüder und Schwestern unter einander, ich aber bin die Liebe selbst; denn wahrlich, ich sage euch, was ich euch geboten habe, daß ihr den Nächsten lieben sollt, wie

euch selbst, das vollbringe ich; ich liebe die Brüder mehr als mich selbst, und wer mir nachfolgt in solcher Liebe, der lebt in Gott und Gott in ihm." Dies sein Wort knüpft er aber auch an eine bedeutungsvolle Handlung, an sein letztes Abendmahl. Durch den Genuß des Liebesmahles nach Christi Einsetzung feiert nun die Gemeinde nicht blos sein Gedächtniß, sondern sie erneuert auch seine Gegenwart im Geiste durch das Gelöbniß, seinem Gebote gemäß Eins sein zu wollen im Geiste der Erkenntniß und in der That der Liebe. Dann wird Gott sie durch die Kraft seines Geistes beseelen zum ewigen Leben; im Bewußtsein seiner Gegenwart betet sie im Geiste Christi: „Vater unser" u. s. w. Den Schluß der kirchlichen Erbauung bildet dann der Segen.

Diese Gestaltung des kirchlichen Gottesdienstes bildete übrigens, wie ich bereits erwähnt habe, nur einen Theil in dem großen Ganzen des Kultus, wie Ronge und die Breslauer Gemeinde denselben auffaßten und ihre Auffassungen in den „Grundsätzen der freien Kirche" niederlegten. „Der Kultus der neuen Kirche ist das Leben der Liebe." Dies äußert sich in der Erziehung, der Pflege und der Erbauung des Menschen. Die Erziehung der Jugend erfolgt durch die Familie und die Schule. Die Aufgabe der Schule ist: die dem Kinde innewohnenden Kräfte und Fähigkeiten frei und harmonisch zu entfalten, das Bewußtsein der Menschenwürde zu wecken und auf Selbstständigkeit des Denkens und Handelns hinzuarbeiten. Aus der Erziehung in der Familie und in der Schule tritt der Mensch in die Pflege der christlichen Gemeinschaft, welche sich in gegenseitiger Förderung des geistigen, sittlichen und leiblichen Wohles der Menschen bethätigt. Sie umfaßt demnach die Pflege des Körpers und die Armenpflege. Diese ist der Religionskultus des Mitgefühls, welches die Menschen verbrüdert, indem es die Befriedigung des Bedürfnisses jedes Einzelnen zum Bedürfniß der ganzen Menschheit erhebt und die den Aufschwung zu Gott darniederdrückende Hülfsbedürftigkeit zu entfernen strebt. Da

die wahrhaft menschliche Hülfe nur darin bestehen kann, daß der Mensch in den Stand gesetzt werde, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen, so ist die nächste Aufgabe der Gemeinde-Hülfsanstalt die, den Unbeschäftigten und dadurch Nahrungslosen Beschäftigung zu verschaffen. So lang und wo aber die Hülfe dadurch nicht zureichend ist, führt die Gemeinde unmittelbar durch Geldhülfe den Einzelnen über das Bedürfniß hinweg, zur Selbsthülfe und zwar durch unverzinsliche Darlehen; ferner sorgt für hoffnungslose Hülflosigkeit und für augenblickliche Noth das Almosen. Das endliche Ziel der Armenpfleganstalt ist, „daß die Gemeindeglieder, indem sie der Noth des Bedürfnisses von den Brüdern enthoben worden, sich zu edlerer Gesinnung erheben, auf Treue und Redlichkeit in Erfüllung gegebener Versprechungen bei den Geschäften des bürgerlichen Lebens hingeleitet werden und dafür der Kontrolle ihrer Mitbrüder unterliegen, welche die Beisteuer zur Hülfe aus brüderlicher Liebe in die Kirchenkollekte steuern." Hieran reiht sich die Armenkrankenpflege. „Die erquicklichste Arznei ist aber für den Armen, welcher unentgeldliche ärztliche Behandlung und Arznei durch die Vermittlung der Gemeinde erhält, die Theilnahme seiner Brüder und Schwestern, das Bewußtsein, daß er nicht verlassen ist in der menschlichen Gemeinschaft, daß die Hülfe, die ihm gewährt wird, nicht ein von Oben herab ihm zugeworfenes Almosen, sondern der schuldige Tribut der Menschlichkeit, das Ergebniß eines inneren Dranges ist. Um diesen Theil der Krankenpflege auszubilden, wird ein Frauenverein begründet, welcher den Zweck hat, sowohl den hülflos in ihren Wohnungen darniederliegenden Gemeindegliedern leibliche Speise und Trost zu spenden und ihnen nach Kräften Pflege angedeihen zu lassen, als auch die in den Hospitälern oder unter Aufsicht anderer Aerzte als des Gemeindearztes befindlichen Gemeindeglieder aufzusuchen und ihnen so die Gewißheit zu geben, daß sie auch in ihrem Leiden nicht von der Gemeinschaft verlassen seien." In solcher Weise erfüllt die christliche

Gemeinschaft ihre Aufgabe; ihr Bewußsein wird lebendig erhalten durch die gegenseitige (kirchliche) Erbauung.

In diesem Sinne hatte die Breslauer Gemeinde schon frühzeitig entsprechende Einrichtungen in's Leben gerufen; in diesem Sinne forderte Ronge in einer Ansprache an die freien katholischen Gemeinden „zur Bildung von gleichen oder ähnlichen aller Orten auf.“ „An uns ist es,“ (sprach er) „mag man uns immerhin verdächtigen, zu zeigen, daß die Religion nur dann Religion ist, wenn sie sich sowohl in der Gesinnung als auch in der That der Liebe kund gibt, und wenn sie dadurch die Freiheit und Vollkommenheit des Einzelnen wie die der Gesammtheit befördert; an uns ist es, der Selbstsucht der alten Zeit so viel abzutrotzen durch die Liebe, als wir irgend können, und die alten Wunden des Volkes zu heilen, wo und wie wir können.“ In diesem Sinne suchte er an allen Orten, wo er die Gemeinden besuchte oder neue mitbegründete, Frauenvereine in's Leben zu rufen, welche für eine solche Verwirklichung der christlichen Idee, die das ganze Leben der Gesellschaft durchdringen und verjüngen muß, mit aller jener Kraft der Hingebung, deren das Weib fähig ist, thätig sein sollten. Schon gleich in den ersten Kirchenversammlungen hatte Ronge für die Frauen gleiche Rechte wie für die Männer in der Gemeinde verlangt und in vielen Gemeinde-Satzungen ist denn auch der Grundsatz durchgedrungen, daß Wittwen, Jungfrauen und solche Ehefrauen, deren Männer nicht zur Gemeinde gehören, von der Ausübung der Gemeinderechte durch Theilnahme an den Wahlen und andern Gemeindeverhandlungen nicht ausgeschlossen sind. Fort und fort wirkte Ronge seitdem für die geistige und sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts. Er forderte auch für die Ehe Gleichberechtigung der Frauen, eine tiefsittliche Forderung, der jahrtausendlange Vorurtheile Hohn gesprochen, und welcher die Anerkennung zu Grunde liegt, daß die Frau nicht blos Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist, gleich allem, was da ist. Durch die Bildung von Frauenvereinen und

ihre Verbreitung über ganz Deutschland sollten die Frauen aus ihrer bisherigen beschränkten Sonderstellung auf die Stufe der selbstständigen Wirksamkeit treten, wo sie für's Wohl der leidenden Menschheit, für die Erziehung der im Elend gebornen Kinder, und also auch für die allmälige Vermenschlichung jener Volksklasse handeln können, welche man bis jetzt noch das „Proletariat" zu nennen pflegt.

XI.

Entwickelung, Bedeutung und Aufgabe der freien Kirche.

Treu war Ronge der naturgemäßen volksthümlichen Entwickelung der jungen Kirche gefolgt, und richtig erkannte er, wie die freie kirchliche Gemeinschaft, nachdem sie in raschen Schritten die Bahn durcheilt, welche ihr der protestantische Geist durch dreihundertjährigen Kampf gebrochen und geebnet, mit dem Gefühl und Bewußtsein, daß sie die Trägerin einer neuen Weltidee ist, über die Schranken des alten Kirchenthums hinausdrang und sich selbstständig die feurige Spur der Zeit bahnte. Mit der Aufstellung der Breslauer und Leipziger Bekenntnisse hatte die junge Kirche ihr selbstständiges Dasein begonnen; der Kampf gegen Rom war ihre erste Aufgabe, der nationale Gedanke der Unabhängigkeit des kirchlichen Lebens von einer fremden Macht war die Weihe für ihre Sendung gewesen. Aber schon lag auch in den Grundzügen der Gemeindeverfassung der Keim ihrer höheren Bedeutung für die Verjüngung des ganzen deutschen Volkslebens. Nur Wenige beachteten diesen fruchtbaren Keim, nur Wenige würdigten seine Entwickelung der Aufmerksamkeit. Eben die Verfassung der freien Kirche bezeichnet ihre hohe Aufgabe, daß sie der Ausdruck der neuen Weltordnung ist, in welcher das reine Menschenthum zur vollständigen Geltung kommen soll. Das ist die Erfüllung des Christenthums, daß es im freien, gottes=

würdigen Menschenthum völlig aufgeht, daß mithin alle alten und ausgelebten Formen des Staats und der Gesellschaft jenen neuen weichen müssen, welche die achtzehnhundert Jahre lang verkannten ewigen Grundgedanken Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe verwirklichen. Diese Bedeutung der freien Kirche erkannte Ronge lange vorher, als die politische Erhebung des deutschen Volks den Beginn einer neuen Weltordnung bezeichnete. Schon im April des Jahres 1847, sprach er es aus *): „Es ist nothwendig, daß die junge Kirche, als die Braut der neuen Zeit, ihre lichtflammende Fahne weiter aufrolle und die Söhne und Töchter des Jahrhunderts mit verstärktem Rufe unter ihr Panier schare. Es war in einer Zeit, wo die junge Kirche, von allen Seiten beengt, beargwohnt, zum Theil geächtet, selbst von den wissenschaftlichen Vorkämpfern der Freiheit mit Geringschätzung behandelt wurde, und zwar lediglich aus dem Grunde, „weil sie nicht mit einem Male fertig dastand, das Volk nicht verließ und auf ihrem lebenskräftigen Wege zu einem Ziele drang, das in Vielem anders ist, als manche Theorien es auf dem Papiere berechnet hatten, weil die Bewegung in der Wirklichkeit, im Leben, einen längeren Kampf zu kämpfen hatte mit der Furcht, den Vorurtheilen, der Feigheit, der Gewohnheit, der Dummheit, der Bosheit und mit dem Geburts-, Geld- und Wissenshochmuth, als die Feder, welche auf dem Papier ein System niedersetzt, kurz: weil die Kämpfe auf dem Schreibtisch und im Leben sehr verschieden von einander sind," — in dieser Zeit der Bedrängniß und Mißachtung war es, daß Ronge die Aufgabe der jungen Kirche verkündigte: „Sie muß bekunden, daß sie die Kraft hat, die Menschheit zu erneuern, durch die neugewonnene Gottesidee, an Körper- und Geist, an Herz und Kopfe. Sie muß

*) In der Schrift: „das Wesen der freien christlichen Kirche."

darthun, daß sie es vermag, **den großen und festen Grundbau der freien selbstbewußten Menschheit zu führen, auf dem die nachfolgenden Geschlechter mit Sicherheit weiter bauen können.**" „Die Kirche wird," rief Ronge begeistert, in volle freie Wechselwirkung mit dem ganzen deutschen **Leben** treten, und ihr Athemzug wird **Freiheit** und **Liebe** sein!"

Die kirchliche Bewegung hatte inzwischen gleichzeitig wie auf katholischem, so auch auf protestantischem Gebiet ihre Entwickelungsstufen durchgemacht. Auch auf dem letzteren war der Kampf entbrannt, ein doppelter Kampf, nämlich der der Gewissensfreiheit gegen die Kirchenbehörden, welche ihr die Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften der Väter, die sogenannten „symbolischen Bücher," den Glaubensausdruck einer längst entschwundenen Zeit, welche ihr den Gehorsam unter die kirchlichen Gebote der Landesfürsten, als der „obersten Bischöfe," aufjochen wollten, und dann der Kampf der freien Richtung gegen die unfreie, welche von obenher mächtig begünstigt wurde. Es bildeten sich auch innerhalb der protestantischen Kirche freie Gemeinden, und es kam alsbald eine Vereinigung zwischen diesen und den von Rom unabhängig gewordenen, deutsch- oder christkatholischen Gemeinden zur Frage und Berathung. Darüber, daß ein inniger Verband zwischen beiden, eine lebendige Wechselwirkung derselben zu einander wünschenswerth und nothwendig sei, erhob Niemand einen Zweifel; nur über die Art, wie dies engere Verhältniß herzustellen sei, welche von beiden in den andern etwa aufgehen sollte, und ob es nicht gerathener sei, wenn die freien evangelischen Gemeinden sich der deutsch-katholischen Gemeinschaft, als einem größeren Ganzen mit ausgebildeter freiester Verfassung anschlössen, — darüber waren die Ansichten verschieden. Ronge sprach (am 10. Februar 1847) in einer Zuschrift „an die Protestanten" die Ansicht aus, daß man sich in Betreff der

Bildung neuer Gemeinden auf beiden Gebieten vorzugsweise nach den Verhältnissen richten sollte; an Orten, wo ohne Nachtheile für die Reform überhaupt freie katholische und evangelische Gemeinden abgesondert bestehen könnten, möchten sie sich je nach Bedürfniß bilden, wo aber Nachtheile für die Sache erwüchsen, möchten sich Protestanten und Katholiken ohne Verzug die Hand reichen und sich zu einigen suchen. „Das Sonderinteresse (sprach er) muß dem allgemeinen weichen. Außerdem ist es Pflicht aller Theile, die allgemeine Vereinigung, und zwar nicht auf ein Glaubensbekenntniß hin, sondern auf Grundgedanken und Verfassung zu erstreben.“ Rupp in Königsberg schrieb: „Sie bleiben Katholiken und wir bleiben Protestanten; nichts desto weniger wissen wir uns eins im Streben nach demselben Ziele und wollen mit vereinter Kraft zur Erreichung dieses Zieles wirken. Das ist die Vereinigung, die vor allem Noth thut, eine Vereinigung im Geiste, die sich in gegenseitiger Achtung und Liebe bewährt; eine Vereinigung in Buchstaben und todten Formen würde unserm ganzen Streben widersprechen.“ Eben so äußerte sich Wislicenus in Halle, für eine freie Vereinigung, mit Bewahrung der Selbstständigkeit der einzelnen Gemeinden. Baltzer in Nordhausen war der Ansicht, daß die freien protestantischen und die freien katholischen Bestrebungen wesentlich Eins seien und es also auch äußerlich werden müßten; diese Einigung sei zu beschleunigen, das „katholisch“ und „evangelisch“ fallen zu lassen und die „deutsche Kirche“ zu verkündigen.

Die erste Vereinigung einer deutsch-katholischen Gemeinde mit Protestanten, welche aus der evangelischen Landeskirche ausgetreten, zu einer christlichen freien Gemeinde fand am 3. Oktober zu Halle statt. Die vereinigte Gemeinde erklärte: „sie wisse sich mit den deutsch-katholischen Gemeinden auf demselben Boden der Freiheit und der Liebe stehend und streitend,“ und „ihre äußere Verfassung schließe sich im Wesentlichen der in

den deutsch= (christ=) katholischen Gemeinden bereits bestehenden an." Alle letzteren begrüßten sie als Schwester im großen Bunde der Freien. — Ihr edlen Geister alle, die ihr je den großen Gedanken der Vereinigung aller verschiedenen Glaubenschaften in unserm Vaterlande gedacht, ihr alle, die ihr ihn verwirklichen wollt und nach den Mitteln zur Verwirklichung sucht, vergesset nicht, daß es, wie überall, nur Ein Mittel zur wahren, dauernden Vereinigung gibt, nämlich — die Freiheit. Vergeblich werdet ihr, so lange ein Papst oder Bischof, ein Konsistorialrath oder Superintendent ein unbeweibter, beichthörender, die Gottheit vermittelnder Priester besteht, so lang ein Prediger sich auf die symbolischen Bücher verpflichten läßt oder nicht von einer Gemeinde gewählt, sondern von einer Kirchenbehörde nach Belieben da oder dorthin gesetzt wird, — vergeblich werdet ihr so lange eine wahre Vereinigung erstreben. Mit keiner Gewaltherrschaft, am wenigsten aber mit dem Pfaffenthum läßt sich auf Treu und Glauben, auf Zugeständnisse unterhandeln, und der ist verloren, der da wähnt, das alte Kirchenthum werde der freien Kirche jemals solche machen, oder, selbst wenn es das thäte, sie halten. Es muß fallen, denn es ist durch sich selbst gerichtet; es stürzt zusammen mit der alten Weltordnung, welche es durchdrungen hatte. Schlagt, die ihr die Einigung wollt, die Brücke der freien Verfassung, dann kommt ihr von beiden Ufern zusammen und reicht euch die Hände, jeder mit der vollen Selbstständigkeit, die sein unveräußerliches Menschenrecht ist.

Diese Vereinigung wird kein frommer Wunsch, sie wird nicht der schöne Traum einzelner Schwärmer sein. Sie wird kommen, und mit ihr jene „Zeit eines neuen ewigen Evangeliums," welche Lessing vor neun und sechzig Jahren mit dem geweihten Seherblick vorahnend geschaut und verkündigt; sie wird sich vollenden, die freie allgemeine Volks= und Menschheitskirche auf demselben Boden der neuen Weltordnung, auf welchem der neue Staat und die neue

gesellschaftliche Ordnung sich erheben müssen; sie wird sich vollenden durch die wahrhafte Erfüllung des Christenthums, wenn das ganze Leben, welches bisher in einem ungeheuren Zwiespalt dahin geschmachtet, wahrhaft gottdurchdrungen und menschenwürdig verjüngt ist.

XII.

Die Bedrängnisse der freien Kirche durch den Staat.

Die freie Kirche hatte inzwischen allmälig die Wirkungen aller jener Ränke erfahren, welche die von den Jesuiten und Frömmlingen umgarnten Regierungen wider sie ausgesonnen. Der Deutsche, seit vielen Menschengeschlechtern als Sklave geboren und zur Knechtschaft erzogen, tief geschwächt bis in die feinsten Nerven seines Daseins hinein, so herabgebracht, daß er kaum die Kraft des Hoffens und kaum den Blick in die unabänderlichen Gesetze der Geschichte behielt, — er war dem listigen Plane der Machthaber fast erlegen. Die kirchliche Bewegung, welche er mit Begeisterung begrüßt hatte, war von den Regierungen anfangs nicht mit offnen Verboten belegt worden, aber mit tausendfacher Quälerei, die durch alle Schichten des weltlichen und geistlichen Beamtenthums ging, hatten die Mächtigen, welche sich einbilden, daß sie die Weltgeschichte machen können, den raschen Fortgang der kirchlichen Bewegung aufgehalten. Da kam bald hier ein Landrath und bald dort ein Bürgermeister, welche die Abhaltung eines Gottesdienstes „auf höheren Befehl" „aus polizeilichen Rücksichten" verboten; da kam bald da und bald dort ein guter Freund, der diesen und jenem, welcher sich der freien Kirche anschließen wollte, davon abrieth, weil man das „höheren Orts" übel aufnehmen, ihm die Kundschaft entziehn oder die Beförderung versagen würde, und was dergleichen mehr war. Mit solchen erbärmlichen Listen konnte man über die Deutschen herrschen, —

ein Beweis, wie niederträchtig die Staatskunst war, die sie so tief herabgebracht hatte, daß man sie durch solche Mittel nach Belieben lenken konnte. Wie verfuhren nun noch dazu die Römlinge! Da steckten sie sich hinter die Aeltern, Geschwister, Verwandten derjenigen, die zur freien Kirche übergetreten waren oder übertreten wollten, und machten ihren ganzen Einfluß geltend. Da wurden in Folge dieses Einflusses Kinder von ihren Aeltern verflucht und enterbt; da wurden ganze Dorfgemeinden aufgewiegelt, Deutsch-Katholiken zu meiden, deren Aecker und Weinberge zu verwüsten; ich will schweigen von den körperlichen Mißhandlungen, welche Deutsch-Katholiken von den durch die Pfaffen bethörten und zur Wuth gereizten Blindgläubigen zu erdulden hatten. Und was that die Staatsgewalt dagegen? Nichts! Waren's ja doch die Freien, die mißhandelt wurden. Wär's umgekehrt gewesen, man hätte die Kosten zur Erbauung von neuen Zuchthäusern nicht gescheut. Indessen war ja vor der Hand erreicht, was man hatte erreichen wollen; die äußere Vergrößerung der Gemeinden nahm nicht so rasch zu, als es im Anfang den Anschein gehabt hatte; — die Gemeinden waren arm; und so hofften Jesuiten und Regierungen schon gar nichts anderes, als daß die ganze Bewegung binnen nicht langer Zeit ganz und gar spurlos erlöschen werde. Von dem Geist, der in den Gemeinden waltete und aus denselben auch in die ganze bürgerliche Gesellschaft eingedrungen war, und davon, daß dieser Geist auch dem Drängniß der Armuth trotzte, davon, daß dieser Geist der Geist der Zeit und also unüberwindlich sei, hatten sie freilich keine Ahnung. Sie hielten die kirchliche Bewegung bereits für so ganz in sich selber abgestorben, daß sie in ihrem Uebermuth wähnten, es bedürfe nur noch des letzten Streiches, um sie auch dem Namen nach völlig zu vernichten. Dieser Streich wurde denn auch von den verschiedenen deutschen Regierungen mit jener Uebereinstimmung geführt, welche sie immer dann an den Tag legten, wenn es der Knechtung des Volkes galt; nur in der Art und Weise, wie sie den

Schergendienst des Jesuitismus ausübten, war einige Verschiedenheit, je nachdem die eine oder die andere noch einen größeren oder geringeren Rest von Schamgefühl hatte.

Am besten benahmen sich die Regierungen einiger kleinerer Staaten, welche dem gebieterischen Einflusse Oesterreichs und Preußens gegenüber den freien Gemeinden einen möglichst weiten Raum für Behauptung ihres Daseins und für selbstständige Entwicklung ließen; so Braunschweig in erster Linie, dann aber auch Schwarzburg-Sondershausen, Weimar, Frankfurt.

Das Ministerium Du-Thil im Großherzogthum Hessen hüllte sich in ein feierliches Schweigen, als wären die zahlreichen Gemeinden in diesem Staate gar nicht vorhanden, und würdigte alle ihre zahlreichen Eingaben keiner Anwort; dagegen war mancher Kreisrath thätig genug, um in seinem Wirkungskreise Gemeinden, welche sich gebildet, zu beschränken, oder gar nicht als selbstständig gelten zu lassen wie die in Oppenheim, oder durch Einschüchterung wieder aufzulösen, wie die in Lörzweiler.

Die Regierung des Königsreichs Sachsen stand den Deutsch-Katholiken schroff gegenüber. Auf eine Beschwerde der Vorstände gegen eine Generalverordnung des Ministeriums, durch welche sich die Deutsch-Katholiken in ihren verfassungsmäßigen Rechten für verletzt erachteten, erwiederte das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts (am 14 November 1846) durchaus ablehnend, erklärte die Beschwerde für unstatthaft und verordnete an die Kreisdirektion, die Beschwerdeführer abzuweisen. Der Landeskirchenvorstand der deutsch-katholischen Gemeinden legte darauf Verwahrung ein gegen alle Verletzungen, welche durch die Ausführung der General-Verordnung den verfassungsmäßigen Rechten erwachsen würden, und behielt sich seine Rechtsansprüche diesfalls vor.

Das badische Ministerium erließ 14 Artikel gegen die Deutsch-Katholiken, die wie ein Hohn auf die Men-

schenrechte klangen. Es verbot den Deutsch=Katholiken unter Andern sich Deutsch=Katholiken zu nennen; sie sollten „Verein des Leipziger Glaubensbekenntnisses" heißen und keine Korporationsrechte haben. (Andere Regierungen beschränkten sich wenigstens darauf, die Gemeinden gleichfalls nur „Vereine" von „Dissidenten" zu heißen und wollten sie doch nicht zwingen, sich selbst anders zu nennen.) Es machte die „Versammlungen von Abgeordneten der einzelnen Vereine" (Synoden) von der zu erlangenden Staatserlaubniß abhängig. Es verlangte, daß jeder „Verein" (Gemeinde) ein Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder dem Amt übergeben und später die neu hinzutretenden Mitglieder demselben namhaft machen sollte, sowie ferner, daß jeder Eintretende vorher seinen Austritt aus seiner bisherigen Kirchengenossenschaft dem Geistlichen derselben anzeigen mußte. Es versagte den Deutsch=Katholiken das Glockengeläute und gebot, daß sie zu ihrem „Privatgottesdienste" keine größere Räumlichkeit haben sollten, als nach Verhältniß ihrer Anzahl erforderlich sei, sowie daß der freie Zutritt solchen Personen, welche nicht zum „Verein" gehörten, verwehrt bleibe. „Das Herumziehen von fremden Geistlichen, zum Zweck der Werbung oder auch Versammlungen und öffentliche Reden zu diesem Zweck sollten nicht gestattet sein." Abänderungen des Leipziger Bekenntnisses mußten dem Ministerium angezeigt werden und sollten nur dann zuläßig sein, wenn von Staats wegen nichts dagegen zu erinnern wäre. Zu guter Letzt verkündigte das Ministerium noch ganz unumwunden: „den Anhängern des Leipziger Bekenntnisses können diejenigen staatsbürgerlichen Rechte nicht zukommen, welche die Verfassungsurkunde §§ 9 und 37 und die Wahlordnung § 65 den Bekennern der christlichen Religion zuweisen (danach haben sie keinen Anspruch auf Anstellung in Civil= und Militärdiensten und keine Wählbarkeit zu den Kammern.") Wahrlich (so sprach Ronge in seiner Beleuchtung dieser Urkunde) „wahrlich, wenn es nicht durch 100 deutsche Zeitungen verbürgt wäre, daß diese 14 Artikel in Baden,

(während der Auflösung der Volkskammer!) entstanden seien, so würde man glauben, sie wären einem russischen Ukas entnommen oder sie stammten aus der Zeit Ferdinand's II." Mit heiliger Entrüstung trat Ronge, die 14 Artikel beleuchtend, als mannhafter Vertheidiger der Freiheit auf, und rief den Ministern zu: „Hütet euch alle, hüte sich jeder! Diese Reformation ist kein so halbes, schwaches Ding, das man so leicht wegschaffen könnte, wie man sich so oft vorredet und vorreden läßt. Sie ist nicht etwa eine zweite Auflage der ersten Reformation; sondern eine Reformation der Menschheit und wird und muß durchgeführt werden, mögen die badischen Minister dagegen beschließen, was sie wollen. Diese 14 Artikel werden nur ein Zeugniß mehr sein, wie unmöglich es ist, gegen den fortschreitenden Geist der Menschheit zu kämpfen, und werden in ihr Nichts zusammen fallen. Die Gemeinden werden eher Gut und Leben hingeben, als ein Jota von ihrer Religionsfreiheit sich verkümmern lassen."

Diese Versicherung Ronge's rechtfertigten nicht nur die badischen und sächsischen Gemeinden vollkommen, sondern in's besondere auch die zu Hanau, welche vor allen andern auf die empörendste Weise mißhandelt wurde. Die kurhessische Regierung hatte derselben bei ihrer Gründung und in den ersten Zeiten darnach nicht das Geringste in den Weg gelegt, und um so mehr mußte die plötzliche Aenderung ihres Verfahrens, welches ein wahrhaft niederträchtiges war, überraschen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Jesuiten es sich eine namhafte Summe hatten kosten lassen, um die Gemahlin des Kurprinzen-Mitregenten zu gewinnen; bei der Fesslung der Presse konnte dies Gerücht freilich weder den Weg in die öffentlichen Blätter finden, noch eben dadurch eine Widerlegung herausfordern; und so ist es denn nicht zu verwundern, daß es Glauben fand. In Hanau durfte kein deutsch-katholischer Prediger nur verweilen, geschweige denn Amtsthätigkeiten vornehmen; Aeltern, welche sich weigerten, ihre Kinder anders als nach deutsch-

katholischem Brauch taufen zu lassen, wurden durch bewaffnete Macht dazu gezwungen; verstorbene Gemeindeglieder sollten nicht einmal in der Reihe der anderen Todten beerdigt, sondern ohne Sang und Klang in besonderen Gruben verscharrt werden, wie weiland wohl nach barbarischer Sitte Hingerichtete und Selbstmörder. Auch die kleine Gemeinde in Marburg und die Lichtfreunde daselbst wurden in ähnlicher Weise behandelt und Professor Bayrhoffer, welcher an der Spitze der protestantischen Bewegung stand, wie ein Verbrecher verfolgt. Die arme Marburger Gemeinde, fern von Schwestergemeinden stehend, verkümmerte; die Hanauer setzten sich oft auf ein Schiff und fuhren, ihre Täuflinge mit sich nehmend, nach Offenbach, um dort den Prediger Keilmann zu hören, ihre Kinder taufen zu lassen und das Abendmahl zu empfangen. Und doch war in der kurhessischen Verfassung ausdrücklich jedem Einwohner vollkommene Freiheit nicht blos des Gewissens, sondern auch der Religionsübung zugesagt! Wie die Regierung dies auslegte, das ersieht man außer aus jenen Maßregeln auch noch aus der, daß die evangelischen Konsistorien zu Marburg und Hanau beauftragt wurden, höhere Geistliche ihres Bekenntnisses auszuwählen, welche die Deutsch-Katholiken einzeln oder in geringer Zahl zu sich bescheiden, ihnen nach Anleitung einer besonderen zu diesem Endzweck abgefaßten und gedruckten Abhandlung Belehrung und Ermahnung ertheilen und dieselben auffordern sollten, zu einer der anerkannten Kirchen zurücktreten! War das vielleicht nicht „Proselytenmacherei", oder „Werbung?" O, die kurhessische Regierung, wenn sie hierbei auch nicht im unmittelbaren Auftrag der Jesuiten handelte, befolgte doch wenigstens das weltbekannte Beispiel derselben. Und dennoch ließ sich die Hanauer Gemeinde nicht einschüchtern; dennoch wankte und wich sie nicht, und behauptete den Boden der Freiheit.

In den rechtsrheinischen Gauen Bayern's wagten es die Freunde der freien Kirche noch nicht, hervorzutreten und

Gemeinden zu bilden; daß die in der bayrischen Rheinpfalz gebildeten geächtet wurden, verstand sich von selbst; herrschte ja doch in der bayrischen Regierung der Jesuitismus ganz offen, verkörpert in der Person des Ministers Abel. In Oesterreich erklärte Metternich, wie bereits gelegentlich erwähnt worden ist, den Deutsch-Katholicismus und dessen Anhänger und Freunde vogelfrei. Auf Ronge's Habhaftwerdung war, (wie allgemein verlautete) für den Fall, daß er Oesterreichs Gränze übertrete, ein Preis ausgesetzt. Nun, die badische Regierung bewies, daß es ihr nicht an Lust fehlte, die Rolle der österreichischen im Kleinen nachzuspielen; ließ ja doch der Kreisdirektor in Mannheim bei Ronge's Anwesenheit in dieser Stadt den Gasthof, in welchem er wohnte, mit Gensdarmerie besetzen und nahm er ihm doch das Versprechen ab, nicht in der Stadt umherzugehn!

XIII.

Das preußische Patent vom 30. März 1847, die Berliner Kirchenversammlung im Mai und Ronge's Rundschreiben an die freie christliche Kirche am Sylvestertage 1847.

Aber all diese Maßregeln der rohen Gewalt wurden noch übertroffen durch die hinter dem Anschein von Gerechtigkeit verborgene Treulosigkeit des preußischen Patents vom 30. März 1847, die Bildung neuer Religionsgesellschaften betreffend. Dies Patent verkündigte im Eingang den „unabänderlichen Willen," den Unterthanen die in dem allgemeinen Landrecht ausgesprochene Glaubens- und Gewissensfreiheit **unverkümmert** aufrecht zu erhalten." Wie führte nun das Patent diese „unverkümmerte Aufrechthaltung" aus! Wer aus einer der „nach Staatsverträgen bevor-

rechteten Kirchen, der evangelischen und der römisch-katholischen" austreten und sich einer besonderen Religionsgesellschaft anschließen wollte, dem ward die „volle Freiheit des Austritts" zugestanden und außerdem noch der Fortgenuß seiner bürgerlichen Rechte und Ehren, — jedoch (und nun kommt der Vorbehalt) soweit die neue religiöse Vereinigung vom Staate genehmigt ist, und unter Ausschluß von seinem Antheil an den verfassungsmäßigen Rechten der Kirche, aus welcher er ausgetreten. Aber das Patent zur „unverkümmerten Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit" begnügte sich mit jenem Vorbehalte nicht, sondern es theilte von vornherein die neuen Religionsgesellschaften in zwei Klassen, nämlich 1) in solche, welche sich „in Hinsicht auf Lehre und Bekenntniß mit einer der durch den westphälischen Friedensschluß in Deutschland **anerkannten** christlichen Religionsparteien in wesentlicher Uebereinstimmung befänden," 2) in solche, bei welchen dies nicht der Fall sei. Den ersteren wurde sogleich bei „Genehmigung der Gesellschaft" die Berechtigung für ihre Geistlichen zugestanden: Amtshandlungen, welche die Begründung oder Feststellung bürgerlicher Rechtsverhältnisse betreffen, mit voller rechtlicher Wirkung vorzunehmen, und außerdem wurde ihnen auch die Verleihung „einzelner besonderer Rechte" (je nach allerhöchstem Ermessen) in Aussicht gestellt. Den letzteren blieb jene Berechtigung für ihre Pfarrer oder Prediger versagt; Geistliche von einer der anderen anerkannten christlichen Kirchen durften (!) jedoch die gedachten Amtshandlungen für ihre eigenen Prediger verrichten und vor der Gerichtsbehörde mußte (natürlich gegen Geldgebühren!) durch eine „Verlautbarung" die „civilrechtliche Wirkung" festgestellt werden. Die Genehmigung, und also auch die Entscheidung über den Charakter der neuen Religion behielt natürlich der König seiner eigenen Entscheidung vor, über welche hinaus keine weitere Berufung

statt finden kann als an das Urtheil der Geschichte! Laßt uns nun einmal diese zwei, so fein unterschiedenen Klassen von neuen Religionsgesellschaften schärfer in's Auge fassen! Was konnten denn das für neue Religionsgesellschaften sein, die sich in Hinsicht auf die Lehre und sogar auf das Bekenntniß in wesentlicher Uebereinstimmung befinden sollten mit den durch den westphälischen Friedensschluß in Deutschland anerkannten Religionsparteien? Anerkannt waren durch den westphälischen Friedensschluß blos die römisch-katholische und die evangelisch-protestantische Kirche. Also: mit den Bekenntnissen einer von **diesen beiden** Kirchen mußte das einer neuen Religionsgesellschaft übereinstimmen, wenn sie nicht blos Rechtsgleichheit, sondern auch noch „einzelne, besondere" Rechte gewinnen wollte! Daß das Leipziger Bekenntniß mit dem Bekenntniß keiner von beiden anerkannten Kirchen übereinstimmte, und eben so wenig das Bekenntniß der freien evangelischen Gemeinden, das war eine Thatsache, welche dem König bereits vor Erlassung des Patents hinlänglich bekannt sein konnte. Welche andere „neue" Religionsgesellschaften blieben nun aber, nach den deutsch-katholischen und frei evangelischen Gemeinden, noch übrig, denen möglicherweise der Charakter der Uebereinstimmung mit den Bekenntnissen der anerkannten Kirchen zugesprochen werden konnte? Nur die Gemeinden der Schneidemühler Richtung und die Berliner Protestgemeinde. — Was bezweckte also das königliche Patent eigentlich? Es zeigte den freien katholischen und evangelischen Gemeinden auf verblümte Weise den Preis, um welchen sie die staatliche Vollberechtigung und außerdem noch „einzelne besondere Rechte" erwerben könnten. Und welches war der Preis? Die Uebereinstimmung mit der Lehre und dem Bekenntniß einer von der anerkannten Kirchen. Das heißt mit andern Worten: wenn die freien katholischen Gemeinden das apostolische Bekenntniß annahmen, sollte ihnen

die „unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit" zu Theil werden. Wie aber mit den freien evangelischen Gemeinden? Ihnen, die ja eben aus der evangelischen Landeskirche durch Hinausgehen über deren Bekenntniß geschieden waren, ihnen blieb, wenn sie auch die „unverkümmerte Glaubens- und Gewissensfreiheit" genießen wollten, eigentlich gar nichts andres übrig, als sich mit Lehre und Bekenntniß der andren anerkannten Kirche in Uebereinstimmung zu erklären, das heißt mit andern Worten: römisch-katholisch zu werden! Das sind die Schlußfolgerungen, wie lächerlich sie auch klingen, welche sich aus dem Inhalt des Patents vom 30. März 1847 ergeben. Eine als Beilage zu derselben erlassene Verordnung, betreffend die Geburten, Heirathen und Sterbefälle, deren bürgerliche Beglaubigung durch die Ortsgerichte erfolgen sollte, mußte noch insbesondere deutlich jedermann die Augen öffnen, welchen triftigen Unterschied das Patent zwischen denjenigen neuen Religionsgesellschaften, welche in Lehre und Bekenntniß mit den anerkannten Kirchen übereinstimmten, und den andern, welche sich nicht dazu verstehen wollten, herzustellen beabsichtigte. Diese letzteren sollten nämlich die besondere Gnade theuer bezahlen, daß sie, obwohl eigentlich gar nicht berechtigt, doch wenigstens als Unterthanen betrachtet wurden, von deren Vermehrung oder Verminderung der Staat natürlicherweise stets in Kenntniß sein mußte. Ein arger Widerspruch gegen die verheißene „unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit" war ferner auch die folgende Bestimmung, welche den Austritt aus der alten Kirche erschwerte: daß nämlich „derselbe nur durch eine vor dem Richter des Orts persönlich zum Protokoll abzugebende Erklärung erfolgen könne, daß die Erklärung nur dann rechtliche Wirkung habe, wenn die Absicht auszutreten mindestens vier Wochen vorher dem Richter des Orts in gleicher Weise erklärt worden sei und daß der Richter dem zuständigen Geistlichen sofort davon Mittheilung machen müsse. Das

allgemeine Landrecht, dagegen, auf welches sich das Patent berief, verlangte zum Austritt weiter nichts als eine „ausdrücklich,“ d. h. ausgesprochene Erklärung, aber nicht vor dem Richter, nicht eine vierwöchentliche Frist, nicht ein Benehmen des Richters mit dem zuständigen Geistlichen. Was ist denn also der Geist des Patents vom 30. März? Es ließ nur den Ausweg: entweder die religiöse Ueberzeugung in Uebereinstimmung mit Lehre und Bekenntniß einer anerkannten Kirche zu bringen, d. h. erstere aufzugeben, oder aus der Kirche auszutreten, und für gutes Geld völlig kirchenlos und rechtlos zu werden; es gestand somit den anerkannten und bevorrechteten Kirchen die Untrüglichkeit ihrer Lehre und die Unwandelbarkeit ihrer Bekenntnisse zu und betrachtete die Verbesserung, welche sich innerhalb einer solchen entwickelte, als einen Abfall, welcher den Austritt bedinge; es machte also eine aus dem Schooße der Kirche selbst hervorgehende und sich weiter entwickelnde Verbesserung und Verjüngung unmöglich. Was stand in weiterer Aussicht oder Absicht? Daß die alten anerkannten Kirchen, welche der König „in dem Genuß ihrer besonderen Gerechtsame zu erhalten“ sich entschlossen erklärte, alle sogenannten Neuerungen aus sich scheiden und so nach der Ansicht der Altgläubigen gar bald auf's Herrlichste geläutert dastehen würden, während die Ausgeschiedenen dann ebenso bald verkommen müßten.

Die Hauptfrage war jetzt, ob sich die deutsch-katholischen Gemeinden Preußens und die evangelischen Prediger der freieren Richtung, wie Uhlich in Magdeburg, auch so leicht zu jenem Austritt aus den anerkannten und bevorzugten Kirchen entschließen würden?

Die Vertreter der deutsch- oder christ-katholischen Gemeinden waren in der Pfingstwoche des Jahres 1847 in Berlin zur zweiten allgemeinen Kirchenversammlung zusammen gekommen, um das in Leipzig 1845 begonnene Werk weiter fortzubauen und über verschiedene Gegenstände, welche verschiedenartig aufgefaßt wurden, eine gemeinsame Verständigung zu erreichen.

Zur Zeit der Leipziger Kirchenversammlung hatte die Zahl der deutsch-(christ-)katholischen Gemeinden nur 35 betragen, zwei Jahre später, bei der Berliner Kirchenversammlung hatte sie bereits 250 überstiegen; vertreten waren übrigens in Berlin nur 152 Gemeinden und zwar durch 70 Abgeordnete aus den verschiedensten Gauen des deutschen Vaterlandes. Auch Ronge wohnte den Verhandlungen als Vertreter von Auras und Breslau bei. Die wichtigsten Beschlüsse waren, daß eine allgemeine Kirchenversammlung nur Grundsätze (Prinzipien) aufstellen könne, daß ein Ausschuß ernannt wurde, welcher eine allgemeine Kirchenverfassung und eine Geschäftsordnung zu entwerfen und der nächsten Kirchenversammlung vorzulegen habe, daß jeder Unterschied zwischen Geistlichen und Laien in Bezug auf die Befugniß: als Abgeordneter einer Gemeinde auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu erscheinen, wegfalle, daß auf einer solchen jede Gemeinde als deutsch- oder christ-katholisch zu betrachten sei und vertreten werden könne, welche die Grundsätze und Verfassung der deutsch-katholischen Kirche angenommen habe, daß ein „Centralvorstand" geschaffen werden solle, welcher ein Vermittlungsorgan für die gesammte deutsch-katholische Kirche sei und die Einleitung zur Kirchenversammlung zu besorgen habe; dieser Centralvorstand bestehe aus dem Gemeindevorstand des Ortes, wo die nächste allgemeine Kirchenversammlung abgehalten wird; endlich daß als der leitende Grundgedanke der deutsch-katholischen Glaubenslehre die Anerkennung der Wahrheit der Lehre Christi in ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft aufzufassen sei. Das Hauptergebniß war somit die Befestigung der Einheit im Geiste zwischen allen Gemeinden, bei vollständiger Selbstständigkeit jeder einzelnen. Auch thatsächlich zeigte sich diese Errungenschaft des Bewußtseins, denn auch die „Protestkatholiken" Berlins (apostolischen Bekenntnisses), auch die Gemeinden der Schneidemühler Richtung waren vertreten, und Czerski hatte von vornherein erklärt: „Ein besonderes Symbol solle man gar nicht aufstellen;

man solle das Wesen des Christenthums nicht im todten Buchstaben, nicht in der äußern Gestaltung der Kirche, welche verschieden sein kann, sondern in der thatsächlichen Verwirklichung der christlichen Wahrheit suchen; die Freiheit der einzelnen Gemeinden und Individuen solle durch Nichts beschränkt werden.“ So stand Czerski mit den Anhängern seiner Richtung nach seinem früheren Schwanken nunmehr fest auf dem gemeinsamen Boden der freien Kirche, und all die Ränke der Rechtgläubigen, eine Trennung und Zersplitterung herbeizuführen, waren gescheitert. Auch ein Vertreter der freien evangelischen Gemeinde zu Königsberg, Herrendörfer, war zugegen und wies am Schlusse der Verhandlungen auf das gegenseitige Vertrauen, als den einzigen wahrhaften Einigungspunkt hin, auf dem, trotz aller augenblicklichen Verschiedenheit, doch endlich der Bau des Gottesreiches vollendet werden müsse.

Die Abgeordneten der deutsch-(christ-)katholischen Gemeinden des preußischen Staates bei der Kirchenversammlung insbesonders zogen am 28. Mai das Patent vom 30. März 1847, die Verordnung von demselben Tage und die Ministerialverfügung vom 10. Mai desselben Jahres, welche die Vorschriften über Bildung neuer Religionsgesellschaften und die Ausführung dieser Vorschriften enthielt, in nähere Erwägung und unterzeichneten eine Erklärung, worin sie aussprachen: ihrer Ueberzeugung nach fänden jene Vorschriften nur auf Diejenigen Anwendung, welche aus ihrer bisherigen Kirche ausgetreten seien; „dies“ (sagten sie) „ist aber Seitens der deutsch- und christkatholischen Gemeinden nicht geschehen, vielmehr haben sich dieselben, wie ihre Satzungen besagen, nur von dem Papst und der Hierarchie, d. h. von dem bestehenden Kirchenregimente losgesagt, und es liegt keineswegs in der Absicht dieser Gemeinden, aus der **allgemeinen** (katholischen) **Kirche Christi** auszutreten. Die Mitglieder dieser Gemeinden haben daher niemals aufgehört, zu der katholischen Kirche zu gehören. Aus diesem Grund

sind die anwesenden Abgeordneten der Ansicht, daß das Patent vom 30. März und die dazu gehörigen Verordnungen auf die Mitglieder der genannten Gemeinden keine Anwendung finden, und daß ferner, da nach deutschem Staatsrecht die römisch-katholische Kirche nicht die einzige anerkannte katholische Kirche sei, die genannten Gemeinden als eine besondere Religionsgesellschaft innerhalb der katholischen Kirche mit gleichem Rechte stehen, als dies mit denjenigen besonderen Religionsgesellschaften der Fall ist, welche innerhalb der protestantischen Kirche hervorgetreten sind und deren Mitglieder sich ebenfalls nur vom Kirchenregimente losgesagt haben." In Erwägung alles dessen vereinigten sich die Abgeordneten in der Ansicht, „daß durch die oben erwähnten gesetzlichen Verordnungen keinerlei Abänderung in dem Verfahren herbeigeführt worden sei, welches zeither in Betreff der kirchlichen Akte beobachtet worden ist;" sie vereinigten sich ferner zu dem Beschlusse, daß sämmtliche Gemeinden ein gleichmäßiges Verhalten in Beziehung auf die obigen Gesetze einschlagen sollten und übertrugen, in Voraussetzung der Genehmigung der Gemeinden, dem Vorstand des schlesischen Synodalverbandes die Führung aller Geschäfte, welche in Beziehung auf die staatsrechtliche Stellung der obigen Gemeinden nothwendig erscheinen sollten, unter der Verpflichtung jedoch, daß sich derselbe jederzeit zuvor mit den Synodalvorständen von Preußen, Brandenburg, Pommern, Sachsen, Posen und dem Kreissynodalvorstand von Rheinland und Westphalen zu berathen habe." Die Staatskirchenmacht war von dieser Erklärung überrascht. Ein so klug angelegtes Werk sollte an dem Starrsinn von Menschen scheitern, deren Gemeinschaft kaum geduldet worden war? Diese Gemeinden, deren nahen Zerfall man bereits mit soviel Zuversicht vorausgesehen hatte, waren so kühn, das Wort katholisch in's Deutsche zu übersetzen? Weil es denn nichts anderes als allge-

mein bedeutet, wagten sie es zu behaupten, daß sie dadurch, daß sie sich von der römischen Priesterherrschaft losgesagt, keineswegs aus der allgemeinen Kirche Christi ausgetreten seien, wagten sie es, zu verkündigen, daß sie sich durch keines Menschen Macht aus derselben stoßen lassen würden?! Welch ein Schauspiel zeigte sich überhaupt plötzlich auf dieser deutschen Erde, die, wie man glaubte, nur noch werth war, willenlose Sklaven und allmächtige Gebieter zu tragen! Da standen plötzlich Tausende von Freien, voll Kraft und Muth, die Freiheit zu behaupten, voll Scharfblick durch all die trügerischen Redensarten schauend, zum weitverbreiteten starken Bunde geschlossen, jeder von den verschiedenartigen Richtungen ihre volle Berechtigung einräumend, die öffentliche Meinung, welche sie wach gerüttelt, als gewaltige Bundesgenossin hinter sich, unüberwindlich durch die Macht der Wahrheit. Was war diesen wohlgegliederten Massen gegenüber zu thun? Da reichten doppeldeutige Redensarten nicht mehr aus; da konnte nur noch die Gewalt wirken.

Mit dem evangelischen Prediger Uhlich, welcher einen langen Kampf gegen die unduldsame, altgläubige, in's innerste Leben der Gemeinden eigenwillig eingreifende Staatskirchenbehörde mit wahrhaft deutschem Langmuth, mit aller Beharrlichkeit des leidenden Widerstandes durchgekämpft, wurde der Anfang gemacht. Der König, an welchen sich Uhlich wendete, würdigte ihn keiner Antwort; der Minister beschied ihn: sich den Anordnungen der Kirchenbehörde zu fügen, oder sich unter das Patent vom 30. März zu stellen, d. h. aus der Kirche zu treten. Ja, das Konsistorium drängte ihn geradezu mit der Frage, ob er das Lehramt in der evangelischen Kirche freiwillig niederlegen und sich unter den sogenannten Schutz des Patents stellen wollte. Uhlich widerlegte; die Kirchengewalt — entsetzte ihn seines Amts. Da blieb Uhlich nichts übrig, als die Erklärung (am 1. Oktober 1847): „Ich protestire gegen die Macht, welche mich durch verhängte Amtsent-

setzung aus meiner Kirche entfernt und von meiner Gemeinde reißt. Ich berufe mich auf diese meine Gemeinde; ich berufe mich auf die evangelische Kirche im Lande; ich berufe mich auf die evangelische Kirche in Deutschland." Achthundert der ehrenwerthesten Bürger Magdeburgs erklärten sodann: „Wir erkennen ein zu Recht bestehendes Kirchenregiment, in dessen Namen das Konsistorium handelt, nicht an; ein solches können wir uns nur denken, wenn es durch eine wahre Repräsentation der Gemeinden, in denen der christliche Geist von Anbeginn gelebt und sich entwickelt hat, verfassungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüstung aber sehen wir, wie die Partei, die jenes handhabt, sich ausschließlich als die Kirche, uns als unselbstständige Massen, als Unwürdige in Sachen des Glaubens bezeichnet und unter dem Vorwande, die Rechte der Kirche zu wahren, unsere heiligsten Rechte angreift." Die nächste Folge war die Bildung einer „christlichen Gemeinde" in Magdeburg, welche Uhlich zum Prediger wählte. — Der Staatskirchengewalt war also der Sieg geworden; sie konnte sich rühmen, daß es ihr gelungen, die freiere Richtung aus der protestantischen Staatskirche — auszustoßen.

Gleichzeitig traf das Ministerium Eichhorn die geeigneten Maßregeln, um die deutsch-katholischen Gemeinden zur Annahme des Patents vom 30. März zu zwingen und thatsächlich zu vernichten. Eine Verfügung Eichhorn's vom 13. September 1847 ordnete ein Verfahren gegen die Deutsch-(Christ-)Katholiken an, welches eines Jesuitengenerals würdig gewesen wäre; denn es zerriß die Bande der Familien und erklärte Ehen, welche von deutsch-(christ-)katholischen Predigern eingesegnet worden, für ungültig, für „Konkubinate;" es raubte Kinder, die in solchen Ehen erzeugt worden, von den Herzen der Aeltern und setzte ihnen Vormünder; es erklärte Taufen nur dann gültig, wenn sie von evangelischen Predigern vollzogen

worden; es entsetzte Lehrer, welche sich zur freien Kirche bekannten, und nahm allen Angehörigen derselben die politischen Rechte! Das war „die unverkümmerte Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit" in dem preußischen Staate.

Die Regierung hatte dem Volke den Krieg erklärt, indem sie vielen Tausenden, von denen sie doch die Erfüllung sämmtlicher Staatspflichten verlangte, die politischen und bürgerlichen Rechte entzog; das hieß mit andern Worten: sie machte sie zu Sklaven. Die Unterdrückten mußten sich muthig zur Wehre stellen, um ihr nacktes Dasein, um Weib und Kind, um Ehre und Habe zu vertheidigen. Da ergriff Ronge die Feder und zeigte den Bekennern der freien Kirche den Rand des Abgrundes, an welchen die hinterlistige Willkür sie gedrängt; er forderte sie zur Wachsamkeit und Einigkeit, zum muthigen Ausharren für die gerechte Sache auf. Am Sylvesterabend des Jahres 1847 erließ er von Breslau aus folgendes:

„Rundschreiben an die freie christliche Kirche."

„Meine Brüder und Schwestern!

Eine entscheidende Stunde ist für unsere junge Kirche gekommen, eine Stunde nicht minder wichtig für Deutschlands Ehre und Freiheit, als jene, wo es galt dem römischen Jesuitismus in der Person des Bischof Arnoldi entgegen zu treten und unsere freie christliche Kirche anzubahnen. Der Kultus-Minister Eichhorn hat nämlich eine Verfügung gegen uns geheim an alle Behörden erlassen, welche dahin geht, uns aufzulösen und uns zu vernichten. Es gilt daher, die erste große Feuerprobe zu bestehen; es gilt, zu zeigen, ob wir Muth haben, für unsere heiligsten Rechte, für unsere Ueberzeugung, ja für unsere Menschenwürde mit Gut und Leben einzustehen, wie die ersten Christen und ersten

Protestanten gethan; es gilt zu beweisen, ob wir, erfüllt vom Gottesgeist der Wahrheit und Freiheit, die Sendung erfüllen werden, die uns geworden ist, die Bahn zu brechen für höhere Vollkommenheit der Völker, das Panier der Humanität und Freiheit voranzutragen, die Menschheit zu erneuern im Gottesgeiste der Liebe, Versöhnung zu bringen den Nationen und eine bessere Ordnung der Dinge, ein neues Gottesreich zu begründen. Die privilegirten Herrn und privilegirten Knechte der alten Kirche haben in unseren Grundsätzen die Grundsätze der Erhebung und Befreiung der Völker und somit Gefahr für ihre Vorrechte, ihr träges Wohlleben, ihre Herrschsucht erkannt, und werfen sich daher mit Wuth und Bosheit auf unsere junge weltgeschichtliche Pflanzung, wie sich einst die jüdischen Priester und die römisch-heidnischen Kaiser auf die erste christliche Kirche warfen, um sie zu vernichten.

Es ist nun Euer ganzer Muth, Euere aufopfernde Liebe für Euere und Euerer Kinder Freiheit, so wie für das Wohl und die Freiheit Eueres Vaterlandes, und Euer festes Vertrauen auf eine höhere Weltordnung, nach welcher die Menschheit zu immer höherer Vollendung geleitet wird, Euer festes Vertrauen auf Gott nöthig, welcher die List des Listigsten und folglich auch die Pläne eines Metternich und Eichhorn zu Schanden macht, und sie benutzt zur höheren Freiheit und Beseligung der Menschheit. Der Kampf wird um so ernster sein, je mehr sich unsere Fürsten seit der ersten Reformation daran gewöhnt haben, und es als ihr göttliches Recht in Anspruch nehmen, in religiösen Angelegenheiten zu gebieten, und weil viele Diplomaten und Minister die Furcht vor Hölle und Teufel, die Unwissenheit, den Aberglauben und die Unterwürfigkeit vor den Pfaffen als Mittel erkannt haben, die Völker in Knechtschaft zu erhalten.

Die erwähnte Verfügung des Ministers Eichhorn ist vom 13. September dieses Jahres und legt es den betreffenden Behörden als Pflicht auf, zur Annahme

des Patentes vom 30. März dieses Jahres zu zwingen. Dem zufolge sollen wir den Austritt aus der Kirche (man will uns nämlich als ganz Kirchlose behandeln) erklären und zwar vor Gericht, wo für Kopf um Kopf bis Rthlr. 3 — zu bezahlen sind; die von christ-katholischen Predigern eingesegneten Ehen sollen ungültig sein, werden als Konkubinate betrachtet, und die Eheleute sollen entweder aus einander gehen, oder sich vor Gericht trauen lassen, wofür wiederum bis Rthlr. 5 Gebühren zu entrichten sind; den Kindern, in solchen Ehen erzeugt, sollen Kuratoren gesetzt werden; die Taufen haben nur Gültigkeit, wenn sie von einem evangelischem Prediger vollzogen sind, sonst müssen Geburten und Sterbefälle der Staatsbehörde angezeigt, die hohen Gebühren dafür bezahlt werden. Die Lehrer an den Gymnasien und öffentlichen Schulen, welche christ-katholischen oder frei evangelischen Gemeinden angehören, sollen ihr Amt verlieren; endlich sollen wir aller politischer Rechte beraubt sein.

In mehreren Städten hat bereits die Polizeibehörde mit der Ausführung dieser Ministerial-Verfügung, welche ein Seitenstück zu dem Erlasse der römisch-heidnischen Kaiser und der mittelalterlichen Päpste ist, begonnen. Auch in Breslau sind wir 4 Prediger vorgeladen worden, um die Ministerial-Verfügung anzuhören, sind aber der Citation nicht gefolgt, sondern haben der Polizei-Behörde geschrieben, daß wir Beamtete der Gemeinde sind, und demnach der Gemeinde solche Verfügungen bekannt zu machen seien, die dieselben uns dann zukommen lasse. Zugleich werden wir Proteste einsenden an den Oberpräsidenten, den Minister und an den König, wenn wir gezwungen werden sollten gegen unser Gewissen zu handeln. Die Aeltesten haben den Beschluß gefaßt, überall für den Prediger einzustehen, und, wie dieses nach unserer Verfassung geschehen muß, mit den Behörden zu unterhandlen. Ver-

fahrt auch Ihr so, denn Ihr wißt, daß durch die Verbindung der Fürsten mit der Geistlichkeit die Gemeinden in der christlichen Kirche unterjocht worden sind, auch seid Ihr dann sicher, daß man Euch die Prediger nicht sobald entreißt. Wir müssen Alle für Einen und Einer für Alle stehen.

Oder wollen wir uns das erste und heiligste Recht des Menschen, sich frei zu Gott zu erheben, rauben lassen, wollen wir uns zu Heuchlern, zu Pfaffen- und Minister-Knechten machen lassen, nachdem wir uns glücklich frei gemacht haben vom römischen Joche?! — Der König sagt zwar in Magdeburg: „wir hätten die größtmöglichste Freiheit in dem Patente, die gegeben werden könnte." Wir erkennen aber darin keine Freiheit, sondern Bedrückung, wenn christ-katholische Lehrer ihre Aemter verlieren oder nicht befördert werden, wir erkennen keine Freiheit darin, wenn uns die politischen Rechte entzogen werden, keine Freiheit, wenn unsere Taufen und Trauungen keine Gültigkeit haben. Wäre dies — Freiheit, dann hätten die Protestanten unter Ferdinand **II.** in Oesterreich und Philipp **II.** in Spanien ebenfalls Religionsfreiheit gehabt.

Der Minister Eichhorn will uns deßhalb die Rechte entziehen, weil wir keine Christen seien, denn er fordere von jedem Christen mindestens Annahme des apostolischen Bekenntnisses. Bekanntlich ist das apostolische Bekenntniß erst einige Jahrhunderte nach Christi Tod in der Weise entstanden, wie wir es jetzt haben, und demnach wären Christus und die Apostel selbst und die ersten christlichen Gemeinden — keine Christen gewesen.

Wir sind aber Christen, und kein Minister darf uns diesen Namen streitig machen, weil wir die Lehren der christlichen Religion nicht nur verkünden, sondern sie auch verwirklichen. Wir haben nach Christi Wort den Glauben an Gott und die ewige Fortdauer des Menschengeistes, wir betrachten die Menschen als freie Gottessöhne, als Brüder und Schwestern, und

lehren, daß die Liebe das Merkmal des Christen wie der Himmelsweg zur Beseligung sei. Ja wir haben um so mehr Anspruch auf diesen Namen, weil wir die christliche Gottheits- und Menschheits-Idee in ihrem ganzen Umfange auffassen und zu verwirklichen suchen im Leben, während die alte Kirche sie nur einseitig erkannte. Der Katholicismus faßte sie äußerlich auf, lehrt eine äußere Versöhnung und Vereinigung mit Gott durch das Opferblut Christi, durch die Messe, die Fürbitten der Priester oder Heiligen u. s. w. und artete zur todten Werkheiligkeit aus. Der Protestantismus drang zum Gegensatz, zur Innerlichkeit, und stellte als Hauptbedingung der Vereinigung mit Gott die Rechtfertigung durch den Glauben auf, und artete zu der blinden Gläubigkeit aus. Unsere Kirche versöhnt nun den Katholizismus mit dem Protestantismus zu höherer Einheit und fordert den freien vernunftgemäßen Glauben und die freie selbstbewußte That der Liebe.

Wir haben daher Anspruch auf diesen Namen und an uns ist es, Vorwürfe zu machen und zu tadlen, weil wir das Christenthum nach Christi Wort, nicht nach dem todten Buchstaben, sondern dem Geiste nach auffassen. Die alte Kirche lehrt uns nämlich und schreibt vor zu glauben, daß das Christenthum äußere übernatürliche Offenbarung Gottes, daß Gott außerweltlich und tyrannisch, daß Christus übernatürlicher Gott, daß der Mensch verderbt durch Erbsünde in knechtischem Verhältnisse zu Gott stehe, daß die Erlösung äußerlich, daß der Himmel ein äußerer, die Erde das irdische Jammerthal sei, und sie hat trotz dem, daß alle Menschen gleichberechtigte Brüder und Schwestern sein sollten, Priester und Laien, Bevorrechtete und Bevormundete. Wir aber erkennen das Christenthum als ein Erzeugniß des Menschengeistes, der ja aus Gott geboren ist, wir erkennen Gott als den Urgrund alles Seins, den Vater aller Wesen, den Geist der Liebe, der das ganze Weltall durchwaltet, der eben so wenig ohne Welt, wie die Welt

ohne ihn gedacht werden kann. (In Gott leben, weben und sind wir.) Wir erkennen die Menschen als freie Gottessöhne nach Christi Wort: „ich und der Vater sind Eins, der Vater aber ist größer, denn ich;" die Erlösung als innere, welche jeder Mensch vollziehen muß im Geiste Christi, das Himmelreich als inwendig im Menschen (nach Christi Wort,) welches jeder Mensch in sich selbst schaffen muß. Wir haben auch keine bevorrechteten Priester, sondern sind ein priesterliches Volk.

Da wir nun die christliche Religion lehren und zur That zu machen suchen, so müssen wir auch die Rechte haben, welche den Christen in Deutschland zugesichert sind. Nach § 16 der deutschen Bundesakte heißt es: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien begründet in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied der bürgerlichen und politischen Rechte. Im § 36 Th. **II.** T. **II.** 2c. heißt es: „Mehrere Kirchengesellschaften, wenn sie auch zweierlei Religionsgesellschaften angehören, dürfen nicht in nothwendiger Verbindung stehen." Auf Grund dessen haben die Altlutheraner gleiche politische Rechte erhalten, und was dem Einen Recht ist, das ziemt auch dem Andern.

Doch es weiß das Kultusministerium recht gut, daß wir Christen sind, daß wir das Recht auf Anerkennung haben; es kennt auch die große weltgeschichtliche Bedeutung der jungen Kirche. Aber man will uns unterdrücken, man will uns unsere heiligsten Rechte streitig machen und kümmert sich nicht um die Landesgesetze, weil man die äußere Macht in Händen hat. Man will uns unterdrücken, weil die Machthaber erkannt haben, daß durch die Reformation die Völker zum Nachdenken gekommen sind über ihre heiligsten Rechte, über ihr höchstes Gut, die freie Würde, weil sie erkannt haben, daß die Grundsätze der jungen Kirche die Grundsätze höherer Vollkommenheit der Völker sind, und deßhalb der Selbstsucht und Herrschsucht Schranken setzen.

Auf die Eingabe, welche der schlesische Provinzial-Vorstand im Namen aller preußischen Gemeinden an den Minister gemacht hat, wird (ich weiß es aus sicherer Quelle) abschlägige oder erzürnte Antwort kommen.

Darum seid wachsam und thätig, sendet sobald Ihr beunruhiget werdet, und wir Euch die abschlägige Antwort mitgetheilt haben, energische Proteste an das Ministerium und fordert Euer gutes Recht. Geht auch an die protestantischen Stadtbehörden und bittet sie um Schutz und Beistand. Sie werden uns helfen und müssen uns beistehen, wenn sie anders ihre Interessen verstehen; denn ist die religiöse Freiheit unterdrückt, ist der innere Mensch geknechtet und erniedriget, dann ist es leicht, uns auch noch die wenigen politischen Freiheiten zu rauben, die wir haben. Ich möchte wissen, welcher Gott den Fürsten und Ministern das Recht gibt, uns, die wir eben so gut Menschen sind, wie sie, zu Knechten zu machen!

Der Breslauer Magistrat und die Stadtverordneten (auch die römisch-katholischen:) haben bereits einen Protest an den König gesandt. —

Vor allem aber seid Ihr standhaft, seid einig und getreu Eurem großen Weltberuf, ich mahne Euch dazu Angesichts der Mit- und Nachwelt. Ihr habt die Wahl zwischen Wahrheit oder Heuchelei, zwischen Ehre und Schande, zwischen Freiheit und Knechtschaft. Seid Ihr muthvoll und Gottvertrauend, so erntet Ihr Ehre und Freiheit; zeigt Ihr Euch schwach und laßt Ihr Euch von Eurer Pflicht abwendig machen, so geht Alles verloren, was Ihr bisher mit so vielen Opfern erkauft habt, und Verderben bricht über unser Vaterland herein. Ich rufe daher den Männern besonders zu: fürchtet weniger unsere Nachtheile als Schande, weniger das Gefängniß als Verrath an der Religion und Freiheit. Sagt unseren Drängern, daß es eine unverzeihliche Gewissenslosigkeit ist, uns in unserem Gewissen zu kränken und Tausende zu Heuchlern zu machen, sagt ihnen auch, daß sie uns eher tödten, als sie uns

zu Heuchlern und Verräthern an uns und Gott machen, und daß wir gefangen oder frei, todt oder lebendig bestimmt sind, der Freiheit der Völker Bahn zu brechen, und daß wir entschlossen sind, dieser Bestimmung nachzukommen.

Wir brauchen nicht Stahl und Feuerschlünde, denn wir haben mächtigere Waffen, die uns den Sieg sicher verschaffen. Zur Seite werden uns stehen die Frauen und Jungfrauen, sie werden zeigen, daß sie nicht weniger Begeisterung und Muth haben, als viele der ersten Christinnen, die unter dem Henkerbeile starben. Ja, meine deutschen Schwestern, die Vorsehung hat Euern Händen die Pflege für das neue Gottesreich der Nächstenliebe anvertrauet, wollt Ihr die Saat, die Ihr bereits schön aufsprießen seht, zertreten lassen? Die Vorsehung hat Euch zur Versöhnung des Diesseits und Jenseits durch der Liebe Unendlichkeit, zur Versöhnung der gedrückten und geängstigten Armuth berufen, wollt Ihr diesen Euern heiligen Lebenslauf aufgeben? Wollen die Mütter es sich gefallen lassen, daß man ihren Kindern einen Vormund setzt, während der Gatte und Vater lebt, und die Ehe als Konkubinat behandeln lassen, weil sie christ-katholische Prediger eingesegnet haben? Ich weiß: die Mutterliebe duldet keine Schmach, und ich vertraue auf Euern Muth, deutsche Mütter! Eure Ahnenmütter, wenn sie sahen, daß ihre Kinder in Gefahr kamen römische Sklaven zu werden, drückten ihnen den letzten heißen Mutterkuß auf die Lippe und weihten sie dem Tode. Deutsche Mütter! die Liebe wird Euch sagen, was Ihr zu thun habt, wenn man Euere Mutterehre antastet.

So laßt uns denn muthvoll einander die Hand reichen zu Schutz und Trutz; es gilt das Höchste und Heiligste, und wenn Euch etwa bangt vor dem Gefängniß, so will ich Euch vorangehen, wie ich Euch schon einmal vorangegangen bin. Wir geben dem Könige,

was des Königs ist; laßt uns Gott geben, was Gottes ist und ihm mehr als Menschen gehorchen.

Euer Bruder

Johannes Ronge."

Das war die Antwort, welche Ronge, als Bannerträger der freien Kirche, auf die Kriegserklärung der preußischen Regierung gab; es war die Urkunde, welche die freie Kirche der Gewalt vorlegte, daß sie, zur Rettung des Volkes berufen, diesen ihren geschichtlichen Beruf unter keiner Bedingung aufgeben oder verläugnen werde; es war der ahnungsvolle Wächterruf vor dem Sonnenaufgang der Freiheit.

XIV.

Die deutsche Staatsumwälzung und Ronge's Stellung dabei.

Im dritten Monat, nachdem Ronge sein Rundschreiben an die Gemeinden der freien christlichen Kirche erlassen hatte, begann die große Staatsumwälzung in Deutschland (März 1848). Da erblaßte der alte Heiligenschein „von Gottes Gnaden," der das Königthum umflossen hatte, und die erstgeborne Tochter Gottes, die Freiheit betrat die deutsche Erde. Der Jesuitismus raffte die letzte Kraft zusammen, um im Bunde mit den verblendeten weltlichen Machthabern, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatten, den hereinbrechenden Sturz der alten Weltordnung durch Waffen aufzuhalten. Es floß Bürgerblut, es ward vergossen für ein Stück Holz, mit Sammt überzogen, für einen goldenen Reif, den Menschenhände geschmiedet hatten, für Wappen und Stammbäume, für Beamten- und Pfaffenherrschaft. Es floß nicht vergebens. Die blassen Leichen, vor denen der

König das Haupt entblößen mußte, verkündigten das Urtheil über die Vergangenheit, die Verheißung der Zukunft, den Sieg der neuen Weltordnung, welchen keine Macht der Welt aufzuhalten im Stand sein wird, und ob auch das alte Königthum von Gottes Gnaden und die alte Priesterherrschaft neue blutige Umwälzungen veranlassen mögen.

Unter den Rechten, welche sich das deutsche Volk selbst eroberte, waren Glaubens-, Gewissens-, Bekenntnißfreiheit und Vereinigungsrecht diejenigen, welche die freie Kirche insbesondere für sich in Anspruch nahm. Nicht mehr bedurfte sie fortan eines königlichen Versprechens in Betreff „unverkümmerter Aufrechthaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit;" die neue Weltordnung kennt keinen Fürsten, so hochgefürstet,

„Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt;" —
sie kennt „Das Recht als ein gemeinsam Gut,
Das liegt in jedem Erdensohne,
Das in uns quillt wie Herzensblut."

Das deutsche Volk vergaß nur leider, in dem Augenblick, wo es mit einem Griffe die ganze, die volle Freiheit erfassen konnte, dies zu thun. Es vergaß, daß seine religiöse Befreiung so lange unvollendet bleiben müsse, als es die schmachvollen Verträge, welche seine Fürsten mit Rom geschlossen (die Konkordate) nicht zerrissen, — als es statt der bisherigen Priesterherrschaft in allen Kirchen nicht eine freie Verfassung hingestellt, mit dem obersten Grundsatz: „Die Grundlage der Kirchenverfassung und des ganzen kirchlichen Verbandes ist die selbstständige Gemeinde, von welcher alle kirchlichen Berechtigungen ausgehen," — als es nicht das Gesetz gemacht:

„Durch das religiöse Bekenntniß darf den staatsbürgerlichen Pflichten kein Abbruch geschehen; die erzwungene Ehelosigkeit der Priester (der Cölibat) und sämmtliche geistliche Orden thun aber den staatsbürgerlichen Pflichten, welche für alle Deutschen gleich sind, Abbruch; deßhalb sind sie in Deutschland aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden." Daß das deutsche Volk in seiner ersten Siegeskraft vergaß, diese Beschlüsse zu fassen und zur Geltung zu bringen, das hat es seither bereits hart genug empfinden müssen und noch manche ernste Stunde wird über dasselbe kommen, in welcher es bereut, daß es den unversöhnlichen Feind seiner Freiheit, vor dem es nur sicher ist, wenn es ihn vernichtet hat, blos in die Flucht jagte, statt ihn zu zermalmen. Wohl versprachen die Fürsten in der Stunde der Gefahr, wie vieles andre, so auch die Einführung einer freien „Presbyterial- und Synodalverfassung" wenigstens für die evangelische Kirche. Aber die Prälaten, die Superintendenten, die Konsistorialräthe schauderten vor dem Gedanken, daß sie bei einer sochen nicht blos ihre unverhältnißmäßig hohen Gehalte, sondern auch ihren Einfluß in der kirchlichen Rang- und Herrschordnung verlieren sollten, und die Fürsten schauderten vor der Presbyterial- und Synodalordnung, weil sie bei näherer Ansicht derselben sahen, daß sie eine rein demokratische sei. Indessen das Versprechen, sie einzuführen, war einmal gegeben; was blieb nun anders übrig, als die Ausführung so lange hinauszuschieben, bis das Volk wieder eingeschläfert oder durch Gewalt gebändigt war? Das Volk vergaß, daß es die Fürsten drei und dreißig Jahre lang mit allen Versprechungen ebenso gemacht hatten.

Aber freilich vergaß das deutsche Volk in den Augenblicken, da es allmächtig war, noch Manches andre, woran es hätte denken sollen. In der ersten Siegesfreude täuschte es sich über das Maß der Kräfte, welches jenen Mächten noch zu Gebote stand, die es so viele Menschen-

alter hindurch durch Gewalt und List geknechtet hatten. In menschlicher Regung wähnte es, diese Mächte würden das gewaltige Schicksal nicht als bloßen Zufall, sondern als das Urtheil erfassen, welches die Geschichte nach ewigen Gesetzen gesprochen, sie würden, die Großmuth des Siegers achtend, aufgeben die uralten Ansprüche auf Vorrechte und Vergewaltigung, sie würden, dem edleren Triebe der Natur gehorchend, sich als gleichberechtigt mit allen Freien nun glücklich fühlend, über dem Opferblute die Hand zur Versöhnung, zum Frieden bieten. Es war ein schöner Traum des Vertrauens, dem die rauhe Wirklichkeit nicht entsprach. Mit diesen Mächten ist keine Versöhnung, kein Frieden möglich. Sie selbst haben es gezeigt. Sie haben, wie sie wieder zu Kräften gekommen, den alten Kampf wieder aufgenommen und das Menschenblut, welches neuerdings in dem großen Wagespiel vergossen worden ist, erhob vergeblich die warnende Stimme zu ihren tauben Ohren. Nun denn: der Kampf zwischen der alten und der neuen Weltordnung wird ausgekämpft werden; er muß es. Das freie Volk wollte ihn auskämpfen mit den unblutigen Waffen des Geistes und des Gesetzes; seine Feinde drängten es zur Nothwehr auf das blutige Gefild der Schlacht. Wie aber auch in der Gegenwart die Würfel fallen, — in der Zukunft ist der Sieg dem Geist und dem Volke, der Gleichberechtigung und der Humanität gewiß!

Ernst sinnend stand Johannes Ronge zu Frankfurt im sogenannten Vorparlament inmitten des allgemeinen Frohlockens, welches noch lange forthallte, nachdem die alten volksfeindlichen Mächte sich bereits erholt hatten und aus ihren Verstecken wieder offen zu Tage gekommen waren oder in denselben den Kampf vorerst mit den Waffen der Hinterlist wieder erneuert hatten. Schon damals redete er, immer bei den kühnsten Freunden der Freiheit stehend, die entschiedenste Sprache. Mit tiefem Kummer sah Ronge dann später, wie das Volk

sich in manchem Manne geirrt, den es bisher für seinen Freund und Vorkämpfer gehalten und der jetzt, sei es aus Beklommenheit vor dem ungeheuren Umschwung, den er selbst nicht geahnt, sei es aus Beschränktheit, sei es aus Schwäche, oder aus Eitelkeit und Selbstsucht, der weltumwälzenden Bewegung Einhalt gebieten und sie blos auf eine kleinliche Beschränkung der Willkür durch papierne Verfassungen und durch leicht gegebene, leicht zu brechende Versprechungen zurück drängen wollte.

Außerdem hatte die Freiheit, deren Ziel die vollendete Herstellung der Menschenwürde ist, jetzt noch einen anderen Gegner bekommen, der sich an die Fürsten, an den Adel, an die Beamten, an die Soldkrieger anschloß; das war jene Klasse des Bürgerthums, welche, weit entfernt, die erhabene Bedeutung der Umwälzung zu begreifen, sich auf den einseitigen Standpunkt ihres Reichsthums oder doch ihrer Wohlhabenheit stellte, und auf die ärmeren, auf die arbeitenden Klassen, welche nach Erringung eines menschenwürdigen Daseins strebten, wie auf einen lumpigen Pöbel, wie auf ein beutelustiges Gesindel hochmüthig herabblickte. Diese Menschen zitterten nun vor jedem kühnen Wort, insbesondere vor dem Worte Republik; es klang ihnen wie Mord und Raub in die Ohren, und wie die Juden einst gegen Jesus, der ihnen auch nicht ein Stück Freiheit, sondern die ganze bringen wollte, so schrieen sie, von Wuth übermannt, ihr: „Kreuziget ihn!" über jeden Vorfechter der wahren und vollen Freiheit, der ihnen bewies, daß das Volk abermals betrogen werden solle. Auch Ronge hatte das zu erfahren.

Mit bittrem Schmerz sah Ronge ferner, wie das Volk, das plötzlich aus der Knechtschaft zur Freiheit erlös'te Volk, bei seinen Wahlen zur verfassunggebenden Reichsversammlung in Berlin vielfältig getäuscht und mißbraucht worden war, und sein in die Zukunft schauendes Auge gewahrte die unseligen Folgen dieser Täuschungen, die Früchte, welche an dem verschonten Giftbaume der alten

Staatskunst reiften. Da erhob er als deutscher Mann, der die Freiheit nicht blos für das kirchliche Leben erkämpfen, der sie erringen helfen wollte für das gesammte Volksleben, also, daß die religiöse Freiheit nur eine der schönen Blüten aus der gesunden Wurzel des freien Gesammtlebens sei, — da erhob er bereits am 6. Juni 1848 von Breslau aus einen warnenden „Zuruf an die Nichtbevorrechteten" insbesondere an die Wähler der Abgeordneten zum verfassunggebenden Reichstag für Preußen. „Der Grundsatz der Selbstregierung des Volks müsse die Grundlage der neuen Verfassung sein und bleiben" (so mahnte er); „die Versammlung in Berlin dürfe diesen Grundsatz, dem sie ihre Wahl verdanke, nicht verläugnen; der König solle nicht vom Volke getrennt, er solle der oberste Vollstrecker des Volkswillens sein, nur die Macht haben, die ihm die Vertreter des Volks gegeben, und an Gesetze gebunden sein, wie jeder andere Staatsbürger." „Würde" (fuhr Ronge fort) das „demokratische Prinzip im preussischen Staate nicht festgehalten und die ganze Verfassung, deren Bau mit der freien, auf Urwahlen ruhenden Gemeindeverfassung beginnt, dann fortschreitet zur freien Kreis-, Provinzial- und Staatsverfassung, nicht nach diesem Prinzip geregelt, so könne auch kein freies und einiges Deutschland entstehen." Auch auf Frankfurt heftete Ronge den Blick, der nur in der vollständigen Verwirklichung der Freiheit wahres und dauerndes Heil erkannte. Er beobachtete das Benehmen jener Partei, welche der Aufführung eines ganz neuen Baues von Grund aus und der Durchführung des Rechts der Selbstregierung des Volks widerstrebte, und er sah voraus, daß wenn diese Partei ihre Pläne durchsetzte, wenn sie das, was die Zeit begraben, wieder in's Leben rufen wolle, nur Uneinigkeit und Wirrsal entstehen könne. „Laßt" (rief er den Wählern zu) „die Abgeordneten in Frankfurt wissen, daß sie nicht hingesandt worden, um ein altes vermodertes und zerfallenes Kleid

zu flicken, oder aus alten, morschen Balken ein Haus zu bauen, das der erste Windstoß umwirft;" — „die deutsche Nation sei jetzt Kaiser und diese wolle keine goldene Krone, nachdem sie die Dornenkrone getragen; ein anderer Kaiser könne Deutschland nicht einig machen, im Gegentheil würde er nur neue Uneinigkeit hervorbringen, da die Eifersucht der einzelnen Fürsten und Staaten dadurch geschürt würde. Sagt ihnen: ihr wolltet eine verantwortliche Bundes-Central-Gewalt, die von der Nationalversammlung einstweilen alljährlich als Ausschuß gewählt wird, und ein vollziehendes verantwortliches Bundesministerium, mit einem von der Nationalversammlung gewählten zeitigen Vorsitzenden (Präsidenten)" So schrieb Ronge im Juni 1848, in der vollen Ueberzeugung seiner Seele von der Richtigkeit der Thatsache, daß die große staatliche Umwälzung nichts Geringeres als der Wendepunkt zweier Weltordnungen sei, und daß es Kurzsichtigkeit sei, aus der alten, in sich selbst zusammensinkenden Weltordnung längst ausgelebte Formen in die neue hinüberzupflanzen, daß es Frevel sei, die naturgemäße Entwickelung der neuen Schöpfung durch eigenwilliges Eingreifen zu stören.

So sprach er sich denn auch in Frankfurt, wo er bald darauf eintraf, mündlich in seiner vollen Ehrlichkeit aus. Aber die Wenigsten theilten seine Ansicht über die Tiefe und über die eigentliche Bedeutung der großen Bewegung; die Meisten wähnten, diese sei durch die gemachten Zugeständnisse und Versprechungen bereits abgeschlossen, und nun müsse und werde die ausgebesserte alte Staatsmaschine wieder ihre gewohnten Verrichtungen thun; — als ob der Genius des Jahrhunderts nicht die vorrostete Triebfeder selbst aus derselben genommen und zerbrochen hätte! Die Wenigsten konnten es begreifen, was Ronge damals offen und ehrlich aussprach, daß die deutsche Nationalversammlung, so wie sie nun einmal aus den verschiedenartigsten Grundstoffen zusammengesetzt war,

die große geschichtliche Aufgabe, welche sie zu lösen hatte, eben nicht befriedigend lösen könnte, und daß es besser sei, eine neue aus lauter wahrhaft volksthümlichen Vertretern zusammenzusetzen, und zwar ungesäumt, so lange noch die erste Begeisterung dauerte, so lange die Regierungen noch nicht wagten, der Souveränetät der allgemeinen Volksvertretung ihre Anerkennung zu versagen. Es war eine Ungeduld in die Menschen gekommen, die gestörten Verhältnisse so rasch als möglich wieder in Ruhe gebracht zu wissen, und sie ahnten nicht, daß die Ordnung nur durch eine vollständige Umgestaltung begründet werden konnte, in Folge deren dann alles sich in neuen Stellungen zurecht finden und in einander fügen müsse. Den Besitzenden standen (wie bereits erwähnt) die drohenden Gespenster der Gesetzlosigkeit und der Vernichtung des Eigenthums Tag und Nacht vor den fieberhaft erhitzten Augen, und mit diesen Augen betrachteten sie jene scheußlichen Zerrbilder von Freiheit, welche ihnen dieselben feindseligen Mächte, die sie kaum erst bekämpft hatten, als das wahre Bild der Freiheit hinmalten. So wurde denn Ronge mit seinem glühenden Eifer für die Verwirklichung der höchsten Gedanken der Menschheit, mit seiner reinen Hingebung an's Volk, mit seinem redlichen Streben, dessen Wunden zu heilen, in jenen Tagen von den Meisten mißkannt.

Alle jene, welchen Ronge und die freie Kirche längst verhaßt waren, welche es bisher jedoch nicht gewagt hatten, in offener Feindseligkeit gegen beide hervorzutreten, erkannten und benutzten gar bald dies Mißkennen, diese Veränderung in der öffentlichen Meinung, um sie ihm gänzlich zu entfremden. Nun wurde es im geselligen Gespräch und in öffentlichen Blättern Ronge zum Vorwurf gemacht, daß er auf politischem Gebiete aufgetreten sei. Als ob sich Religion und Politik je trennen ließen; als ob die Regierungen dies je gethan hätten; als ob Religion im höchsten Sinne nicht das ganze Menschendasein als der lauterste Einklang der Wahrheit, der

Freiheit und der Liebe durchdringen und erfüllen müßte! Als ob es des Mannes, der von seinem Auftreten gegen den Ablaßkram an bis zu seinem letzten muthigen Rundschreiben unermüdlich gewirkt hatte, das Volk von innen aus geistig und sittlich selbstständig und frei zu machen, würdig gewesen wäre, jetzt als müßiger Zuschauer dazustehen, jetzt da es sich darum handelte, daß für die ganze nächste Zukunft überhaupt die ersten Voraussetzungen aller geistigen, sittlichen und religiösen Freiheit eben in den Grundfesten der politischen festgestellt würden! Als ob eben Ronge allein ausgeschlossen sein sollte von dem Genuß der allen Deutschen zuerkannten Rechte, die innerste Herzensmeinung über die höchsten Angelegenheiten des Volks und Vaterlands durch die Mittel der freien Presse und der Vereinigung kund zu geben! Aber der Zündstoff des Mißverständnisses war nun einmal in die öffentliche Meinung gedrungen, wenigstens in einzelne Kreise, und die Jesuiten, die Römlinge, die protestantischen Frömmlinge, so wie alle diejenigen, deren Vortheil bei der alten Ordnung der Dinge wesentlich betheiligt war, schürten nun auf's Allereifrigste, um Ronge's Ruf zu vernichten und mit dem einzelnen Mann auch das Dasein der freien katholischen Gemeinden zu untergraben. Sein Umgang mit einzelnen mißliebigen Persönlichkeiten wurde ihm zum Vorwurf gemacht; aber, gesetzt, daß diese seiner unwürdig waren, warum fand sich kein Freund, der ihn aufmerksam machte? Doch das war den Feinden der Sache, deren Vorkämpfer sie in Ronge haßten, nicht genug. Sie verbreiteten die schmählichsten Lügen über Ronge's Benehmen in sittlicher Beziehung, so unverschämte, plumpe und doch mit so frecher Zuversichtlichkeit vorgetragene Lügen, wie sie schon bei seinem ersten Auftreten zu Duzzenden von den Römlingen verbreitet worden waren. Es gehörte wenig Scharfblick dazu, um einzusehen, daß diese jüngsten Verdächtigungen aus derselben Quelle flossen wie damals. Und dennoch wurde jetzt Mancher, der damals darüber gelacht hatte,

an Ronge irre gemacht; warum? weil die Verdächtiger ihre Lügen mit der anderen in Verbindung brachten, daß Ronge unter der Freiheit den Kommunismus verstünde und somit das Eigenthum bedrohe! Arme, schwache Menschen, die ihr erst durch die bitterste Noth und Schmach dahin werdet gebracht werden, eure alten unversöhnlichen Feinde, welche sich plötzlich für Freunde der gesetzlichen Freiheit und der Ordnung ausgaben und noch ausgeben, von euren wahren unveränderlich treuen Freunden unterscheiden zu lernen! Wurde Ronge in Folge dieser Ränke von Vielen seiner früheren Anhänger und Bewunderer verkannt, gekränkt und verhöhnt, — so zeigte sich eben so bald auch das eigentliche Ziel, worauf die Widersacher lossteuerten, nämlich die Untergrabung der deutsch-katholischen Gemeinden. Wie auf Eine Losung hieß es jetzt plötzlich überall: „Nun sieht man's, was an den Deutsch-Katholiken eigentlich ist! Wühler, Männer des Umsturzes und des Fallbeils sind sie; ja, all die rechtsgelehrten Staatsmänner hatten seiner Zeit ganz Recht, als sie uns vor dem Deutsch-Katholicismus warnten! Nein, einer solchen Sekte, die Handel und Wandel untergräbt, spenden wir keine Beiträge mehr!" Und so war's auch bei Vielen wirklich der Fall. Armes Volk!

XV.

Ronge's Wirken in Oesterreich. Der Sieg des Jesuitismus in Oesterreich. Ronge's Wirken in Bayern.

Ronge, wendete sich, durch alle Kränkungen unbeirrt, welche er während seines Aufenthalts in Frank-

furt am Main hatte erdulden müssen, noch im Sommer von dort nach der bayrischen Rheinpfalz, wo die vom langen Druck erlösten deutsch=katholischen Gemeinden frisch und fröhlich aufblühten.

Schon wartete aber seiner sehnsuchtsvoll der deutsch=katholische oder „freie christliche" Verein in Wien. Ungemein groß war dort die Theilnahme für die kirchliche Bewegung, aber es fehlte von Anfang, wenn auch nicht an Anregern, jodoch an geschickten Händen, welche den flüssigen Stoff in die gediegene und schöne Form leiteten. Nachdem viele Vorversammlungen statt gefunden, wurde die Gemeinde in Wien am 17. September 1848 unter Leitung und Mitwirkung Ronge's gegründet; am 24. September feierte sie ihren ersten Gottesdienst, wobei Ronge und Wagner predigten und an etwa tausend Personen das Abendmahl austheilten. Der Grimm der Jesuiten und Römlinge war unbeschreiblich; er steigerte sich, jemehr die junge Gemeinde rasch an Mitgliedern zunahm, jemehr sich aller Orten, vor den Thoren der Stadt und auf dem flachen Lande, Niederösterreichs, in Mähren, in Steyermark die regste Theilnahme und die Absicht, Gemeinden zu bilden, zeigte. Vergeblich predigten die Römlinge an jedem Sonntag gegen den Deutsch=Katholicismus, vergebens verkaufte man in den Sakristeien der römisch=katholischen Kirchen Warnungsschriften dagegen, vergebens bedeckten Schmähschriften die Straßenecken, und verkündigten: die neue Irrlehre der „Rongeaner" verführe zum Abfall von Gott und nehme dem Menschen den Glauben an Unsterblichkeit; vergeblich eiferten die Kirchenzeitungen und politische Schmutzblätter; — die Macht der Wahrheit brach sich rasche Bahn. In Gratz (in Steyermark) bildete sich am 26. Oktober die zweite freie christliche Gemeinde in Oesterreich, nachdem Ronge am 22. im ständischen Reitsaal den ersten Vortrag vor etwa 2000 Menschen gehalten hatte. Vergeblich versuchten die Römlinge (wie sie's auch in Wien gethan

hatten) durch falschen Feuerlärm Störungen hervorzubringen, — Ronge und Scholl, welcher mit ihm in Oesterreich mit der vollen Thatkraft seines feurigen Gemüthes wirkte, blieben unerschrocken und behaupteten den Kampfplatz. Am 29. hielt Ronge mit Scholl in einem Garten den ersten Gottesdienst mit Abendmahlsfeier. Auch in Gratz war anfänglich mehrfach Gefahr für sein Leben gewesen und die Nachricht, daß er wirklich ermordet sei, war nach Schlesien gedrungen. Da machten sich alsogleich zwei Mitglieder des Vorstands von Breslau auf den Weg, um sich persönlich von der Wahrheit der Nachricht zu überzeugen und nöthigenfalls, den Freund zu schützen. Auch sandte ihm die Breslauer Gemeinde ein Schreiben zum Geburtstage, worin die ganze Werthschätzung Ronge's als Mensch und die volle Uebereinstimmung mit seiner Auffassung der Religion ausgedrückt ist. „Sie haben" (heißt es darin) „die Religion vom Himmel zum Menschenleben zurückgerufen, und die Religion hieß Freiheit des staatlichen Lebens fordern, und hieß thatvolle Bruderliebe schaffen, nicht jene träge Gemüthsliebe, die sich selbst als Endzweck faßt, jene Bruderliebe vielmehr, die das Chaos unseres Menschenlebens mit Energie gestalten, gerecht und wirksam gestalten will. . . ." „Wir verachteten tief die letzten Waffen Ihrer Feinde" (so hieß es weiter in dem Schreiben)„ die ohnmächtigen Schmähungen, und waren stolz auf Ihre Freundschaft und Sinnesgemeinschaft. Ja wir erklären Ihnen offen und mit Freude, daß wir Eins mit Ihnen sind und Sie zustimmend begleiten auch auf Ihren neuen Lebenswegen. . . . Werfen Sie die Bollwerke, die Grundpfeiler der Despotie und Verwüstung der Völker, die Zwingburgen falscher Religion nieder und richten Sie auf den Trümmern tausendjähriger Erniedrigung und Schmach das goldene Banner der Freiheit, der Wahrheit und der Brüderlichkeit auf!"

Inzwischen war Wien gefallen. O deutsches Volk, das du zur rechten Stunde keine That gehabt für dies Wien, nur Thränen, — und sind deine Thränen schon vertrocknet? Wien war das Opfer, das für dich geschlachtet worden! — Du siehst nur die bleiche, blutumdampfte Gestalt des Würgers, der seine Schützen auf Robert Blum's Herz anschlagen ließ. Hinter diesem Würger, der nichts als ein eiskaltes Werkzeug ist, stehen Andere, mit feinen lächelnden Mienen, mit sammetweichen Händen, welche die Fäden des alten Netzes spinnen und drehen und sie aussenden von Hof zu Hof; — aber auch sie sind nur Werkzeuge, auch hinter ihnen steht ein Andrer. Das ist der Meister. Er zeigt sein Antlitz nicht; er wechselt die Masken; er sah sich selbst nie im Spiegel, sonst übermannte ihn das Entsetzen vor sich selber. Er schaut seine Hände nicht; sie verbergen sich in den Falten seines dunklen Gewandes, das von Blut und Thränen und vom Fluch der Menschheit trieft. Aber es geht ein Zauber von seinen Händen aus, welcher tausend und abertausend fremde Finger bewegt, daß sie Weiber zu Wittwen und Kinder zu Waisen machen, daß sie Fesseln schmieden und Thränen in dunklen Kerkern entpressen und Völker an dem ewigen Gott verzweifeln machen. In starrer Ruhe steht dieser Meister, und doch in ewiger Thätigkeit des Zerstörens, unergründlich wie das Meer, das den stolzesten Schiffen schmeichelt und sie dann plötzlich als seine Beute tückisch erfaßt und in ewiger Vergessenheit begräbt. Was der Mensch denken kann an Gedanken, welche die Menschheit entmenschen, das ruht, von tausendfachen Schleiern umhüllet, in der Seele dieses Meisters, der die bethörten Könige zu Dienern hat und dem Geist Gottes verwegen in seine ewigen Offenbarungen greift, um sie aufzuhalten. Es ist der Jesuitismus. Mag er von Wien's Trümmern, wo er sein Siegesfest gehalten, leisen Schrittes weiter wandeln von einem Hofe zum andern und Völker niedertreten, die ihre Fesseln zerbrochen und Päpste wieder auf ihre Throne setzen, — er ist dennoch

gerichtet, er ist dennoch verflucht; es kommt ein Tag, da er nicht mehr sein wird, und das deutsche Volk, — kein anderes der Welt, — wird der Cherub sein, der ihn vernichtet.

Mit dem Falle Wien's und der Wiedererhebung des Jesuitismus war auch die kirchliche Bewegung in Oesterreich erdrückt worden. Die Gemeinde in Wien, welche am 10. Dezember 1848 mehr als 3000 Mitglieder zählte, durfte keinen Gottesdienst mehr halten; die Waffengewalt verbot jeden solchen als „Volksversammlung," da sie der Gemeinde keinen kirchlichen Charakter zuerkannte, und zwar deßwegen, „weil sie nicht zu den vom Staate anerkannten Kirchen gehöre," — die Regierung aber verweigerte die Anerkennung. Das Ränkespiel des Jesuitismus, der durch Robert Blum's Ermordung seinen Triumph bekundet hatte, vernichtete die früher hin versprochene Religionsfreiheit! Die Gemeinde in Wien wendete sich mit einer Denkschrift an den österreichischen Reichstag in Kremsier, legte demselben in zehn Sätzen sowohl das Thatsächliche als auch die sittliche Nothwendigkeit der kirchlichen Bewegung dar, sowie ihre einfache und treffliche Verfassung, und gab die Erklärung: „Die Ausbreitung der Reformation kann nicht mehr gehindert, sie kann nur geregelt werden. Der Druck befördert dieselbe. Die Mitglieder können durch die Beängstigungen der Gegenwart in ihrer freireligiösen Ueberzeugung nicht erschüttert werden." Der Reichstag entwarf, berieth und beschloß denn auch die Geltung der vollen Gewissens- Glaubens- und Bekenntnißfreiheit; aber der junge Kaiser Franz Joseph löste den Reichstag ohne die geringste äußere Veranlassung auf, und erließ in Olmütz am 4. März 1849 aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung, worin es hieß: „Die volle Glaubensfreiheit und das Recht der häuslichen Ausübung des Religionsbekenntnisses ist jedermann gewährleistet. Jede gesetzlich anerkannte Kirche und Religionsgesellschaft hat das Recht der gemeinsamen

öffentlichen Religionsübung, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Kultus-Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds u. s. w." Das war die in dem Antrittspatent des jungen Kaisers verheißene „Sicherung der ächten Freiheit durch das Gesetz!" Die freie Kirche gehörte, wie sich's gar nicht anders erwarten ließ, nicht zu den vom Despotismus anerkannten. Der Jesuitismus hatte vor der Hand abermals das Ziel seiner Wünsche erreicht; die treulose Staatskunst der Volksverräther stand im Bund mit der Knute, unter deren Hieben die deutsche Freiheit verbluten sollte. „Belagerungszustand und Standrecht" waren die Losungsworte der „Volksbeglückung von Gottes Gnaden" und geächtet wurde der Grundsatz der Volkssouveränetät.

Ronge begab sich im November 1848 von Gratz über Salzburg nach München. Dort, wo die jesuitische Partei seit Jahren ihr Hauptlager aufgeschlagen, hatte sich bereits am 17. September 1848 eine deutsch-katholische Gemeinde gebildet, welche am 9. Oktober von der Regierung die staatliche Anerkennung und die Erlaubniß zur Abhaltung des Gottesdienstes erhielt und diesen auch bereits an demselben Tage feierte. Franz Rauch, deutsch-katholischer Pfarrer in Leipzig, hielt die Predigt, Friedrich Dumhof, welcher früher römisch-katholischer Pfarrer in Ilm-Münster gewesen war, die Abendmahlsrede. Ronge wirkte in München für die Befestigung der Gemeinde und die Ordnung ihrer Verfassung, hielt am 19. und am 26. November Gottesdienst und gründete einen Frauenverein. Inzwischen regten sich die Römlinge; in öffentlichen Blättern verbreiteten sie die gemeinsten Lügen über Ronge und Dumhof; in der Gemeinde versuchten sie Spaltungen hervorzurufen und zu vergrößern; den von der Regierung vorgeschriebenen Abmeldungen der aus der römischen Kirche Austretenden wurden Schwierigkeiten entgegengestellt, und als

Ronge in einem solchen Falle öffentlich mit aller Entschiedenheit dagegen auftrat, wurde ihm am 14. Dezbr. von der Polizeidirektion angezeigt, daß seine Aufenthaltskarte nicht verlängert werde, weil er sich nicht darauf beschränkt habe, die junge Gemeinde zu stärken, sondern in einem Aufsatz die katholische Geistlichkeit angegriffen habe. Er antwortete: seine Abreise sei bereits zum 15. festgesetzt gewesen; übrigens habe ihn die katholische Geistlichkeit mehr angegriffen, als er sie.

Er verließ nunmehr München und begab sich nach Nürnberg. Dort fand die kirchliche Bewegung rasch die erfreulichste Theilnahme; es bildete sich eine freie christliche Gemeinde, welche binnen drei Monaten zu 1200 Seelen heranwuchs. Am 26. Dezember hielt Ronge den ersten Gottesdienst. Bald entstanden unter Ronge's Leitung auch in Fürth, Erlangen, Altdorf und Schweinfurt Gemeinden. Während so die kirchliche Bewegung in Mittelfranken die gedeihlichsten Fortschritte machte, vermehrte sich auch die Zahl der freien christlichen Gemeinden in der bayrischen Rheinpfalz. Auch in den anderen deutschen Gauen entfaltete sich frisches Leben und wandten sich die Herzen, sich losringend aus den starren eisigen Satzungen der altkirchlichen Weltanschauung, freudig dem Licht der freien Kirche zu.

XVI.

Blick in die Zukunft.

Rauschend fluthet der heilige Lebensstrom einer neuen Zeit in tausend Armen durch's deutsche Land. Der Morgenschimmer der Zukunft umstrahlt seine raschen Wogen, — die Geister, welche der Odem der Geschichte

bewegt. Ihre Namen, und so auch Ronge's Namen, wird das Volk im Herzen tragen, und mit Stolz und Freude aussprechen, so lang es des großen Werkes gedenkt, welches begonnen, aber noch nicht vollendet ist.

Möge die Priesterherrschaft alles aufbieten, um die Vollendung zu hindern, — sie kann höchstens deren rascheren Gang für kurze Zeit aufhalten. Ihr Gericht trägt sie in sich selbst, und das ist die Verblendung, welche sie erfaßt hat, welche sie treibt, die Gewalt für ihre Erhaltung aufzurufen und in der Zuversicht auf diese sich dem Geist des Jahrhunderts und den Forderungen des Volkes trotzig verneinend entgegenzustellen. Die Verblendung ist's, welche sie die Grundrechte des deutschen Volks verachten, welche sie die blutigen Geister des Glaubenshasses heraufbeschwören, welche sie die trennenden Schranken der verschiedenen Glaubensschaften erneuern lehrt; die Verblendung ist's, welche den römischen Priester oder Bischof, den protestantisch-altgläubigen Prediger oder Konsistorialrath, den jüdischen Rabbiner, der den reinen Gottglauben im Grabe der alten Satzungen und Bräuche erhalten will, zur Verdammung und Verfolgung der freien Richtungen auf allen drei Glaubensgebieten verbindet. Da klammern sie sich, die Verblendeten, verzweiflungsvoll an die wankenden Pfeiler der alten Zwangkirchen und wähnen sie durch ihrer Arme Kraft zu stützen, und werden unter ihrem Zusammensturz begraben werden. Kaum meint ihr, die Flamme des Geistes hier erstickt zu haben, so bricht sie dort um so heller hervor. Wo die Tyrannei Menschenopfer schlachtet, wie sie's in Wien gethan, da ziehen die Geister der Gemordeten in stiller Mitternacht von Haus zu Haus und pochen den Muth, der ermüdet hingesunken, aus seinem Schlummer auf. Wenn Feldmarschälle, Bischöfe und Konsistorien den Belagerungszustand über eine Stadt voll Spießbürger verhängen, so steht der Genius des Jahrhunderts plötzlich inmitten der kernhaften Bauerschaft und sie schaart sich um seine

Fahne und wächst zum „hellen Haufen" heran, der helläugig und rothwangig und mit gesundem rasch kreisendem Blut in dem geistigen Freiheitskampf nicht der letzte sein wird. Das ist das Zeichen, daß die Zeit sich erfüllet. Seht, wie der grüne Odenwald in all seinen Wipfeln von dem Hauch des freien Christenthums durchrauscht ist! Dieser Hauch wird den Schwarzwald und die Rhön und die Eifel und die Alpenthäler erfrischen. Ja in den kühlen Thälern und auf den lachenden Triften des Bauernstandes werden die Gedanken des erfüllten Christenthums wie wogende Aehren zu Thaten reifen, und aus den Städten werden ihre Boten mit den Wanderstäben zu den freien Bauern hinaustreten, und ein großes Verständniß des Einen, was Noth thut, wird sich wie der Himmel mit all seinen unvergänglichen Sternen über der ganzen deutschen Erde ausbreiten. All die Getrennten des deutschen Vaterlandes, die mit so heißer Sehnsucht auf so verschiedenen Wegen bisher ihre Einigung suchten, auf daß sie endlich zu einem ganzen Volke würden, sie alle, die in ihrem Suchen nach Einheit des Vaterlands von der Staatskunst so oft getäuscht worden, sie werden sich zusammenfinden auf dem Gebiete des freien vernünftigen Gottglaubens, in dieser vom Gottesfrieden der Wahrheit und der Liebe umschlossenen Freistätte, wo der Mensch endlich den Menschen erkennt. Ja, der göttliche Geist der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe wird sie in der freien Kirche vereinigen. Dieser Geist ist der innerste Keim und Kern des Christenthums, der mit seiner unvergänglichen Werdekraft jetzt aus tausend Menschengeistern und aus tausend Menschenherzen in tausendfachem Verlangen nach dem *einen* Worte des *Lebens* hervorbricht; und dies *Wort*, das der große Meister von Nazareth gedacht: „*Die Erlösung der Menschheit zur vollkommenen Freiheit,*" — das ganze Volk wird es aussprechen als seine *That.* Das ist die *Erfüllung des Christenthums*, in welcher kein Buchstabe, keine Satzung mehr den Christen

und Juden, den Katholiken und Protestanten scheidet, in welcher das Göttliche, welches sich im Menschlichen als Humanität offenbart, als Höchstes erfaßt wird und die Religion nicht mehr als etwas Besonderes im Volksleben erscheint, sondern das ganze Volksleben, mit allen seinen Trieben, Blüten und Früchten, mit Familie und Schule, mit Gemeinde und Staat, mit Wandel und Verkehr, mit Gewerbe und Wissenschaft, mit Freiheit und Recht, zur Religion — wird.

Zwei Republikaner.

Von

Karl Bölsche.

Es wäre ein Mangel, wenn dieser Gallerie zwei Portraits von Volksmännern fehlten, welche den Ehrennamen: „Männer des Volkes" im höchsten Sinne des Wortes verdienen, von zwei Männern, deren einer diesseits des Rheines, in den dreißiger Jahren zwar öfter genannt, doch vom deutschen Volke noch immer viel zu wenig in seiner ganzen Bedeutung gekannt wird, während der andere, zwar allgemein bekannt, aber fast ebenso allgemein verkannt worden ist. Denn für beide erschien erst mit dem Jahre 1848 der Zeitpunkt, wo ein gerechtes Urtheil über sie gefällt werden kann. Was früher über sie geschrieben worden, ist daher nur theilweise richtig oder durchaus schief und falsch. Beide haben zur Entwicklung des Umschwunges, welcher für Frankreich im Februar, für Deutschland im März jenes ewig denkwürdigen Wendejahres anhob, mehr gethan, als einer ihres Gleichen; und beide haben den lichten Sonnenaufgang, dessen Morgensterne sie waren, nicht mehr erlebt. Wären sie bei Proklamirung der französischen Republik und bei deren natürlichen Folgen für die deutsche Bewegung noch Zeitgenossen

gewesen, fürwahr, sie würden ihrem Werke die Thatenkrone aufgesetzt, sie würden gezeigt haben, wieviel ein ganzer Mann werth ist, in einer Zeit, wo Alles vom Halben zum Ganzen, vom Schein zur Wahrheit drängt oder gedrängt wird. Aber leider war es ihnen nicht vergönnt, ihrer Saaten Erndtefest zu feiern. Ach in dem Augenblicke, wo die Zeit erfüllt war, die ihr Seherauge geschaut, ihr Prophetenmund so oft verkündet und verfochten hatte, sah ihre Partei, sah ihr Volk sich um nach seinen feurigsten, beredtesten, erfahrensten und bewährtesten Tribunen, doch es mußte sie auf den Kirchhöfen suchen, es konnte nur ein Thränenopfer an ihren Denksteinen darbringen, die ihr berühmter republikanischer Freund David ihnen gemeißelt hatte, dem einen in St. Mandé, dem andern auf dem **Père la Chaise** bei Paris, damit beide Nationen sich über ihren Trauerurnen die Hände der Verständigung, Versöhnung und Verbrüderung reichen möchten. Der eine war ritterlicher Franzose vom Wirbel bis zur Zehe, der andere das edelste deutsche Herz, das je für Volk und Volksfreiheit geschlagen — ich meine: Armand Carrel und Ludwig Börne. Beide waren Zeit- und Schicksalsgenossen; und so viele Kontraste auch ihr Ausgang und ihre Weltanschauung in mehr als einer Beziehung bietet, dennoch gleichen sie trotz aller Volkseigenthümlichkeiten einander darin, daß sie gleich groß als Menschen waren, dennoch sind sie trotz aller Charaktereigenthümlichkeiten einander darin verwandt, daß sie als edle, reine Charaktere dieselbe seltene Höhe einnehmen. So dürfen wir trotz aller Verschiedenheit ihrer Lebenswege Zeitgenossen in ihnen verehren, Propheten im alttestamentarischen Sinne des Wortes: nämlich Verkünder der höchsten, heiligsten Pläne, welche der Welt-

geist mit ihrer Zeit und ihrer Nation bezweckte; Verfechter dieser reinen Ideen gegen die Arglist und Herrschsucht der Gewaltigen aus der alten Weltordnung sowohl, als gegen die falschen Apostel, welche der Menge schmeichelten, wie sie deren Unterdrückern geschmeichelt hatten oder schmeichelten, sobald sie dort ihren Vortheil besser fanden. Der Eine wie der Andere war ein ächter Sohn seiner Zeit. Tief im mütterlichen Boden des Vaterlandes wurzelnd, entwickelten sie sich mit ihren Genossen unter denselben Einflüssen; aber geraden Geistes und unerschrockenen Muthes wie sie waren, verwickelten sie sich nicht mit ihrer Epoche zugleich, sondern griffen mit eben so starker Hand in die Wirren derselben ein. Je tiefer sie der allgemeinen Verwirrung ringsum auf den Grund schauten, und je weiter sie dem Wege, den ihre Zeitgenossen nahmen, bis zu dem Punkte vorausblickten, wo *ihre* Ideen die der Majorität, *ihre* Pläne die einzig möglichen, *ihre* Ideale Wirklichkeit werden würden, desto klarer ward ihnen ihre schwere Mission, mit allen Kräften zu ringen und zu kämpfen. Ach, sie mußten sich außer Athem rufen, um die Masse im Athem zu erhalten; sie mußten mit Ungestüm treiben und drängen, um nicht vom Geiste voraus in die Einsamkeit fortgerissen zu werden und allein zu bleiben. Und überall mußten sie anstoßen, weil sie auf Schritten und Tritten Steine des Anstoßes hinwegzuräumen oder zu bemalzeichnen hatten, damit das arme, kaum noch an das helle Licht der Freiheit gewöhnte Volk nicht ewig strauchle oder bald links und rechts von falschen Wegweisern irre geführt werde. Noch mehr, sie mußten aus den aufrichtigsten Männern des Fortschritts Männer des Umsturzes werden, weil

ihre Gegner im stolzen Besitze der brutalen Macht nicht nur nicht ihr Wort halten, ihre verpfändete Ehre einlösen und dem Geiste die Ehre, die ihm gebührt, geben wollten, sondern systematisch Gewalt für Recht verkaufend, ihren ganzen Haß und bittersten Grimm gerade auf diejenigen richteten, welche ihnen allerdings als die gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde erscheinen mußten. Da diese Vorkämpfer der Bewegung mit der reinsten uneigennützigsten, unbestechlichsten, unerschrockensten Hingebung für die Sache des Rechts, der Freiheit, der Humanität, kurz der Erlösung des ganzen Volks wirkten, so blieben sie selbst in ihren äußeren Niederlagen Sieger — stolze Sieger, weil die Zukunft ihnen gehörte, unsterbliche Sieger, weil ihre Werke hinauswirkten über ihres Leibes Ziel und ihre Ideen loderten gleich der Feuersäule, welche das Volk durch die Wüste der Tyrannei zum gelobten Lande der neuen Aera führt. Daß solche Männer lange falsch beurtheilt, ja bitter verkannt und angeklagt wurden, ist es nicht eine neue Beglaubigung für die Erhabenheit ihrer Mission? Denn nur das Gemeine wird sofort allgemein begriffen. Armand Carrel und Börne wurden sattsam gehaßt und verfolgt, wie sie sattsam geliebt und geehrt wurden; ihr irdisches Leben trug die Dornenkrone, doch ihr Gedächtniß führt den Immortellenkranz der Propheten des alten, wie der Apostel des neuen Bundes, der Vorläufer der Reformation, der Huß und Hutten, wie der Aufklärer unserer modernen Civilisation, der Jean Jacques Rousseau und Lessing.

Auch darin liegt das Bemerkenswerthe dieser Charaktere, daß sie nicht blos wegen ihrer hohen, tapfern Männergröße dastehen als Denksäulen der Verehrung

und Nachahmung, sondern daß ihre Lebensbilder, weil die hellsten Brennpunkte der Volksentwicklung in ihrer Zeit, zugleich einen tieferen Blick in jene Epoche gewähren, die wir mit dem gemeinschaftlichen Namen des raffinirten modernen Despotismus im Gegensatz zu dem brutalen, welcher 1848 an die Reihe kam, bezeichnen können. Die Periode jenes raffinirten Despotismus zerfällt in zwei große Abschnitte, worunter der erste vom Sturze Napoleons bis zur Julirevolution, der zweite bis zur Februarrevolution reicht.

In diese Zeit gehört beider Männer politische Wirksamkeit: beide haben wesentlich zur Herbeiführung der europäischen Katastrophe des Jahres 1830 beigetragen, beide haben unter allen Zeitgenossen das Kuckucksei, das dem Volke als „die beste der Republiken" untergeschoben ward, zuerst erkannt und den Verrath weltkundig gemacht; beide sind von diesem Augenblicke an geschworene Feinde des unter der Maske des Konstitutionalismus regierenden und gouvernirenden jesuitischen Despotismus geworden und haben für die Erlösung des ganzen Volkes, für die konsequente Verwirklichung der Volkssouveränität, als unverträglich mit jeder andern und folglich auch jeder Fürstensouveränität, die Selbstregierung des Volkes bis zu den letzten Konsequenzen, die Republik mit einem Worte auf ihre Fahne geschrieben. Und dieses Banner haben sie so hoch, so gewaltig emporgehoben, daß es im Jahre 1848 die Siegesfahne für Frankreich, ja für die ganze Westhalbe der alten Welt wurde oder doch werden wird trotz alles Wellenschaumes, der versinken wird, während der stolze Strom des europäischen Kulturganges der heiligen Zukunft, der großen Neuzeit entgegenbraust.

Soviel Gemeinsames oder doch Verwandtes in beiden Männern, eben so viel Besonderes und Absonderliches zeigt sich jedoch in ihnen. Carrel war Franzose, Börne Deutscher, und beide waren, was sie waren, im hervorragenden Grade, ja Börne fühlte sich als Deutscher in Wonne und Weh niemals so sehr, als seit er in Paris wohnte und von dem Herde der Revolution seine brennenden Pfeile auf die heimischen Esel in der Löwenhaut wie auf die gleich zorneswerthen Löwen in der Eselshaut schoß.

Es schien mir nöthig, zuvor auf diese höheren Vergleichungspunkte zwischen beiden Männern hinzudeuten, um manchen alten Vorurtheilen im voraus zu steuern; aus dem Verlauf der Charakteristiken werden sich die übrigen Punkte dann von selbst ergeben. Bedeutung aber hat diese Parallele deshalb, weil Carrel's und Börne's Leben und Wirken, so betrachtet, typisch für ihre ganze Zeit ist, und uns sowohl das Verwandte wie das Eigenthümliche der Entwicklung Frankreichs und Deutschlands, die in beiden Ländern zu demselben letzten Ziele führen wird, zeigt.

I.

Armand Carrel.

„Der Mensch soll die Freiheit haben, seine Gedanken, seine Zweifel, die er sich nicht selbst auflösen kann, öffentlich zur Beurtheilung auszustellen, ohne darüber als ein unruhiger und gefährlicher Bürger verschrieen zu werden. Dies liegt schon in dem ursprünglichen Rechte der menschlichen Vernunft, welche keinen andern Richter erkennt, als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein jeder seine Stimme hat; und da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muß: so ist ein solches Recht heilig und darf nicht geschmälert werden."

Kant.

„Für die Wahrheit sterben, ist ein Tod — nicht für das Vaterland, sondern für die Welt."

Jean Paul.

Armand Carrel.

I.

Seit des stolzen Macedonierkönigs Tagen bietet keine Geschichtsepoche von der Hohlheit und Vergänglichkeit des Militärdespotismus einen schlagenderen Beweis, als die napoleonische. Die „gloire" mag eine noch so reizende Blüthe treiben; ihre Frucht ist giftig. Ein Kriegsfürst mag seinem Throne ganze Erdtheile zum Teppich unterbreiten, er stürzt demungeachtet bei dem ersten Windstoße. Denn ewig rächt sich an ihren Verächtern die Wahrheit, daß das Volk nicht Mittel, sondern Zweck, daß es folglich nicht um eines Einzelnen willen da ist, noch für Einzel- oder Sonderinteressen mißbraucht werden darf. In der Kaiserzeit scheint die ganze französische Nation nur eine einzige große Kriegerkaste unter ihrem unumschränkten Häuptling zu sein, und sich diese Unbill ruhig gefallen zu lassen, weil ihr für den innern Druck reiche Entschädigung in der Knechtung des Auslandes geboten wird. Doch ist dies nur eine Seite der Sache und nicht einmal die wichtigste. Das Räthsel von Napoleons kolossaler Erhebung und noch kolossalerem Sturze löst uns erst die schärfere Beobachtung der andern Seite. Der Kaufpreis, wodurch der schlaue Korse das französische Volk um sein Erstgeburtsrecht, um das theuer erkaufte Recht seiner Selbstregierung betrügen zu können meinte, war der Grund seines unrettbaren Unterganges

in demselben Augenblicke, wo der Siegesruhm seinen Zauber verlieren würde. Dieses Linsengericht bestand darin, daß er die wichtigsten Institutionen der konstituirenden Versammlung wenigstens auf den materiellen Gebieten, in der Industrie, im Handel und in den Finanzen sicherte und fortentwickelte, daß er den **Code Napoleon** ausarbeiten ließ und einführte, die Theilbarkeit des Grundeigenthums bestätigte, kurz die Grundvesten der Bürgerherrschaft durch Einrichtungen legte, die in ihrer folgerichtigen Entwicklung trotz dem furchtbaren Geistesdrucke und der athemlosen Kriegshetze bald in der Nation eine Richtung erzeugen mußten, welche schnurstracks derjenigen zuwider lief, die derselbe Mann in seiner Wiederherstellung der alten Königswirthschaft anstrebte. Um sich als Selbstherrscher und Haupt einer neuen Dynastie zu behaupten, mußte er den revolutionären Geist in Europa lähmen: diesen glaubte er mit Stahltropfen zu Tod kuriren zu können. Kriegsruhm war daher nicht blos sein Ehrgeiz, sondern eine zwingende Nothwendigkeit. Um Selbstherrscher bleiben zu können, mußte er fortwährend Krieger sein; er mußte aber aufhören, beides zu sein, sobald der Zauber, seiner Unbesiegbarkeit gebrochen, das Geheimniß seiner Herrschaft verrathen war. Als ihm die Kontinentalkrone entrissen, war auch seine nationale Basis verschwunden. Wie einen Pestkranken verließ ihn in nie erhörter Hast Alles. Denn das Volk, das er zu mißbrauchen gewagt, konnte ihn nicht länger mehr gebrauchen, und die Aristokratie, der er so Unsägliches geopfert, opferte ihn. Sehr natürlich! Hatte nicht von Anfang an der gefügigere Theil derselben blos zu ihm gehalten, um sein Glück zu machen und betrachteten die Andern den Advokatensohn nicht fortwährend als Emporkömmling, als **parvenu**? Allerdings war beiden Klassen der neuen Aristokratie, sowohl der Heerlager-, wie der Börsennoblesse, die Rückkehr der Bourbons und des alten Adels ein hartes Joch; aber sie trösteten sich mit der Aussicht auf Frieden und Sicherheit, die Einen, um Schnellerworbenes in Ruhe genießen können, die Andern um den Aufschwung der Industrie,

des Handels und Wandels befestigt und die Herrschaft des Kapitals begründet zu sehen. Das alte Legitimitätsprinzip, welches mit den Bourbons wieder einwanderte, erschien ihnen wo möglich noch hohler, als das der „gloire", auf welchem der Kaiserthron geruht hatte: wie sie mit diesem, so durften sie hoffen, an einem schönen Morgen auch mit jenem fertig zu werden. Doch der achtzehnte Ludwig hatte etwas gelernt, wenn auch nicht viel. Da er dem Frieden nie recht traute, so lavirte er. Die Verhältnisse sind größer als die Menschen. Durch die Charte organisirte Ludwig **XVIII.** die legale Herrschaft der Bourgeoisie, welche sich nun zu jener konstitutionellen Trugloyalität ausbildete, die jedem Starken schmeichelt und jeden Unterliegenden im Stiche läßt. In dem Dualismus zwischen volksthümlichen Institutionen und volksfeindlichen Herrscherplänen, wodurch Napoleon gestürzt ward, drohte auch der Restauration die gefährlichste Klippe. Aber diese war durchaus nicht zu umfahren. Die Bourbons mußten sofort noch tiefer, als Napoleon, in diesen Zwiespalt mit der Nation gerathen, da sie eine, wenn auch nicht auf die ganze Freiheit der ganzen Nation, so doch auf ihre Rechte eifersüchtige Bürgerschaft, eine soldatisch stolze und in ihrer Demüthigung störrische Armee und eine Jugend vorfanden, die sich von der Abenteurerei auf den Schlachtfeldern Europas in die Abenteuer der revolutionären Ideen und geheimen Gesellschaften stürzte. Vom Jahre 1815 rührt meistentheils das Vermögen der reichen Bourgeoisie in Paris; von diesem Jahre an datirt die eigentliche Konsolidirung der Geldbarone in Frankreich. „Im Jahre 1816 konnte die Bourgeoisie gewissermaßen sagen, sie sitze neben Ludwig **XVIII.**, den sie durch Decazes beherrschte, auf dem Throne," schreibt Louis Blanc (**Hist. des dix ans.**). Kaum hatte diese neue Aristokratie sich gesetzt, als sie sich ächt geschäftsmäßig zu befestigen strebte. Sie wußte, daß ihr die nächste, und sie bildete sich ein, daß ihr die ganze Zukunft gehöre. Denn die Charte war ein Kontrakt, und dem Geiste nach ganz für sie, die sich gut kaufmännisch

auf Kontraktsverhältnisse verstand. Den Kriegen unter Napoleon folgten jetzt die innern Kämpfe der Parteien. Es war wie in einem Handelsgeschäfte, wo die Compagnons einander nicht trauen, weil Jeder den Andern hinter's Licht führen will. Bald konspirirte Alles: die alte Aristokratie und Hierarchie, um Alles wieder zurückzuschrauben bis hinter die Revolution; die bonapartistische Aristokratie und Büreaukratie, um zu retten, was sich retten ließ und entweder mit jener oder mit der Geldaristokratie zugleich zu theilen; die Geldaristokratie, um sowohl das Königthum und die Charte, wie die kleinere Bürgerschaft sich dienstbar zu machen. Und wirklich sollte es nach einem Ringkampfe von fünfzehn Jahren dem Kapital gelingen, das Wahlsystem zu seinem Vortheile zu wenden und sich durch die Kammermajorität die Herrschaft so zu sichern, daß es das Königthum rettete, um mit demselben das Land zu regieren. Der spekulative Herzog von Orleans, der reiche Bourgeois, war ganz der Mann dieser Bourgeoisie, und diese verrechnete sich so wenig in ihm, wie er in ihr, nur irrten sich beide in einem Punkte — im Volke, und deshalb hatten beide die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Bürgerkönig und die Börsenbarone waren so wenig das Volk wie die alte legitime und wie die kaiserliche Aristokratie. Auch war jene so wenig wie diese durch sich selbst allein zum Siege gelangt. Es lag noch etwas unter ihnen: das Volk, das nicht zu den 200,000 Wählern zählte, die jetzt kreirt wurden; es lag auch noch etwas über ihnen: der Geist, der zwar nicht ohne das Materielle herrschen kann, doch sich niemals lange vom Materialismus beherrschen läßt, sobald noch Jugendfülle, noch Entwicklungsfähigkeit noch Schwungkraft in der Nation lebt. Nur Staaten, die am **Marasmus senilis**, an der Altersschwäche leiden, verfallen dem faulen Materialismus, dem Stillstand mehr und mehr bis der Auflösungsprozeß beendigt, der Staat vernichtet und das Volk von der Erde vertilgt ist. — Die Julirevolution war die große Maskerade, die „**journée des dupes**“ für alle

Parteien und also auch für die Bourgeoisie. Dennoch fuhr sie bei dem Würfelspiel um den Hermelinmantel der gottesgnädigen Monarchie am Besten. Denn die Dynastie herrschte durch und für die Interessen, welche ihr die wichtigsten waren, die materiellen. Doch auch ihr war eine arge Doppeltäuschung vorbehalten: sowohl in dem Könige nach oben als in dem Volke nach unten. Jener ward schon im Verlauf der nächsten Zeit mehr und mehr und zuletzt kopfüber rückwärts zum alten Staatsprinzipe, dieses langsamer, doch Schritt vor Schritt mehr zu einem dunklen Etwas hingetrieben, das sich zuletzt als Sozialismus und radikale Republik herausstellte. Am Meisten wurde in der Julirevolution jene höhere Macht, die das Volk auf die Barrikaden geführt und bei dem Kampfe die Truppen vom äußersten Gewaltgebrauche abgehalten hatte, betrogen, nämlich der G e i st! Die furchtbarste Waffe dieses zürnenden Volksgeistes war aber die Presse. Schon unter Ludwig **XVIII.** hatte sie sich als eine Macht erwiesen, der zu widerstreben stets ein schweres Stück Arbeit, der auf die Dauer zu trotzen eine Unmöglichkeit für eine Regierung ist, welche mit ihr nicht auf demselben festen Boden steht, auf dem Boden des Zeitbewußtseins und Nationalinteresses. Als Karl **X.** an's Ruder kam, wähnte er die Journalistik durch eine Konzession zähmen zu können, die er als ein zu tiefstem Dank verpflichtendes Gnadengeschenk betrachtet wissen wollte, die von dem Volke aber nur als das aufgenommen wurde was sie war: eine Abschlagszahlung von einem vorenthaltenen Kapitale. Dem Hofe war die Verleihung der Preßfreiheit nichts als ein liberales Cirkular, um absolutistische Geschäfte zu machen. Karl's Jesuiten hatten aus übertriebener Schlauheit einen dummen Streich gemacht, und sie machten einen zweiten, als sie im maßlosen Aerger den Hof zu den unzeitgemäßen Ordonnanzen hetzten, auf die das Volk mit der Julirevolution antwortete. —— Zunächst um der bedrohten Preßfreiheit willen war an die Stelle des Legitimitäts- das Bürgerkönigthum gesetzt worden; doch kaum war letzteres obenauf, als

es stehen zu bleiben und zurückzublicken begann; kaum stand es still, so war es bereits vom Zeitgeiste überflügelt. Der Zwischenraum zwischen zwei Wanderern, von denen der eine sich in den kühlen Schatten streckt, während der andere sich außer Athem zu laufen beginnt, erweitert sich bald so, daß sie einander nicht mehr verstehen, nicht mehr abrufen können. So auch zwischen denen, welche nun im Besitze der Macht waren, und zwischen der großen revolutionären Avantgarde, die jenen im Juli 1830 die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte. Nur zu bald ward der Presse, welche die Julikämpfer in die Schlacht geführt, durch die Septembergesetze bürgerköniglich gedankt, und den Journalisten, welche den Herzog von Orleans zu Louis Philipp I. erhoben hatten, der Krieg mit ächt algerischer Schonungslosigkeit gemacht. Allerdings waren die Carrel, Gottfried Cavaignac und Genossen dem Throne gefährlicher als die Abd-el-Kader und Bu-Mazas, seit Louis Philipp Sultan der Franzosen werden wollte.

Das ist die Bühne, auf der Armand Carrel ein Jahrzehnt hindurch die erste tragische Heldenrolle spielte; dies das Schlachtfeld, auf welchem er von 1826 bis 1836 dem Scheinkonstitutionalismus Tag für Tag eine Schlacht lieferte — ein Kampf, ganz dem ähnlich, den die freisinnige Presse seit 1848 in Deutschland führt.

II.

Was wollte Armand Carrel? Sehen wir zuvörderst, von wo er ausgegangen und wie er geworden. Sobald wir wissen, was ein konsequenter Charakter war, ergiebt sich daraus sein Dichten und Trachten von selber. Carrel war ein solcher wandelloser Mann. Folgerichtiger und seinem Prinzipe ergebener hat Keiner gehandelt. Die Konsequenz war seine Hauptstärke, wie sie das tragische Schicksal seines Heldenthumes ward. Denn während der eine Theil seiner Zeitgenossen vor unvorhergesehenen Thatsachen oder neuen Ideen zurückbebte

und dahintenblieb, und ein anderer Theil, der den Thatsachen vorgreifen und die Gedanken, bevor sie ausgetragen waren, in die Welt setzen wollte, sich überstürzte und blutige Köpfe holte, war es seine Art, die Ideen und Ereignisse herankommen und sich ausweisen zu lassen, vor ihnen weder zu erschrecken noch sich vorschnell von denselben hinreißen zu lassen, doch, wenn sie einmal als nothwendige Ergebnisse der „Situation" erkannt worden, sie zu erfassen mit starker Hand, sie empor zu heben, zu vertheidigen und auf alle Gefahr hin zum Siege zu führen oder mit ihnen zu fallen. „Er war vor Allem Voltairianer," äußert Louis Blanc (Hist. des dix ans) in dieser Beziehung über ihn, „und schien durch die Initiative des Gedankens keinen Platz in der Geschichte einnehmen zu wollen. Aber wenn die Wahrheit vor seinen Augen aufblitzte, eine bisher noch von ihm verkannte Wahrheit, dann ergab er sich ihr augenblicklich. Denn bei ihm war die Liebe zum Fortschritt unwiderstehlich und seine Bescheidenheit mit Muth gepaart. Unfähig, das Maßvolle in seinen Ansichten und das Aristokratische in seiner Haltung einem eitlen Streben nach falscher Popularität zu opfern, übte er auf seine Partei nur den Einfluß eines stolzen Geistes, eines erprobten, ehrenhaften Talentes. Die Kunst des Kommandos besaß er im höchsten Grade; er begeisterte seine Freunde, er war ein Charakter." — Ein ritterlicher Charakter war er seiner ganzen Persönlichkeit, allen seinen Fasern nach, ein chevaleresker Demokrat, und demokratischer Kavalier zugleich. In diesem Chevaleresken fand seine überwiegende Geistes- und Charaktergröße ihre Spitze; in ihm liegt auch zugleich die Erklärung und Entschuldigung für die Vorurtheile, denen er sich nicht ganz zu entwinden vermochte, wie für die Schwachheiten, deren eine für ihn so unheilvoll werden sollte. Er war nicht frei von dem Fehler überreizten persönlichen Ehrgefühles, jenes falschen point d'honneur, das er leider mit jenen Offizieren gemein hatte, deren Dummheit er so oft gegeißelt und dem öffentlichen Spotte Preis gegeben hat.

Carrel war zum Offizier gebildet worden. Kein Mensch entkleidet sich ganz den Lehren seiner Jugend und den Kardinalvorurtheilen seines Standes. Der Mann des Schwertes lebte in ihm fort, als er den Stahl längst mit der Feder vertauscht hatte: sein Gang, seine kurzen Bewegungen, die Eleganz in seinem Aeußern, die strengen Züge seines Gesichts, der feurige Blick — das Alles verrieth den früheren Zögling von St. Cyr. Selbst in seinem Style tritt diese Eigenthümlichkeit hervor: Schärfe und Nachdruck sind die Hauptvorzüge seiner Schreibart. Carrel operirt als Journalist wie sein Liebling, der Marschall Ney, auf dem Schlachtfelde. Was nicht biegen will, muß brechen! Wen er packt, den wirft er zu Boden, daß ihm Hören und Sehen vergehen. Was er haßt, das erhält nie und nimmer Pardon; was er verficht, dafür ist er jede Stunde bereit, mit dem Leben einzustehen. Dies das Geheimniß der ungeheuren Wirkung, die seine Polemik stets hervorrief. Gefürchtet wie der böse Feind, zwang er seinen Gegnern dennoch zugleich die Achtung ab, welche sogar Halbheit und Schlechtigkeit dem ehernen Willen und der Hingebung des wahren Patrioten nie versagen können. „Seinen Gegner," schreibt Louis Blanc, „flößte er ein mit Furcht gemischtes Zutrauen ein; sie fühlten, daß sie am Tage eines Umschwunges ihre Rettung in der Mäßigung und in dem Edelmuthe dieses Mannes finden würden." Aber es war weder die Mäßigung der Halbheit, noch der Edelmuth der bornirten Hohlheit, wie sie sich in unseren Tagen so breit gemacht haben, sondern die Gelassenheit des entschiedenen Mannes, der seinen Feind nur als Vertreter der schlechten Sache verfolgt, und unerbittlich zwar, doch nicht grausamer ist, als es die Nothwendigkeit mit sich bringt. Lange konnte er sich deshalb auch nicht mit dem revolutionären System des Terrorismus befreunden. Seine Liebe gehörte vorzugsweise den Grundsätzen der nordamerikanischen Demokratie, welche jeder Persönlichkeit so viel individuelle Freiheit läßt, als die Freiheit Aller und das Grundprinzip des freien Staats

gestatten. Louis Blanc behauptet, Carrel sei lange „aus Gefühl Girondist" gewesen. War er das vor der Julirevolution, so gereicht es seinem Herzen nicht zur Schande; das aber steht fest, daß er in die Februarrevolution als ein anderer Mann denn Lamartine und Marrast eingetreten wäre, wenn er sie noch erlebt hätte. Dem geheimen Verschwören war er in männlichen Jahren entgegen, wie allen Putschen abhold. Er wußte, daß wer Irrlichtern nachgeht, in den Sumpf geräth, und stellte an jeden Politiker die Forderung, sich auch bei Nacht und Nebel orientiren und Sternschnuppen von Sternen unterscheiden zu können. Nichts desto weniger nahm er sich irrender Freunde und gefährdeter Gesinnungsgenossen auf alle eigene Gefahr scheinbarer Mitschuld oder möglichen Verkanntwerdens hin, muthig, ja oft verwegen an. Das aber war bei der allgemeinen Gährung, bei dem fortwährenden Wetterleuchten der heranwogenden Revolution sein Schmerz und Jammer und das der herbe Zwiespalt in seinem Gemüthe, wie in seinem Geiste, daß er, noch der Unreife der damaligen Bewegungen sich klar bewußt, immerwährend beschwichtigen, besänftigen, „abwiegeln" mußte, während er bis in den tiefsten Grund über die Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit des Otterngezüchtes, womit der Bürgerkönig Land und Leute vergiftete, erzürnt war. Sich mit der Gemeinheit herumschlagen, im journalistischen Kleinkriege verbluten, im Verneinen sich aufreiben zu müssen, während er das Zeug dazu in sich fühlte, unter günstigeren Verhältnissen Hohes zu schaffen, glänzende Triumphe für die Freiheit der Welt vorbereiten und ein Washington für seine Nation werden zu können — das war der Wurm, der in den letzten Jahren an ihm nagte, das war das Fieber, das ihn bald in Ueberspanntheit und dann wieder in Niedergeschlagenheit versetzte und seinen Mißmuth bis zu jener Ueberreiztheit steigerte, welche die Nervenschwäche des Geistes ist — eine Krankheit, die nur bei großen Charakteren erträglich und nur in solchen leidigen Zeiten verzeihlich ist, eine Seuche, die damals unter den Besten

wüthete — der Prometheusschmerz, der Carrel im Juli 1836 in den Zweikampf trieb und Börne, der nicht minder und aus ähnlichen Ursachen daran litt, im Februar 1837 auf's Sterbelager streckte.

III.

Armand Carrels Wiege stand an der Gränzmarke der zwei größten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung. An welchem Tage des Jahres 1800 er das Licht der Welt erblickte — und welch einer Welt! — habe ich nicht erfahren können, ist auch gleichgültig; denn die Geburtstage großer Männer sind die Tage ihrer Großthaten. Sein Vater war ein wohlhabender Rouener Handelsherr, der meinte, daß der Sohn nach des Vaters Weise glücklich werden sollte, und allerdings seine Gründe dafür hatte, denn die Herrlichkeit der napoleonischen Adler ging zur Neige und das Reich der Börse war im Anzuge. Anders aber wollte es der jugendliche Trotzkopf, der in seiner Art nicht minder Recht hatte. Seinem kecken Sinne, seinem stolzen Geiste waren Komptoir und Lagerhaus zu eng, Journal und Hauptbuch zu dürr. Andere Journale sollte er schreiben, größern Dingen nachtrachten, als denen eines Engrosgeschäftes. Alle seine Sinne hielt ein Stern gefangen, der um so größer schien, je tiefer er bereits am Firmamente stand — die „Gloire" der napoleonischen Weltherrschaft. Allerdings war dies der allgemeine Geist der ganzen damaligen französischen Jugend, die zum Kriegshandwerke durch Beispiel und Lehre erzogen wurde. Bei Carrel lag der Unterschied nur darin, daß dieser Drang in's Weite, diese Lust an Kampf und Streit in ihm aus tieferm Grunde kam. Armand war, was der Kaiser durchaus haßte, weil er es zu fürchten Ursache hatte, ein Stück „Ideologe", ein Ideenmensch, der sich unmöglich lange in dem Flitter des „glänzenden Elends" gefallen konnte. Hätte der Vater den Knaben verstanden, er würde ihn ruhig haben gehen lassen. Statt dessen reizte des Alten Eigensinn den trotzigen Muth des Jünglings, der das Aelternhaus mit der

Kaserne vertauschte, sobald er ein Gewehr zu handhaben vermochte. Der Oberst des Regiments, begriff den jungen Freiwilligen schon besser; er erkannte die seltenen Gaben desselben auf den ersten Blick, söhnte den grollenden Sohn mit dem zürnenden Vater aus und unterstützte dessen Aufnahme in die Kriegsschule von St. Cyr. Hier war dem jungen Talent allerdings Gelegenheit geboten, sich zu entwickeln. Aber neue Schmerzen erfüllten ihm das Herz. Der neue Geist verkündete sich damals zuerst in der Deputirtenkammer durch einige Zeichen der Zeit. Es wollte Carrel bedünken, daß er manche seiner Hieroglyphen besser auszulegen verstehe, als die Besten jener Volkserwählten. Zwei Jahre lang schwankte er in seinem Entschlusse. Da trat ein Ereigniß ein, das für ihn entscheidend wurde. Der spanische Krieg brachte der Welt wieder recht lebhaft in Erinnerung, daß alle Fürsten Vettern sind. Als Angouleme mit 100,000 Franzosen über die Pyrenäen ging, gedachte Frankreich mit getheilten Gefühlen des Schicksals, das so viele seiner Tapfersten unter Napoleon in Spanien ereilt hatte. Unter den französischen und italienischen „Exaltirten," die sich der in Barcelona von General Mina gebildeten Freischaar anschlossen, befand sich auch Armand Carrel. Doch wider Erwarten und zum Schrecken der Völker zum Jubel nur der Absolutisten, gelang der verwegene Invasionszug der Reaktion. Auch das Mina'sche Korps streckte in Folge einer zu Lleos abgeschlossenen Kapitulation die Waffen. Unter den Gefangenen, welche nach Frankreich abgeführt wurden, befand sich der ehemalige Lieutenant Carrel. Obgleich General Damas durch Kapitulationsunterschrift den Freischärlern das Leben gesichert, so ward dennoch hier wie gewöhnlich vom jesuitischen Absolutismus nach der Regel verfahren, daß man Andersgläubigen keine Treue schuldig sei. Aber die zu Gericht beorderten französischen Offiziere waren nicht grausamer, als sie mußten. Carrel wurde in Toulon vor ein Kriegsgericht gestellt und nach dem Buchstaben des Gesetzes, den man gegen ihn angewendet wissen wollte,

zwar zum Tode verurtheilt, weil er die Waffen gegen sein Vaterland getragen; aber das Kriegsgericht beging einen Formfehler, der ihn rettete; ein zweites beging denselben Formfehler und ein drittes sprach ihn, nachdem er freilich ein volles Jahr in strengster Haft geschmachtet, gänzlich frei.

Zu rechter Zeit ward er der Freiheit zurückgegeben. Paris fühlte zum ersten Male wieder, daß die Kirchhofsruhe und Klosterordnung diejenige Ruhe und Ordnung nicht sei, die zu des Landes Frieden dienen. Dieses dumpfe Mißbehagen war wie gemacht für ein frisches Talent, das den Instinkt der Zukunft, und Muth und Gewandtheit genug besaß, um dem allgemeinen Grimme die rechten Worte zu leihen. Mit richtigem Takte erkannte das junge Frankreich jener Tage, die Mignet, Thiers Augustin Thierry u. s. w., daß man dem Volke in dem Sinne Geschichte schreiben müsse, wie man ahne, daß es demnächst Geschichte machen werde. So wurden historische Schriften, besonders über Revolutionsepochen, zu Hauptsturmböcken gegen das neue Zion der Reaktion gezimmert. So oft Krone und Kapuze in Frankreich zu intim werden, greift das Volk zur phrygischen Mütze. Auch Armand Carrel führte sich durch eine historische Parteischrift bei dem Volke ein, durch eine Uebersicht der schottischen Geschichte, das durch scharfe Lichtwirkungen, durch schlagende Parallelen und Hiebe ersetzte, was ihm an Gelehrsamkeit fehlte, und deshalb ein glänzendes Debut wurde. Im folgenden Jahre 1837 erschien in demselben Geiste zur Vergleichung mit dem Sonst und Jetzt, dem Dort und Hier die Darstellung der englischen Kontrerevolution unter Karl II. und Jakob II., die zwar bei Weitem nicht die wissenschaftliche Bedeutung der 1847 erschienenen Geschichte Macaulay's über die nämliche Epoche besitzt, aber damals in Frankreich eben so heilsam wirkte, wie die des britischen Historikers zur Zeit in unserm Vaterlande.

IV.

Am 6. September 1824 waren die französischen Prinzen mit mehreren Großwürdenträgern im Schlosse

versammelt, als plötzlich die Flügelthüren sich öffneten, und eine Stimme rief: „Der König, meine Herren!" Der Eintretende war der nunmehrige Karl X. Der achtzehnte Ludwig hatte das Zeitliche gesegnet. Der ganze Triumph seines rastlosen Windens und Drehens zwischen den Parteien und Interessen bestand darin, daß er ruhig in seinem Bette sterben konnte. Es war wenig genug, doch mehr, als je wieder einem König von Frankreich zu Theil werden sollte. Mehr Junker als König, träumte der zehnte Karl von nichts, als von der Rückkehr zur alten Vollblutmonarchie. Schon war Alles im besten Zuge. Die Entschädigungsmilliarde, das Gesetz gegen Heiligthumsschändung, die Wiederherstellung des Rechts der Erstgeburt und der Substitutionen, diese beiden Hauptstützen des Feudalstaats, legten Zeugnisse von der Kühnheit der französischen Junker- und Pfaffenverschwörung ab. Da diese Partei den Voltairianismus als die Mutter der Revolution von 89 betrachtete, so vermählte man jetzt der Kontrerevolution den Jesuitismus, dessen Orden rasch über ganz Frankreich seine Netze spann, um die Jugend einzuschnüren, die Weiber zu umstricken und das Volk zu umgarnen. Seit im Frühling 1825 der Erzbischof in Rheims dem Könige die Krone Karls des Großen aufgesetzt, war das Gottesgnadenthum in Frankreich in Blüthe getreten. Als gegen das Froschgequak der Einen und die Maikäferfreuden der Andern, die trotz aller Zeichen der Zeit auf idyllische Zeiten hofften, die Oppositionspresse ihren Wächterruf erhob, begann die Regierung ihre Tendenzprozesse. Die verblendete Bourgeoisie gab durch die Assisen in Verurtheilung des Dichters Beranger, von Cauchois-Lemaire und Fontan dem Ministerium Martignac ein Vertrauensvotum, wogegen dieses durch Einführung des Kautionssystems nach Abschaffung der Censur den Journalismus mit gebundenen Händen den Geldbaronen überlieferte. Aber die Kamarilla lockerte nur die Zügel, um während der Freude des dummen Volkes ihre jesuitischen Hauptstreiche zu versuchen. Indeß zeigte sich's, daß der Vol-

tairianismus den Kaufleuten und Rentiers denn doch tiefer in Saft und Blut gedrungen sei, als ihren Weibern die Pater=Nosters und Ave=Marias. Sehr deutlich gab die Deputirtenkammer zu verstehen, daß sie von Martignac neue Abschlagszahlungen erwarte, durchaus aber keine der Selbstschüsse und Fußangeln, wie der Hof sie dem Kabinette zur Vorlage aufdringen wollte. Da zog sich Martignac zurück und Polignac ergriff das Steuer der von düstern Wolken umdrohten Staatsarche.

Seit Aufhebung der Censur hatte sich Alles, was Muth und was Unmuth besaß, in die Journalistik geworfen. Wie in den letzten Vierzigerjahren gegen die konstitutionelle Korruption, so läutete zu Ende der Zwanzigerjahre in Paris Alles gegen den politischen und kirchlichen Jesuitismus Sturm. Wer sich eine literarische, oder parlamentarische Zukunft erschließen wollte, der eilte, sich die Sporen im Federkriege gegen Junkerthum und Pfäfferei zu verdienen. Unter ihnen zeigten das brillanteste Talent im journalistischen Rottenfeuer: Thiers, Mignet und Carrel, die vereinzelt Vieles, verbunden Unermeßliches zu leisten im Stande waren. Sie wußten dies seit 1826. Jetzt war der richtige Zeitpunkt, um es auszuführen: sie verbanden sich zur Herausgabe des „National". Thiers, der lebhafte Südfranzose mit dem Falkenauge und der brillanten Feder, sein anderes Ich, der gediegenere, gelehrtere, doch steifere Mignet, und der kühne, konsequente, strenge Armand Carrel — fürwahr, der „National" mußte im Nu das erste Oppositionsblatt Frankreichs werden. Alle drei kannten nicht blos die Geschichte der Vergangenheit, sie besaßen zugleich den Schlüssel zur Geschichte der Zukunft. Auch hegten sie sämmtlich jenen lebhaften Ehrgeiz, der dem Franzosen ein Theil der Ritterlichkeit ist, worin seine meisten Nationaltugenden und Nationalschwächen wurzeln. Aber in Thiers wohnte der unstäte Ehrgeiz der Eitelkeit und Großmannssucht, in Mignet der scheuere des Gelehrten, und nur Carrel beseelte der resolute Ehrgeiz, welcher

in der großen Volkssache selbst lag, der stolze Opfermuth des Freiheitsapostels.

Die Luft ward täglich schwüler. Thiers hatte wiederholt im „National" auf die englische Revolution von 1688 und auf einen Wilhelm **III.** angespielt; doch die Menge verstand ihn nicht. Da beschloß Carrel, den Absolutismus zum Ausspielen seiner letzten Karte zu zwingen. Thiers, Angesichts der Gefahr in den Julitagen wie später wieder im Februar 1848 der Petrus der Freiheit, zog sich mit Mignet mehr und mehr in sein Studirzimmer zurück. Bald stand Carrel allein am Steuer des Blattes, dem die Schwarzen den Tod geschworen hatten. Das war eine Arbeit, wie er sie liebte: je drohender die Gefahr, desto trotziger und kälter sein Blick, desto gewaltiger sein Schlachtruf. Hätte er schon eine kompakte republikani- Partei vorgefunden, er wäre ihr Mann gewesen. Doch eine solche gab es Anfangs 1830 noch so wenig in Frankreich, wie im März 1848 in Deutschland. Die entschiedenste liberale Fraktion stand durch mehrere Zwischenglieder mit dem Herzog von Orleans in Beziehung. Da Carrel einsah, daß die Revolution erst noch das Stadium des wirklichen monarchischen Konstitutionalismus durchlaufen müsse, ehe sie zur Republik zurückgreifen dürfe, so arbeitete er auf ein Bürgerkönigthum hin, das die Charte wirklich zur Wahrheit mache. Da merkte der jesuitische Hof, daß jetzt Alles gewagt werden müsse, um Presse und Deputirtenkammer zu knebeln. Polignac griff offen zu Staatsstreichen, als die Journale dem Volke die Maulwurfsgänge des Absolutismus täglich schonungsloser aufdeckten.

Als die folgenschweren Ordonnanzen am 26. Juli erschienen, verrieth die Masse wenig Aufregung, als ahne sie gleichsam instinktmäßig, daß sie in dem nächsten Kampfe nichts gewinnen werde. Nur die Bourgeoisie erschrack, die Welt der Banquiers, Kauf- und Fabrikherren, der Buchdrucker, Gelehrten und Journalisten. In einer so kecken Vernichtung der Preßfreiheit und in

einer so verwegenen Abänderung des Wahlsystems lag eine Herausforderung von Seiten der Reaktion, welche im ersten Augenblick betroffen machte. Zwar wurde Rothschild blaß, als ihm der Moniteur gebracht wurde, und die Renten fielen. Nichts desto weniger wollten die Aktien der Revolution noch nicht merklich steigen. Da rief Armand Carrel die Journalisten von Paris auf das Büreau des „National". Auch Thiers erschien, jedoch mehr um ab-, als aufzuwiegeln. Auf seinen Rath beschloß man, auf dem Rechtsboden der Charte zu bleiben, durch eine Protestation dem Absolutismus die Autorität des Grundvertrags entgegen zu halten und aus den Verletzungen der Charte und des Wahlsystems die Berechtigung zu einem dadurch nothwendig gewordenen rechtmäßigen und so zu sagen heiligen Ungehorsam abzuleiten. Sämmtliche Anwesende — obenan nebst dem Gerant acht Redacteurs des „National", darunter Carrel, Thiers und Mignet — unterzeichneten den Protest, der den passiven Widerstand organisiren und auf Steuerverweigerung vorbereiten sollte. In einer zweiten, bewegteren Versammlung, welche Carrel auf's Bureau des „National" berief, war von Organisirung einer Opposition die Rede, wie sie in England unter John Hampden begonnen und bis zu Karls I. Hinrichtung gesteigert worden war. Aber Thiers mahnte auch hier wieder, bei passivem Widerstande stehen zu bleiben. „Halten Sie es für zureichend, Ihre entblößte Brust den Kugeln der Schweizer entgegenzuwerfen?" fragte er; „und wo sind die Kanonen, die sie der Artillerie entgegenstellen wollen?" Die Kanonen der Revolution sind die Journale! dachte Carrel und darnach handelte er. Während Thiers seine Haut wahrte, um erst wieder hervorzukriechen, als es an der Zeit war, die Beute des Kampfes zu theilen und in Neuilly die Bewegung an den Herzog von Orleans zu verhandlen, schleuderte Carrel Tausende von seinen Nummern in's Volk. Aber er hatte so wenig Vertrauen, das eigentliche Volk werde die Bewegung zu einer wirklichen Revolution treiben, um wahrhaft große und dauerverheißende Re-

sultate zu erreichen, daß erzählt wird, er habe beim ersten Gewehrfeuer traurig das Haupt geschüttelt und sei sodann ohne Waffen und nur eine Gerte in der Hand durch die Stadt geschritten, unbekümmert um die Kugeln, die ihn umsausten, und dem Tode trotzend, ohne auf Erfolg zu hoffen. „„Haben Sie auch nur ein Bataillon?““ fragte er unaufhörlich seine vertrauensvolleren Freunde. Denn als ehemaliger Offizier lebte er der Ueberzeugung, daß ohne Zutritt des Militärs kein belangreicher Sieg möglich sei. Während er am 28. Juli mit Stephan Arago über die Boulevards ging, sagte er, auf einen Pariser hindeutend, der seine Schuhe mit dem Oele einer zerbrochenen Laterne schmierte, finster: „„Das ist das Volk, das ist Paris! Leichtsinn, Sorglosigkeit und Anwendung großer Mittel zu kleinen Zwecken!““ Am 30. Juli hatte die Revolution gesiegt; doch was Carrel schon am 28. Juli schmerzlich geäußert, fand er jetzt leider nur zu gegründet. Die kühnsten Radikalen von Bedeutung gingen 1830 nicht weiter, als daß sie die Staatsreligion abgeschafft, einen Präsidenten an die Stelle des Königthums gesetzt und das allgemeine Wahlrecht in einer, oder auch selbst in zwei Abstufungen eingeführt wissen wollten. So wenig dies, es wäre wenigstens doch das Klarste und Folgerichtigste gewesen. Aber es fehlte an einer Organisation dieser Richtung und deshalb bis dahin an jeder Möglichkeit ihres Sieges. Kein Wunder, wenn der „National“ sich unter solchen Umständen für den Herzog von Orleans entschied, zumal er in der Abschaffung der Censur „auf alle Zeiten“ das Mittel sah, im Falle der Noth und im Laufe der Zeit die Republik durch den Bürgerkönig einerseits und durch Aufklärung und Bildung des Volks zum Republikanismus andererseits anzubahnen. Hatte sich Carrel überhaupt Illusionen über die Situation gemacht, so genügten die nächsten Wochen vollständig zu seiner Enttäuschung. Um einem Bürgerkriege steuern zu helfen, übernahm Carrel eine Mission in die Bretagne, wo er zudem durch Familienverbindungen bedeutenden

Einfluß besaß. Als er nach Paris zurückkehrte, hatten sich die Julipilze bereits so trefflich eingerichtet, daß sie den unbestechlichen Mann, dem sie so Vieles verdankten, nicht mehr in der Nähe gebrauchen konnten. Sie boten ihm die Präfektur im Cantaldepartement an. Doch Carrel war nicht gesonnen, die Revolution für einen gestickten Rock zu verschachern; er kehrte auf das Redaktionsbureau des „National" zurück, fortan wieder oder vielmehr entschiedener als je der Tribun des betrogenen Volkes.

V.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß die Julirevolution nur ein Dynastienwechsel, doch kein Aufschwung von Dauer gewesen sei. Der Schwerpunkt des Staates war nicht verändert worden. Unter der Restauration kämpfte man hauptsächlich gegen das unsinnige Zurückschrauben in die vorsündfluthliche Hof- und Pfaffenwirthschaft; jetzt zeigte sich's nur zu bald, daß man um Wahrung der Julierrungenschaften noch einen ungleich härteren Stand gegen eine Regierung habe, die sich aus den Reihen der alten Opposition gekräftigt, mit der Börsenaristokratie in's innigste Einvernehmen gesetzt hatte und List und Kälte genug besaß, um konsequent ihr Ziel zu verfolgen, nämlich die Charte „so zur Wahrheit zu machen, daß sich mit ihr regieren lasse." Leicht verständigte sich Louis Philipp mit jenen Ehrgeizigen und Doktrinärs, mit denen er nun das einst so gepriesene und jetzt von aller Welt so verlachte „System" austiftelte, dieses Wunderelixir, das aus folgenden Ingredienzien bestand: Den Grundsatz des vierzehnten Ludwig: „der Staat bin ich!" übersetzte Louis Philipp so: „Ich bin der Staatsgedanke, und was ich nicht für rathsam halte, ist Unsinn und darf nicht zur Herrschaft gelangen; — ich bin der unwandelbare Gedanke meiner Minister, die nur mein Kopf, ich der Geist meiner Kammern, die nur meine Arme, ich die Seele jener 200,000 Wäh-

ler, die meine Beine sind; — mit Hülfe meiner Getreuen wähle ich die Deputirten, ich ernenne meine Getreuesten zu Pairs, ich stütze meine Minister durch die Majorität, die ich ihnen mache, und deshalb kann ich in Kabinett und Kammern machen was ich will; ich bin das politische Volk von Frankreich, denn das unwahlfähige zählt nicht als politischer Körper, sondern nur als Masse, als Staatshumus; und ich bin jenes Volkes Fürst zugleich; — folglich bin ich die Volks- und Fürstensouveränität in einer höchsteigenen Person." Wie also die Bourgeoisie den Staat blos als ein großes Kompagniegeschäft behandelte, so beherrschte der Bourgeoiskönig diese durch den Eigennutz, durch den gemeinschaftlichen Vortheil. Frankreich war demnach in Wahrheit eine Oligarchie unter einem Erbkönigthum — die scheußlichste aller Regierungsformen, weil sie auf den gemeinsten Leidenschaften beruht und durch die niedrigsten Manipulationen allein sich flott zu erhalten im Stande ist. Was Wunder, wenn aus diesem systematischem Eigennutze einer Klique, die den ganzen Staat blos für ihren Vortheil mißbrauchte, sich konsequent jenes schändliche Korruptionssystem entwickelte, wodurch Frankreich für alle höheren Ideen abgestumpft und seiner großen Aufgabe als Vorwacht der demokratischen Entwicklung auf unserm Festlande für immer verlustig gemacht werden sollte.

Um ein solches System der Heuchelei, der Falschheit, Hinterlist und Schamlosigkeit zu halten, mußte man den Schurken als Biedermann kostümiren. Wie wenig man in den Wegen wühlerisch sein mochte, so galt es doch, immer gut jesuitisch das konstitutionelle Decorum zu retten. Man griff deshalb gern zu kleinen Mitteln, zu schleichenden Giften. Vor Allem durfte nicht aus der Schule geschwatzt werden. Nichts wurde mißtrauischer beobachtet, als die Presse. „Schein bewahrt, Alles gewahrt!" hieß das große Amtsgeheimniß der Machthaber vom König bis zum letzten Polizeidiener. Und: „„Schein vernichtet, Alles vernichtet!"" rief die Oppositionspresse, die sich so-

gleich nach der Restauration des Pariser Straßenpflasters mit neuer Energie organisirte.

Vor Allen war es jetzt Armand Carrel wieder, der in seinem „National" den Strafprediger machte. Welch' heller Zorn, welche sprühende Beredtsamkeit, welche drohende Gerechtigkeit! Ach, der Prediger in der Wüste war glücklicher, als er; denn dem Täufer war es noch verliehen, den Messias zu schauen, von dem er Zeugniß gegeben! Aber Carrel konnte nicht anders, weil er nicht war gleich den Andern, die nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihren Herrn, das siegreiche Volk, an den neuen Herodes zu verrathen. Darlegung und Entwicklung der heiligen Grundsätze der Demokratie, stete Wiederholung des Kampfrufes, mit der die Julikämpfer in's Feuer gegangen, Schilderung der „besten Republik —" dieses falschen Wechsels, den der ewig getäuschte alte Lafayette dem Volke statt klingender Münze in die Hand gedrückt — und schrittweises Hinüberleiten der nach und nach aufgeklärten Nation aus dem Bourgeoisstaate in den wirklichen Bürgerstaat: das war die Operationsbasis des „National". Zu dem Zwecke stellte er von allen Seiten den logischen Widerspruch, den baaren Unsinn heraus, der darin liege, die Volkssouveränität und zugleich eine neue Erbdynastie zu proklamiren. Selbstherrschaft und ein König — mußte eine solche gemischte Ehe zwischen Licht und Finsterniß nicht zum trostlosesten Grau der Politik führen? Es war Carrel's Schmerz und Genugthuung, täglich in Keilschrift der verstimmten Nation die Schlangenpfade zu zeigen, auf denen das „System" sich von den Juliprinzipien weiter und weiter entfernte. Er wies darauf hin, daß die Regierung, einmal auf die falsche Lage eingegangen, naturgemäß falsch sein müsse; doch daß sie weit öfter noch geflissentlich zu Winkelzügen greifen, weil es ihr weniger um die ewigen Ideen des Staatszweckes, als um die handgreifliche Sache, um die Ausbeutung der Herrschaft, kurz weil es ihr weniger um's Säen zu thun sei, als um's Aernten, wo sie nicht gesäet habe. Wohl mußte er sich groß und gewaltig in seinem erhabenen

Berufe fühlen, wenn er das kleinliche, unwürdige Treiben seiner ehemaligen Freunde beobachtete; wohl mochte ihm fast noch verächtlicher als des Königs Pfiffigkeit, das elende Gezänk des schlauen Thiers mit seinen Nebenbuhlern um die ersten Kommisstellen im Kabinette und um die Gunst der 200,000 und ihrer Mandatare erscheinen. Dem Korruptionssysteme und dem Anklammern der Monarchie an die Erhaltung des Friedens um jeden Preis, setzte er als erstes Hauptstück seines politischen Katechismus entgegen: „Die Republik und eine republikanische Propaganda für die ganze Welt!" — Von Kindesbeinen an für Frankreichs Ruhm und Größe erglüht, hatte der Bonapartismus des Jünglings sich zu jenem reinen Republikanismus vergeistigt und veredelt, nach dessen Einsetzung sich die „große Nation" nicht durch die brutale Gewalt der Waffen, sondern durch Vortragung des Freiheitsbanners den ersten Platz auf dem Kontinente erobern sollte. „Frankreich der Wohlthäter der befreiten Völker Europa's, und die ganze Welt liegt ihm zu Füßen!" Und dies waren nicht blos seine Ideale, es waren die Prophetenworte, bei deren Posaunenschalle allen Franzosen, selbst den feigsten Fanatikern der Ruhe und Ordnung, das Herz höher schlug. Was gegen dieses Evangelium, das geißelte Carrel als Abfall von den heiligsten Nationalinteressen und er bekämpfte es mit einer Gluth, einer Unbestechlichkeit, einer Unerbittlichkeit, welche ihm selbst die Achtung und Verehrung derer sicherte, die seine Forderungen für übertrieben und seinen Republikanismus für bei Weitem noch nicht an der Zeit hielten. So oft er den schleichenden Orleanisten und dürren Doktrinärs diese blendenden Gedanken in's fahle Angesicht blitzen ließ, schlugen sie scheu die Augen nieder. Unter den herrschenden Systemsmenschen befanden sich Männer, die mit ihm einst Zeltgenossen gewesen und dann Ueberläufer geworden waren. Sie kannten seinen unbeugsamen Charakter und wußten, daß er ihre geheimsten Sünden kannte. Da er für jede Verlockung taub, jeder Bestechung unzugänglich und gegen

jede Einschüchterung gepanzert war, so beobachteten sie den Gefürchteten mit um so verbissenerem Ingrimme, je weniger Gelegenheit er ihnen bot, um an ihn zu kommen. Denn weder links noch rechts von dem graden Wege abweichend, ließ er sich in keine der vielen Geheimbündnereien und Rasereien, worin sich nun Schlag auf Schlag der Volksgrimm in unbesonnener Hast entlud, ein, sondern zog offen seine Straße, gleich weit von den Verschwörern und Schwärmern, wie von den Schleichern und Volksverächtern am Hofe und in den Ministerien entfernt. — Wer wie wir in den Jahren 1848 und 49 die kühnen Griffe der Kontrerevolution aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, der wird die gegen das „System" damals erhobene Beschuldigung schwerlich noch zu bezweifeln wagen, daß der nach den Juniereignissen des Jahres 1832 erklärte Belagerungszustand von Paris benutzt werden sollte, um jene Gegner der Regierung, welche mit Gründen nicht zu schlagen, noch auch ohne Polignacsche Staatsstreiche nicht zum Schweigen zu bringen waren, mit einem Hiebe zu vernichten. Kaum war der Ausnahmezustand bekannt gemacht, als die Polizei bereits nach Armand Carrel fahndete. Auf ihn hatte man es vor Allen gemünzt. Die Beschuldigung war die in ähnlichen Fällen regelmäßig wiederkehrende, er habe durch seine Artikel im „National" zum Aufstande gereizt und den Ausbruch der Juniunruhen hervorgerufen! Diese Anklage war um so schändlicher und schamloser, je klarer der durch ihre Spione und Lockvögel vortrefflich unterrichteten Regierung sein mußte, daß zwar bei Beginn des Kampfes im Volke die leicht erklärliche, wo nicht gar von den Provokationsagenten selbst verbreitete Meinung herrschte, Carrel sei für das Losschlagen, und daß deshalb am 5. Juni allerdings die Massen zur Rue du Croissant vor das Bureau des „National" zogen, um sich hier, als am vermeinten Herde der Bewegung, Befehle zu holen, doch daß Carrel mit den eindringlichsten Vorstellungen von einem so ungleichen Kampfe abmahnte und aus dem unvermeidlichen traurigen Ausgange des

tollen Unternehmens die beklagenswerthesten Folgen für die Sache der Freiheit und die Entwicklung des Volksbewußtseins prophezeite. Demungeachtet sollte derselbe Mann jetzt als Haupt des Aufruhrs vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Und Thiers — derselbe Mensch, welcher einst Carrels Freund gewesen und, selbst wenn das Gegentheil berichtet worden wäre, wissen konnte, was derselbe in einem solchen Falle etwa thun werde — war Minister, als jener Blutbefehl erlassen wurde. Aber auf diesen Judaskuß der Ruhe- und Ordnungpartei gefaßt, hatte Carrel seine Einrichtungen so getroffen, daß er weder auf seinem Zeitungsbureau noch in seiner Behausung von den Häschern überrascht werden konnte. Wie Luther einst auf der Wartburg, fuhr er trotz Belagerungszustand und Kriegsgericht fort, aus seinem Verstecke den „National" zu redigiren und zu der glorreichen Entscheidung des Kassationshofes mit hinzuwirken, daß der Belagerungszustand aufgehoben werden mußte, bevor die Regierung ihre geheimen Pläne erreicht hatte.

Sogleich nach dem Haftversuche von Seiten der Ausnahmebehörden hatte Carrel erklärt, daß er sich seinen Richtern unverzüglich stellen werde. Doch grausam, tückisch und feig, wie die Katzennatur des „Systems" von Anfang an war, wagte die Regierung jetzt nicht einmal, ihre Anklage aufrecht zu erhalten. Ihre Niederlage wäre so glänzend gewesen, wie ihre Anschuldigungen erbärmlich waren. Um jedoch den Schein einigermaßen zu retten, versetzte man nachträglich den Träger der Verantwortlichkeit (gerant) des „National" wegen mehrer Carrel'scher Artikel in Anklagestand; doch die Geschwornen sprachen am 29. August 1832 den Angeklagten frei. Die Bedeutung dieses Spruches war die Verurtheilung der Regierung.

VI.

Kaum wegen seiner unerschrockenen Vertretung der Volkssache einer Lebensgefahr entronnen, gerieth Carrel durch seine Ritterlichkeit an Grabesrand. Die Ansichten

über Ehrenhändel, von jeher in Frankreich noch mittelalterlich, hatten aus der Revolutions- und Kaiserzeit jenen militärischen Charakter bewahrt, dem zufolge nur Menschenblut den Makel einer persönlichen Beleidigung abzuwaschen im Stande sein soll. In diesem Punkte war Carrel durchaus Sohn seiner Zeit und seines Landes. Sein ritterlicher Sinn traf hier mit dem ihm aus der Kriegsschule anklebendem Vorurtheil zusammen, so daß ihm bei solchen Gelegenheiten die gewöhnliche Ruhe und Besonnenheit gänzlich verließ. Man lebte in der Zeit des an Skandalen so ergiebigen Feldzugs der Herzogin von Berry. In diesem Punkte waren alle Parteien, welche aus den Unwälzungen seit 89 ihren Ursprung herleiteten und einen Bürgerkrieg „um einen todten Hund", für die größte aller Landplagen hielten, gegen die Legitimisten einig. Je radikaler die Blätter die Volkssouveränität auffaßten, desto schärfer ihre Sprache gegen die Donquixoterien in der Vendée. Namentlich hatte der satirische „Korsar" (Corsaire) sich so derbe Ausfälle erlaubt, daß die Ritter der Erbweisheit den Herausgeber vor die Schneide forderten. Eine schwere Verwundung des Spötters, der eine spitzigere Feder als Klinge führte, war die Folge. Der „Korsar" ließ sich aber darum keineswegs schonender in seinen vernichtenden Witzen vernehmen. Eine neue Herausforderung erfolgte, die der Satiriker mit der Bemerkung ablehnte, daß er den Arm noch in der Binde trage. Hierauf Hohngelächter der Legitimisten über die Feigheit ihrer Gegner. Sofort bringen „Tribune" und „National", im Gefühle der Parteisolidarität die Erklärung, „auf ihren Bureaux liege eine ganze Liste von Patriotennamen, welche bereit seien, die Ligitimitätsritter von ihrer Empfindlichkeit zu kuriren." Sofort erhielt Armand Carrel eine Herausforderung vom Redakteur des „Revenant". Am 2. Februar 1833 schlugen die Gegner sich mit krummen Säbeln. Von Roux-Labarie in den Unterleib verwundet, lag Carrel wochenlang schwer darnieder. Scharenweise strömten jetzt die Republikaner auf die Bureaux der Le-

gitimitätspresse, um Genugthuung zu fordern, bis die Polizei durch Verhaftungen einer allgemeinen Metzelei Einhalt that. Ein jämmerliches Treiben, doch leider nicht der letzte Fall dieser Art! Das Ritterstück endigte mit einer Scene, die allerdings den Menschenfreund wieder auszusöhnen geeignet ist. Auch Roux-Laborie befand sich unter den Verhafteten. Kaum erhielt Carrel Kunde davon, so wandte er sich um Freilassung seines politischen und persönlichen Feindes an seinen ehemaligen Freund Thiers, „als erste und letzte Gunst, die er ihm erweisen könne". — Bei dieser Gelegenheit stellte sich auch zum ersten Mal schlagend die hohe Bedeutung heraus, die dem Verwundeten von allen Parteien beigelegt wurde. Die Erkundigungen waren so zahlreich, daß Bülletins ausgegeben werden mußten. Es war, als ahne die Nation die Unersetzlichkeit des Verlustes, der ihr drohte. Diesmal siegte Carrel's rüstige Natur.

VII.

Nicht ohne Argwohn und Besorgniß sah die Regierung einer so allgemeinen Theilnahme der Hauptstadt an einem Journalisten zu, an dessen Krankenlager sich die bedeutendsten Männer aller Parteien die Hände reichten. Nie war das Umsichgreifen der Ideen, für deren reinste Verkörperung Carrel galt, heller an den Tag getreten. Den Konstitutionellen kam vor der republikanischen Presse damals derselbe panische Schreck, wie den herrschenden „honneten" Republikanern unserer Tage vor den sozialistischen Journalen. Man beschloß, den Handstreich, der unter dem Belagerungszustande misglückt war, jetzt im seidenen Handschuh der Gesetzlichkeit nachzuholen. Daß das alte Legitimitätsprinzip in den Julitagen für immer vernichtet worden, hatte der jämmerliche Ausgang des Vendeer Kreuzzuges auf's Neue bestätigt. Der „unwandelbare Gedanke" merkte sehr wohl, daß in dieser Thatsache, so beruhigend sie ihm den Legitimisten gegenüber war, nicht minder eine wohl zu be-

achtende Gefahr liege. Von den revolutionären Gewalten 1830 auf den Barrikadenthron erhoben, konnte die Dynastie Orleans auch kraft des Revolutionsrechtes eben so schnell wieder gestürzt werden. Jedenfalls durfte sie sich nie verhehlen, daß sie mit ihren damaligen Gönnern und jetzigen Gegnern sammt und sonders auf gleichem Boden stehe. Die Legitimisten hatten nur noch das Plusquamperfektum, die Bonapartisten das Perfektum der Nationalideen für sich; die Republikaner dagegen pochten auf den Besitz der Zukunft so laut, daß Louis Philippe sich nie ganz der Furcht erwehren konnte, er werde eines Tages aus der glücklichen Gegenwart hinaus in's Imperfektum gedrängt und von der Nation als „veraltet" im politischen Diktionnaire bezeichnet werden. Vom ersten Tage an hatte man den wichtigen Vortheil der Centralisation, den die herrschende Partei vor den „unmöglichen" voraus hatte, so zu benutzen gesucht, daß man von dem Centrum, dem Könige, aus sich mehr und mehr durch's ganze Land zu verketten und zu befestigen strebte. Diese erste Position der konservativen Partei war jetzt gewonnen und man schickte sich an, der zweiten Maßregel, nämlich einer eben so systematischen Zerklüftung, Zersplitterung und endlichen Zerreibung sämmtlicher undynastischen Oppositionsparteien, seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Die alte Tyrannenkunst des Zertheilens, um zu beherrschen, hat in neuerer Zeit niemand meisterhafter als Louis Philipp gehandhabt, der hierin groß genannt werden dürfte, wenn Durchtriebenheit ein Anrecht auf Größe gäbe. Nach der Niederlage der Herzogin von Berry kam der gefährlichste aller Gegner der Dynastie Orleans an die Reihe, der Republikanismus. Es schien die höchste Zeit und die gelegenste dazu. Kühn wie ein römischer Volkstribun sprach Carrel täglich zum Volke von Paris. Dem „National" war jedoch schwerer anzukommen, als den vielen untergeordneteren radikalen Blättern, welche ihr geringeres Talent durch eine desto derbere und nicht selten rohe, ja ekelhafte Sprache zu ersetzen suchten, mit den Massen durch dick und dünn gingen, weil sie selbst keine höhere Stel-

lung einnahmen, und mit finsterem Grimme der Zeit und Wahrheit vorausbrausten und sich überstürzten — Schwarmgeister, wie sie jeder nachzitternden Staatsumwälzung folgen und jeder heranziehenden vorausgehen, Maraudeurs, wie sie bei Vorbereitung neuer Ideen und Zustände so gefährlich als unvermeidlich sind. Gegen diese unheimlichen Schreier diejenigen Klassen, aus welchen die Richter und Geschwornen hervorgingen, in Harnisch zu bringen, war leicht; alsdann Verurtheilungen auf Verurtheilungen durchzusetzen, und so nach und nach die öffentliche Meinung auch gegen die besonnenen Verfechter der ungetheilten Volkssouveränität einzunehmen, nicht schwer. Durch diese Taktik hoffte man den Sturz des „National" vorbereiten und in diesen den der ganzen republikanischen Presse und Propaganda verwickeln zu können. Und wirklich erlag ein republikanisches Vorwerk der Journalistik nach dem anderen den Staatsbehörden. Nun ging es an die Hauptorgane selbst, und zwar gut orleanistisch immer auf dem Rechtsboden, immer mit kleinen Mitteln und Kniffen. Wie in der englischen Bewegung der alte Rabulist Noy, wie überhaupt in allen solchen Zeiten, so scharrten auch servile Hände der französchen Robe alte Gesetze aus, um „fühlbaren Lücken" abzuhelfen. Ein solches der Restauration angehöriges Gesetz verbot den Zeitungen die Beurtheilung von Gerichtsentscheidungen. Die sich nicht selten bis zur Leidenschaft steigernde Theilnahme des französischen Publikums an Prozeßverhandlungen ist bekannt. Hier kam hinzu, daß mit dem keckeren Hervortreten der Kontrerevolution und mit dem Steigen der politischen Wirren die Rechtsverwickelungen und Verdrehungen immer greller und für des Volkes Aufklärung über seine heiligsten Angelegenheiten täglich beachtenswerther wurden. Auf beiden Seiten fühlte man, daß die wichtigsten politischen Schlachten der nächsten Jahre vor den Gerichtshöfen geschlagen werden würden! — Wenn die Herausgeber des „National" von jenem alten Gesetze überhaupt Kenntniß hatten, so waren sie jedenfalls der Ansicht, dasselbe

sei mit der 1830 proklamirten Preßfreiheit außer Kraft getreten. Genug, sie eröffneten 1833 in ihrem Blatte den Gerichtsverhandlungen eine eigene Abtheilung. Die Staatsbehörde schritt sofort mit dem ausgescharrten Gesetze ein und verlangte eine Verurtheilung des Gerant Paulin zu 2000 Frc. und zwei Monaten Gefängniß nebst einer Verwarnung des „National", falls er jemals wieder Gerichtsverhandlungen bringe. Freilich verwarf der Kassationshof diesen von der öffentlichen Meinung allgemein als Eingriff in die Preßfreiheit und somit in die Charte gebrandmarkten Spruch; aber ein zweiter Gerichtshof bestätigte das erste Urtheil.

Der Gewalt weichend, veränderten die Herausgeber des „National" den Titel ihres Blattes und die Person ihres Gerant. Das in den „National de 1834" verwandelte Journal durfte somit als ein neues Unternehmen auftreten, gegen welches jenes frühere Verbot keine Kraft habe. So wenigstens urtheilten angesehene Juristen; doch anders war es im Rathe des „unwandelbaren Gedankens" entschieden. Ist die Keuschheit der Gerichte in politischen Prozessen einmal dahin, so hat ihre Schamlosigkeit ganz den Charakter jeder andern Prostitution. Nachdem die Gerichte den „National von 1834" als eine reine Fortsetzung des „National" von 1830 erklärt, verfolgten sie denselben sogar wegen einer Gerichtsnotiz von nur wenigen Zeilen; ja am 30. August 1834 sah die Regierung sich so trefflich bedient, daß der Kassationshof in allen vereinigten Kammern, — daß also Frankreichs höchster Gerichtshof gegen einen am 4. April erfolgten Spruch einer einzelnen Abtheilung des Kassationshofes, wornach die Auslegung der niedern Gerichte verworfen und folglich zu Gunsten des „National" entschieden worden war — entschied, daß die Auslegung der niedern Gerichte vollkommen gegründet und der „National" zu verurtheilen sei!

Schon saßen drei Redakteurs des gehetzten Blattes im Gefängnisse, als auch Carrel, der jetzt die Verantwortung des „National" übernommen, zu halbjährigem

Gefängniß verurtheilt wurde, und zwar grade während er krank war. Um dem „Systeme" den Triumph zu entreißen, daß sein Uebel im Kerker verschlimmert und er so für lange Zeit, vielleicht für immer, vom politischen Schauplatze verdrängt werde, entschloß sich Carrel zu dem Schritte, der seinem Naturell der schwerste war: er ging nach London, erklärte jedoch, daß er sich nach wiedererlangter Gesundheit sogleich zur Abbüßung seiner Strafe stellen werde. Anfangs Oktober kehrte er nach Paris zurück und setzte sofort die Polizei von seiner Anwesenheit in Kenntniß. Seine Verhaftung machte unerhörtes Aufsehen; denn kein Ehrenmann konnte seine Ehrfurcht dem Schriftsteller versagen, der sich so groß und hingebend im größten Heldenthume erwies, im unermüdlichen Ausharren während des ermüdendsten Kampfes mit den Tücken einer ehrlosen Politik, der die schlechtesten Mittel, sobald sie sich in das Gewand des Gesetzes hüllen ließen, nicht zu schlecht waren.

VIII.

Noch schärferen Prüfungen und noch glänzenderen Triumphen sollte der unerschrockene Kämpfer für die Reinheit und Untheilbarkeit der Volkssouveränität entgegengehen. Wir haben gesehen, daß vor und während der Julirevolution noch keine republikanische Partei bestand. Gleich nach der Thronbesteigung Louis Philippes suchten sich die Geistesverwandten an einander zu schließen, ohne jedoch aus der Zersplitterung hinauskommen zu können. Die „Association der Schulen" bildete sich gegen das Monopolsystem der Universität. Im Quartier latin verbreitete sich unter dem Studenten Sambuc eine „Gesellschaft der Ordnung und des Fortschrittes", deren Ziel in Wiederherstellung und Ausübung der Volkssouveränität durch's Volk und deren Verpflichtung für jedes Mitglied in Verschaffung eines guten Gewehrs nebst 50 scharfen Patronen bestand. Aehnlich, nur vorsichtiger lauteten die Satzungen der „Union". Auch die Gesellschaft „Hilf dir selbst" be-

stand noch und hatte sich überwiegend republikanisch umgestaltet, nachdem die Guizot und Genossen sie verlassen hatten, um den Julisieg in Gesellschaft mit dem Bürgerkönige zu verwerthen. Einflußreicher als diese war die „Gesellschaft der Volksfreunde", die nach Händeln mit der Polizei sich bereits am 25. September 1830 aus einer öffentlichen in eine geheime verwandelt, durch alle Departements verzweigt und auf ihre Kosten sogar ein Bataillon ausgerüstet und nach Belgien geschickt hatte. — Diese Gesellschaften boten Alles auf, um die Regierung zu lähmen oder in Sackgassen zu treiben; noch öfter aber dienten sie durch ihre Unbesonnenheit den Monarchisten zum Deckmantel für ihre Maßregeln gegen die Grundsätze des Republikanismus überhaupt.

Schwach in ihren Anfängen, doch wichtiger und bald mächtiger als alle übrigen Verbindungen war die „Gesellschaft der Menschenrechte". Sie darf ihren Grundideen nach füglich für die Mutter der Prinzipien gelten, welche bei der Februarrevolution 1848 zum momentanen Siege gelangten, um schon im Juni desselben Jahres ihre Passionszeit zu beginnen und daraus neuverklärt und gereinigt von Schlacken und Entstellungen aufzuerstehen als die Grundvesten des künftigen sozialen Staates. Im Februar 1833 machte eins der bedeutendsten Talente dieser Gesellschaft, Charles Teste, einen Verfassungsentwurf bekannt, worin es hieß: „Alle Mobiliar- oder Immobilargüter, welche im nationalen Gebiete enthalten sind oder von den Mitgliedern der Gesellschaft besessen werden, gehören dem Volke, das allein die Vertheilung derselben regeln kann", und: „die Arbeit ist eine Pflicht jedes kräftigen Bürgers gegen die Staatsgesellschaft; der Müssiggang muß als Diebstahl und als unversiegbare Quelle der Sittenverderbniß gebrandmarkt werden." In den nächsten Monaten stand die Gesellschaft bereits als eine Macht da, die sich in Paris auf 3000 Klubredner und „Kämpfer" und in den Provinzen auf zahllose Zweigvereine stützte: ein Staat im Staate, mit Regierung,

Verwaltung, Bezirkseintheilungen und einer Armee — ein Auswuchs, doch der natürliche Gegensatz gegen das Alles umstrickende und abnutzende Bürgerkönigthum. Um die Mitte des Jahres 1833 kam es im Schoße der Gesellschaft, in der sich leider viele trübe Elemente, unklare Köpfe und renommistische Heißsporne neben den hochherzigsten, tiefsinnigsten Geistern eines Godefroi Cavaignac, Kersausie u. s. w. befanden, zu Zwistigkeiten über das zu befolgende Verfahren. Wie in der „Burschenschaft" wollten die Extremen unverzügliche Zerstörung aller Tyranneien durch das Schwert, während die Gemäßigten die zwar langsamere, doch sichrere Propaganda durch Aufklärung und Ueberzeugung vorzogen. Endlich vereinigte man sich zur Bildung eines Centralkomites unter Royer d'Argenson, Guinard, G. Cavaignac, Kersausie und sieben Andern, welches eine entschiedenere Leitung herstellen und eine feierliche Erklärung der Prinzipien erlassen sollte. Das von diesem Centralausschusse erlassene Programm forderte: „eine wählbare, zeitweilige, verantwortliche, kräftige und einheitlich wirkende Centralgewalt; die durch das allgemeine Stimmrecht verwirklichte Volkssouveränität; die Freiheit der Gemeinden, nur beschränkt durch das Recht der Regierung, die Abstimmung und Befugniß der Municipalkorporationen zu überwachen; ein System öffentlicher Erziehung, um die Alter und Geschlechter in gemeinschaftlichen und mit dem Fortschritt übereinstimmenden Ideen heranzubilden; Organisation des Staatskredits; Erweiterung der Jury; Emancipation der Arbeiterklasse durch weisere Eintheilung der Arbeit und gerechtere Vertheilung des durch die Arbeit der Assoziation erzielten Ertrages; eine Verbündung der Völker Europas, gegründet auf die Gemeinschaftlichkeit der Grundsätze, aus denen die Volkssouveränität entspringt, so wie auf gänzlicher Handelsfreiheit und völliger Gleichheit der Beziehungen." — Diese Forderungen wurden in eindringlicher Sprache entwickelt und ihnen Robespierre's

„Erklärung der Menschenrechte" beigefügt.*) Die Vorschiebung dieses revolutionären Namens erweckte dem Manifeste sofort bei den Furchtsamen Schrecken, bei den Halben Mistrauen und den unversöhnlichsten Haß bei Allen, die ein böses Gewissen hatten. Obwohl das Aktenstück selbst eins der inhaltschwersten aus der ersten Revolution ist, so beging man durch diese Demonstration damals doch eine der vielen Taktlosigkeiten und Voreiligkeiten, die von den Hofskribenten so meisterhaft ausgebeutet zu werden pflegten. Besonders griffen diese den Art. 6 der „Erklärung der Menschenrechte" an, welcher lautet: „Das Eigenthum ist das Recht jedes Bürgers, den ihm durch das Gesetz verbürgten Vermögensantheil nach Gutdünken zu genießen." Aus dieser so deutlichen Erklärung des Eigen-

*) Da die Erklärung der Menschenrechte von M. Robespierre zum Verständniß der französischen Volksbewegungen unumgänglich nöthig, bis jetzt aber nur wenig bekannt ist, so fügen wir an dieser Stelle die wichtigsten Bestimmungen jenes Aktenstückes bei:

Der Zweck jedes politischen Gemeinwesens ist die Wahrung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen und die Entwickelung aller seiner Fähigkeiten. — Die wichtigsten Menschenrechte sind die, für die Erhaltung seiner Existenz und seiner Freiheit zu sorgen. —

Die Freiheit ist die jedem Menschen zukommende Macht, nach seinem Gutdünken alle seine Fähigkeiten anzuwenden; sie hat zur Richtschnur die Gerechtigkeit, zur Schranke die Rechte der Anderen, die Natur zur Grundlage und das Gesetz zur Schutzwehr. — Das Recht, sich friedlich zu versammeln, das Recht, seine Meinungen durch die Presse und jede andere Art kund zu geben, sind so nothwendige Folgerungen aus dem Grundgesetz der menschlichen Freiheit, daß das Bedürfniß, sie zu verkündigen, das Dasein des Despotismus oder die frische Erinnerung an denselben voraussetzt. — Die Gesellschaft ist verpflichtet, für das Auskommen aller ihrer Mitglieder zu sorgen, sei es nun, daß sie ihnen Arbeit verschafft, oder daß sie den Arbeitsunfähigen Existenzmittel sichert. — Die unentbehrlichsten Hülfsmittel für denjenigen, dem das Nöthigste fehlt, sind eine Schuld dessen, der Ueberfluß hat. Das Gesetz hat die Art der Abtragung dieser Schuld zu bestimmen. — Die Bürger, deren Einkünfte nicht das zur Bestreitung ihres Unterhaltes Nöthige übersteigen, sind nicht verpflichtet, zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen: die Anderen müssen dieselben in gesteigertem Verhältniß, je nach dem Betrag ihres Vermögens, übernehmen (progressive Eiknommensteuer). Die Gesellschaft muß mit allen ihren Kräften die Fortschritte der allgemeinen Bildung befördern und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen. — Das Volk ist souverän; bie Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum, die Beamten sind seine Diener. Das Volk kann seine Regierung beliebig ändern und seine Bevollmächtigten abberufen. —

Das Gesetz ist der freie und feierliche Ausdruck des Volkswillens. — Das Gesetz muß für alle gleich sein. — Das Gesetz kann nur verbieten, was dem Gemeinwohl schädlich ist, und nur gebieten, was demselben nützt. — In jedem freien Staate muß das Gesetz hauptsächlich die öffentliche und persönliche Freiheit gegen die Gewalt der Regierenden sicher stellen. Jede Einrich-

thums leiteten die Monarchisten „die Theilung des Vermögens, das agrarische Gesetz“ her. Diese Schreckensworte hallten bald durch ganz Frankreich. Die herrschende Bourgeoisie zeigte schon damals, daß sie dem vierten Stande gegenüber noch weit hartherziger und selbstischer zu verfahren gesonnen sei, als 1789 die ersten beiden Stände gegen sie, den damals dritten Stand! Das ist die welthistorische Bedeutung dieses Manifestes der „Gesellschaft der Menschenrechte“. — Bei dem Prozesse, der bald darauf 27 Mitgliedern derselben gemacht wurde, verrieth sich die täglich wachsende Kluft zwischen dem „System“ und der herrschenden Bourgeoisie der 200,000 Wähler einerseits und dem unpolitischen und deshalb sozialistisch sich ausbildenden Volke andererseits bereits in ihrer ganzen Schroffheit. Als die Staatsbehörde den Komplottes halber Angeklagten Gütertheilung vorwarf, rief der Zeuge Vignarte: „Elender, du hast gelogen!“ und

---

tung, welche nicht das Volk als *gut* und die Behörden als *bestechlich* voraussetzt, ist fehlerhaft. — Kein Theil des Volks kann die Macht des ganzen Volkes ausüben; aber der Wunsch, den er ausspricht, muß beachtet werden als der Wunsch eines Theils des Volkes, welcher zum allgemeinen Willen beizutragen hat. Jede Abtheilung des versammelten Souveräns muß das Recht haben, ihren Willen mit vollständiger Freiheit auszusprechen; sie ist durchaus unabhängig von allen eingesetzten Behörden und befugt, ihre Berathungen selbstständig zu ordnen und zu überwachen. — Alle Bürger sind zu allen Aemtern zulässig, ohne einen andern Unterschied, als den der Tugenden und der Talente, ohne einen andern Rechtsanspruch, als das Vertrauen des Volks. — Alle Bürger haben ein gleiches Recht, zur Ernennung der Bevollmächtigten des Volkes und zur Bildung der Gesetze beizutragen. — Jeder Bürger muß gewissenhaft der Obrigkeit und ihren Agenten gehorchen, wenn sie die Organe oder die Vollzieher des Gesetzes sind. Der Widerstand gegen die Unterdrückung folgt nothwendig aus den allgemeinen Menschenrechten. — Der ganze Gesellschaftskörper ist unterdrückt, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird. Jedes Glied ist unterdrückt, wenn der Körper unterdrückt wird —

Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, so ist Empörung das heiligste Recht und die unumgänglichste Pflicht für das Volk und für alle seine Theile. — Wenn einem Bürger der Schutz der Gesellschaft mangelt, so tritt er in den Naturzustand zurück, selbst alle seine Rechte zu vertheidigen. — In beiden Fällen ist der sogenannte „*gesetzliche Widerstand*“ gegen die Unterdrückung nur der spitzfindigste Kunstgriff und die schlaueste Maske der Reaktion. — Die Menschen aller Völker sind Brüder, und die verschiedenen Völker sollen sich gegenseitig nach Kräften unterstützen, wie Bürger *eines* Staates. — Wer eine Nation unterdrückt, ist der Feind aller Nationen. — Diejenigen, welche ein Volk bekriegen, um die Fortschritte der Freiheit zu hemmen und die Rechte der Menschen zu vernichten, müssen überall verfolgt werden, nicht wie gewöhnliche Feinde, sondern wie Meuchelmörder und rebellische Räuber. — Die Aristokraten, die Tyrannen, wer sie auch sein mögen, sind Sklaven, welche sich gegen den Herrn der Erde, genannt Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, genannt Natur, empört haben.

die Angeklagten setzten hinzu: „„Wir denken wie er, klagt uns an, aber verleumdet uns nicht!““ —

Armand Carrel sah mit steigender Besorgniß die sich mit jedem Tage erweiternde Verwirrung im Lande. Zu seiner Rechten eine Regierung, welche nichts unterließ, was ihre Gegner in Miskredit bringen, in Zwiespalt stürzen und zuletzt in die Schlinge treiben konnte; zu seiner Linken eine immer noch mehr chaotische als organische Masse, die in der ersten Hitze neuer Ideen und in der gewöhnlichen Selbstüberschätzung ihrer materiellen Kampfmittel entschlossen war, vorzeitig loszuschlagen. Am 2. Jan. 1832 bereits hatte Carrel sich im „National“ offen für die Republik erklärt. Die Schlachten, die er seitdem der Monarchie in jeder Nummer geliefert, mußten ihn fürwahr vor dem Vorwurfe der Zaghaftigkeit schützen; ja sie hätten seinem Rathe ein entscheidendes Gewicht geben sollen. Dem war aber nicht ganz so. Als Gegner aller Geheimtreibereien und Unreifheiten stand er den „Gesellschaften“ persönlich nicht so nahe, wie es prinzipiell der Fall war. Je schärfer er daher in seinem Blatte das „System“ verfolgte, desto mehr erhitzte er dadurch zugleich die Exaltirten, die sich vom „National“ Recht gegeben sahen, während der Redakteur desselben ihnen im mündlichen Verkehre stets den Rath des Zuwartens und Warnungen von schlimmer Selbstüberschätzung zuraunte. Am 25. Dezember hatte sich unter Albert's Anführung auch in Lyon eine „Gesellschaft der Menschenrechte“ gebildet, welche unter den dortigen Arbeitern ungeheure Fortschritte machte. Regierung und Fabrikherren hatten das gleiche Interesse, diese Organisation der Arbeiter zu vereitlen. Die Republikaner mahnten von Paris aus fortwährend, sich nicht zum Kampfe treiben und abschlachten zu lassen; doch versprachen sie, im äußersten Falle in der Hauptstadt eine Diversion zu machen. Nach und nach gelang es der Staatsgewalt dennoch, die Schlacht herbeizuführen. Am 7. April war die Regierung schlagfertig, that aber nichts, um den Ausbruch des Aufstandes in Lyon zu verhindern. Die

Lyoner Schreckensscenen des 9. April sind bekannt. Ihnen folgten die Kämpfe am Abend des 13. April in Paris, da die „Gesellschaft der Menschenrechte" ihr den Lyonern gegebenes Wort auf alle Gefahr der Niederlage hin lösen zu müssen glaubte; ihnen folgten am 14. Morgens die scheußlichen Metzeleien der Straße Transnonain, dieser Schandfleck, der damals die gebildete Menschheit empörte. Ach, man hatte noch keine Ahnung von den Schrecknissen des Militärterrorismus, den die Jahre 1848 und 1849 sehen sollten! Und während das Blut der Schlachtopfer noch rauchte, beglückwünschten die Großwürdenträger den König und verhöhnte Guizot die Besiegten auf der Tribüne. Am folgenden Tage ward vom Siegelbewahrer ein drakonisches Gesetz gegen die Waffenhehler vorgelegt, durch eine die Charte verletzende Ordonnanz die Pairskammer in einen Gerichtshof zur Aburtheilung der Republikaner verwandelt, und ein außerordentlicher Kredit von 14 Millionen verlangt, um den Effektivbestand der Armee von 360,000 Mann und 65,000 Pferden beizubehalten — Alles, um die erste Betäubung nach Kräften für die dynastischen Interessen auszubeuten.

IX.

Eine aus den ergebensten Anhängern und blindesten Werkzeugen des „Systems" zusammengesetzte Kammer sollte also über die Republikaner das „**Vae victis!**" sprechen. Dazu kamen die raffinirtesten Mißhandlungen der Untersuchungshaft, Vorfälle so scheußlicher Art, daß sie jedes theilnehmende Gemüth empörten. Die Parteien lernten seit Robespierre's Tagen zum ersten Male wieder, was tödtlicher Haß sei. Durch einen Staatsstreich war die „Tribune" bereits unterdrückt; über dem „National" hing das Damoklesschwert. Carrel hatte die Exaltirten gewarnt: sein Rath war nicht befolgt worden; er hätte bedauern, doch sich in einer Sache neutral verhalten können, die persönlich nicht die seinige war und deren Verfechtung

nach der Niederlage ihn in die gleiche Gefahr verflechten mußte. Doch kleinliche Bedenken waren seine Sache nicht, wo es den Prinzipien der Demokratie und der Vertheidigung Wehrloser gegen die Tücke einer übermüthigen Gewalt galt. Schon saßen vier der Geranten des „National", darunter Carrel selbst, im Kerker. Dennoch ging das Blatt einen kühneren Schritt als je zuvor. In der Nummer vom 10. Dezember brachte der „National" über die richterliche Kompetenz der Pairs einen Artikel, der ein zweischneidiges Schwert war. Nachdem auf die Gründe, wodurch sich die Pairskammer bewogen fühlen mußte, sich hinsichtlich der Aprilgefangenen für inkompetent zu erklären, hingedeutet, und ihr dabei der an Ney verübte Justizmord als warnendes Exempel vorgehalten worden, hieß es weiter: „Nein, in den Augen der ewigen Gerechtigkeit, der Nachwelt und nach dem Zeugnisse ihres eigenen Gewissens sind die alten Senatoren und altersschwachen Marschälle Bonaparte's, die Generalprokuratoren, die unter der Restauration Geadelten, die drei oder vier Generationen von Ministern, welche dem Hasse und der Verachtung erlegen und mit unserm Blute befleckt sind, nicht kompetent; nein, alle diese knechtischen Elemente, welche durch einige Notabilitäten des Königthums vom 7. August aufgefrischt sind, haben den Beruf nicht, über Männer zu richten, welche sich im Anklagezustande befinden, weil sie die Konsequenzen der Julirevolution haben verwirklichen wollen." Schließlich ward über den Kommissionsbericht, der von Portalis, dem ehemaligen Minister der Reaktion unter Karl X. herrührte, „der Ekel ausgesprochen, den jeder rechtliche Mann oder gebildete Geist beim Lesen dieses Aktenstückes empfinden müsse." — Bei diesem Artikel, der derber, als es sonst die Art des stets in der Form gemessenen „National" war, knirschten die Getroffenen. Die Pairskammer beschloß auf Segur's Antrag, den Gerant Rouen vor die Schranken zu laden. Dieser suchte die Erlaubniß nach, sich von seinem im Kerker sitzenden Freunde Carrel vertheidigen zu lassen. Am 15. Dezember erschienen

beide vor der Pairskammer. Rouen (von dem der „National“ nicht zu bemerken unterließ, daß derselbe unter der Restauration einen seiner jetzigen Richter, den gewesenen Siegelbewahrer Barthe, in den Bund des Karbonarismus aufgenommen, wobei dieser dem Königthum ewigen Haß in seine Hand geschworen habe!) sprach nur wenige Worte, welche sehr mäßig gehalten waren. Hierauf erhob sich Carrel als Vertheidiger. Sein Gesicht verrieth die ganze Empörtheit seines Gemüthes, seine Haltung männliche Urbanität, sein Ton schneidenden Spott. „Wir leugnen nicht,“ rief er den in ihrer eigenen Sache zu Gericht sitzenden Pairs zu, „daß in einem dunklen Winkel des Preßkoder die für die beiden Kammern so verführerische Berechtigung, über die Abschweifungen freier Erörterung selber zu Gericht zu sitzen, stehen geblieben ist. Ja, es steht dies geschrieben; doch wie 40,000 Rachegesetze geschrieben stehen, durch welche sich zwanzig Jahre lang die Parteien dezimirt haben, und die man darum nicht abgeschafft hat, weil man nicht glaubte, daß sie sich jemals wieder vor die Augen einer freien und gebildeten Nation herauswagen würden! Wir Männer der Julirevolution haben uns selbst diese Vergessenheit, welche der neuen Gewalt solche Waffen ließ, zum Vorwurf zu machen. Zu unserm Schaden erfahren wir, daß die Freiheit nicht allein durch die Sitten des Friedens und durch die öffentliche Meinung, wie weit dieselbe auch vorgeschritten sein mag, sondern durch die Klarheit, Stärke und vollkommene Uebereinstimmung, die man sich vor Niederlegung der Waffen verschaffte, vertheidigt wird“. — Die Julirevolution, fuhr er fort, sei wegen ihrer außerordentlichen Milde sehr gelobt worden, und auch er habe damals Menschlichkeit gepredigt; aber die Nachwelt werde ihr die unglaubliche Naivität ihres Vertrauens zum Vorwurf machen, daß sie, kaum vor den Bajonnetten der Schweizer gesichert, die Mesallianz mit dem Königthume eingegangen sei, wodurch sie jetzt erdrückt werde. Der Grund dieses Fehlers sei, daß sich unter der Restauration zwar der Tyrannenhaß, doch keine feste

politische Meinung ausgebildet und man nur gelernt habe, die Freiheit wieder zu erobern, aber noch nicht, sich gegen deren abermaligen Verlust zu sichern! Daher bleibe von den Julierrungenschaften nichts als ein Symbol: die Trikolore, nichts als ein Wort: die Volkssouverainität, und ein unsterbliches Beispiel, um nimmer wieder zu vergessen, daß man an einer großen und heiligen Sache nie verzweifeln dürfe! Dann schilderte er, was der „praktische Geist" der Kontrerevolution Alles gewagt habe: den Belagerungszustand von Paris, die Ueberantwortung der politischen Schriftsteller an die Gerichtsbarkeit der Unteroffiziere, die Preisgebung der persönlichen Freiheit an die Launen der untersten Polizeidiener, die Verletzung der Heiligkeit der Wohnung, ja deren Bespritzung mit Bürgerblut, die Verletzung und Mißbrauchung des Briefgeheimnisses bei den Untersuchungen, die Behandlung des Vereinsrechts als Hochverrath! „So haben wir", schloß er diesen Theil der Vertheidigung, „uns sogar unserer Bürger- und Schriftstellerrechte beraubt gesehen und sind in unserer Freiheit und unserm Vermögen angetastet worden, weil wir die Existenz desselben Blattes, von welchem der erste Aufruf zu Gunsten der Dynastie Orleans ausging, aufrecht erhalten wollen". Zur Vertheidigung des angeklagten Artikels über die Pairskammer speciell übergehend, wies er sodann auf Mignet und Thiers hin, von denen jener 1830 im „National" geschrieben, die Pairie sei die Pensionsanstalt für ausgediente Deputirte, der Preis für allerlei Gefälligkeiten, das Spital aller im Dienste der Staatsgewalt Verwundeten, während sich Thiers damals so ausgesprochen habe: „Die Herrn Pairs haben offenbar kein anderes Geschäft, als das Glück zu beobachten und zu sehen, auf welche Seite es sich neigen wird. — Solchen Poltrons gegenüber ist Kraft nöthig." Schwerlich sei die Heftigkeit dieser Angriffe jemals übertroffen worden, und doch sei Mignet zur Zeit Staatsrath, Thiers Minister! Die jetzige Erneuerung dieser Feindseligkeiten gegen die Pairie sei dem „National" durch den Gang der Pairskammer selbst

aufgedrungen worden, da dieselbe ihr Uebelwollen bei jeder Maßregel kundgegeben und dasselbe sogar so weit getrieben habe, daß sie die Revision des Ney'schen Prozesses verweigerte! — Während die Aufregung in der Versammlung bei Heraufbeschwörung dieses blutigen Schattens stieg, fuhr Carrel nach einer Pause fort: „Ich halte hier aus Achtung vor einem ruhmvollen und beklagenswerthen Andenken ein. Es ist nicht meines Amts, zu entscheiden, ob es leichter war, das Todesurtheil oder die Revision eines ungerechten Prozesses zu legalisiren. Die Zeit hat gesprochen. Jetzt bedarf der Richter der Rehabilitirung mehr, als der Hingeopferte!" — — — Stolz, Muth, Verachtung und Zorn sprühten aus des Redners Augen, als er den Pairs diese Worte in's Gesicht schleuderte. Bestürzt bemerkte der Präsident: „Bedenken Sie, daß Ihre Ausdrücke leicht als Beleidigung betrachtet werden könnten!" Da rief Carrel herausfordernd: „Wenn unter den Pairs, die für den Tod des Marschall Ney gestimmt haben, wenn unter den Pairs, die hier sitzen, einer sich durch meine Worte verletzt fühlt, der stelle einen Antrag und klage mich vor dieser Schranke an — ich werde erscheinen! Stolz werde ich darauf sein, der erste Mann aus der Generation vom Jahre 30 zu sein, der hier im Namen des erzürnten Frankreichs gegen diesen scheußlichen Mord protestirt!" — Enthusiastische Bewegung unter den Zuhörern; dumpfe, lautlose Niedergeschlagenheit unter den gerichteten Pairs. Pasquier will dem Redner das Wort entziehen, als Ney's Waffengefährte, der tapfere General Excelmans aus tiefster Seele ruft: „Ich theile des Vertheidigers Ansicht! Ja die Verurtheilung des Marschall Ney war ein Justizmord! Das sage ich!" — Anhaltender Beifall; unbeschreibliche Verlegenheit der anwesenden Richter von 1815. Unterbrechung der Sitzung. Noch einmal ergreift Carrel das Wort. Blitz auf Blitz zuckt der furchtbare Name wieder durch die Gewitterschwüle. Neue Unterbrechung; Drohung des Präsidenten mit der Strenge der Gesetze. „Ich halte die Vertheidigung für unmöglich!" ruft

Carrel endlich. Ohne Weiteres stürmen die Pairs zur Abstimmung. Gerant Rouen wird mit 138 gegen 15 Stimmen für schuldig erklärt! Da bittet der Vertheidiger nur noch um die einzige Gunst, seinem Freunde das Minimum der Strafe zu geben und ihre Strenge ganz auf den „National" selbst fallen zu lassen. Aber die Pairie, uneingedenk, daß sie als Richter in ihrer eigenen Sache doppelt vorsichtig sein müsse, antwortete mit der drakonischen Verurtheilung zu 10,000 Frcs. und zweijährigem Gefängnisse. Immerhin, die Pairie hatte sich ihr eignes Todesurtheil nur um so strenger gesprochen. Wohl dauerte es noch fünfzehn Jahre, bis das Volk sein Urtheil vollstreckte. Das Volk ist langmüthig, aber es vergißt nichts. Ganz Frankreich stand auf Carrel's Seite. Die Republik hatte einen glänzenden Sieg erfochten, den glänzendsten seit vierzig Jahren. Die enorme Geldstrafe von 10,000 Frcs. ward in wenigen Tagen durch Subskriptionen gedeckt; der „National" veröffentlichte die Listen, auf denen die ersten Namen der Nation glänzten. Die Niederlage der Apriltage war durch eines Mannes kühnen Geist in einen bleibenden Triumph der Demokratie verwandelt worden.

X.

Als wolle sie den Vorwurf ihrer Unverbesserlichkeit nur bestätigen, erklärte sich am 6. Februar 1835 die Pairie in der Aprilsache für kompetent. Während der Anklageakt vom Generalprokurator Martin (du Nord) abgefaßt wurde, hielt die republikanische Partei einen zahlreich besuchten Kongreß in Paris. Am 5. Mai sollten die Angeklagten, 121 an Zahl (41 aus Paris, 80 aus den Departements) vor dem Pairshofe erscheinen. Bei den Berathungen über die Vertheidigung herrschte unter den Republikanern Zwiespalt wegen der Taktik. Auch Carrel ward zu Rathe gezogen. Nach reiflicher Ueberlegung beschloß man, daß die republikanische Partei als solche bei der Sache zum Kampfe auftreten und

von diesem höhern Standpunkte aus operiren wolle. — Die für die Entwickelung des Republikanismus in Frankreich so folgenreichen Vorgänge dieses Prozesses, die allgemeine Verwirrung, welche durch die Zwischenfälle herbeigeführt wurde, das schamlose Verfahren der Gewalt, welche die Rechtsgarantien der Angeklagten eine nach der andern mit Füßen trat, das offene Proklamiren des Satzes: „Gewalt geht für Recht!" — und auf der anderen Seite die Taktlosigkeiten, Misgriffe und Spaltungen der Republikaner machen dieses Blatt in den französischen Gerichtsannalen zu einem der traurigsten und lehrreichsten zugleich. Der Aprilprozeß war für die republikanische Partei eine Anfangs unverhoffte und darum desto härtere Niederlage. Ihre Gegner zeigten sich so erbärmlich und fochten mit so schmutzigen Waffen, daß die Republikaner eines glänzenden Sieges hätten gewiß sein dürfen, wenn ihre Mitglieder einander an Charakter ebenbürtiger, in ihren Ueberzeugungen einiger und in ihren Ideen klarer gewesen wären. Aber man hatte sich mit allerlei Menschen eingelassen. Daher das kolossale Durcheinander von Aufopferungsfähigkeit, Wissensdrang, Todesverachtung und Geistesgröße bei der einen, wie von Unwissenheit, Rohheit, Neid, Leichtsinn und Feigheit auf der andern Seite. Durch die Laster der Einen wurden die Tugenden der Andern zur Fratze. Armand Carrel kannte das; er hatte sich deshalb nicht mit diesem noch trüben und erst des Gährungsprozesses bedürfenden Stoffe einlassen wollen. Die Zersprengung der republikanischen Partei im Aprilprozesse war ein Misgeschick, doch keineswegs der Todesstoß für die Sache selbst, den ihre Gegner prophezeihten. Im Gegentheil konnten die demokratischen Ideen sich jetzt desto rascher und reiner durch ihre eigene Tragweite verbreiten, um das Volk tief innen vor der Fäulniß zu schützen, die nun mit aller Macht in der Schwüle der nächsten fünfzehn Jahre hereinbrach. Seit die republikanische Partei an ihrer Geheimbündlerei zu Grunde gegangen, war die Republik des hellen Tages der Zukunft gerettet. In

diesem Sinne hatte Carrel stets gewirkt, in dieser Ueberzeugung lag auch der Trost für die maßlosen Verfolgungen, denen in steter Ueberbietung der „National“ ausgesetzt blieb. Carrel hatte am 2. Januar 1832, als er das Donnerwort „Republik“ auf seine Fahne schrieb, die Scheide weggeworfen; er gab keinen Pardon, wie hätte man ihm Ruhe lassen sollen? Die Regierung suchte sein Blatt jetzt möglichst vor den ohne Jury urtheilenden Gerichten todtzuhetzen, da die Geschwornen mit der einen Ausnahme im Juli 1834 das Blatt regelmäßig freisprachen. In dem Prozesse am 25. Februar 1835, in welchem der „National“ wegen eines Artikels über die damalige konstitutionelle Streitfrage: „**le roi regne, mais ne gouverne pas**“ (d. h. dem König steht zwar die Regierung, aber nicht die persönliche Leitung der Staatsgeschäfte zu) angeklagt war, machte Carrel als Vertheidiger des Gerant mit schlagender Wirkung gegen die Regierungsknechte geltend, daß Herr Thiers, „der gouvernementale Mann“, sich einst noch ungleich derber über diesen Gegenstand ausgesprochen, ohne daß es unter der Restauration Jemand eingefallen sei, ihn deshalb in Anklagestand zu versetzen. Auch die Pairskammer erhielt wieder einen Fußtritt bei dieser Gelegenheit, indem Carrel einen Brief von Lord Brougham vorlas, worin dieser über die am 25. Febr. 1834 erfolgte Verurtheilung des „National“ durch die Pairs schrieb: „Wenn solche Dinge bei uns vorgingen, so würde sich die Opposition in Masse erheben und das Ministerium in Anklagestand versetzen.“ Es war Carrel darum zu thun, der Nation das Bild ihrer jetzigen tiefen Erniedrigung von allen Seiten zu zeigen, und diesen Zweck erreichte er vollkommen.

XI.

Der Hof war wüthend. Denn nur als Handlung der verblendetsten Raserei und Bosheit wird es erklärlich, daß die Regierung unter dem Ministe=

rium Thiers den weltbekannten Gegner aller Verschwörungen und Meucheleien, den offenen, ritterlichen Armand Carrel, in den Fieschischen Mordanschlag zu verwickeln suchte! Carrel ward verhaftet und auf Verdacht der Mitwissenschaft acht Tage lang in strengster Abgeschiedenheit gehalten. Louis Philipp, dessen Hauptstärke in Ausbeutung sowohl der Tugenden, wie der Laster der Nation zu seinem dynastischen Vortheile bestand, stimmte bei aller sonstigen Charakterverschiedenheit hierin vollkommen mit Thiers überein, und wurde daher von demselben trefflich bedient, so lange ihre gegenseitigen Interessen sich dabei wohl befanden. In einer Proklamation nach dem Fieschischen Attentate äußerte der König: „Meine Regierung kennt ihre Pflichten und wird sie zu erfüllen wissen!“ Die Kabinetsjournalisten gaben zu diesem Fingerzeige den Kommentar, daß es endlich einmal Zeit sei, für das Heil des Staatsoberhauptes durch energische Maßregeln zu sorgen, Zeit, eine raschere und nachdrücklichere Justiz einzuführen und namentlich der „schlechten“ Presse die gefährlichen „Verunglimpfungen“ des Königs und der konstitutionellen Monarchie zu verbieten. Liefere das Attentat vom 28. Juli nicht wieder den schlagenden Beweis, wo die verpestete Quelle zu suchen sei? — Ueber das Ungeheure des Verbrechens entrüstet, war die öffentliche Meinung im ersten Schrecken blind. Es ließ sich daher Alles durchsetzen. Schon einmal hatte die Kontrerevolution aus einem solchen Frevel Vortheil gezogen. Nach der Ermordung des Herzogs von Berry riefen die Royalisten: „Der Stoß ist von der Oppositionspresse geführt, der Prinz durch eine liberale Idee ermordet worden!“ Diese Beschuldigung galt namentlich den damaligen Liberalen, darunter Broglie, Guizot und Thiers; Guizot war sogar von einem Royalisten geradezu „Louvel's Mitschuldiger“ geschimpft worden. Diese feinen Renegaten schämten sich als allerkonstitutionellste Minister jetzt nicht, dieselbe Scheußlichkeit, unter der einst sie gelitten, in gesteigertem Maße gegen ihren jetzigen Gegner zu begehen. Schon

am 4. August 1835 legte das Kabinet der Deputirtenkammer drei Gesetzentwürfe vor, die Herr von Broglie mit einer Darlegung der Motive einleitete, worin er von Frankreichs Zustande unter der Herrschaft der Presse ein Bild entwarf, das kein russischer Censor mit grellern Farben hätte malen können. Das eine dieser Gesetze betraf die Assisen: es verlieh in Aufruhrprozessen erstens dem Justizminister die Vollmacht, so viele Assisenhöfe, wie das Bedürfniß erfordere, zu bilden; wie zweitens dem Generalprokurator, im Nothfall die Formalitäten der Versetzung in Anklagezustand abzukürzen; endlich drittens dem Assisenpräsidenten, die Angeklagten, falls sie die Sitzung störten, abführen und in ihrer Abwesenheit die Verhandlungen fortsetzen zu lassen. In dem neuen Preßgesetze wurde auf Beleidigung der Person des Königs und auf jeden Angriff gegen das Regierungsprinzip im Wege der Presse: Gefängnißstrafe und eine Geldbuße von 10,000 bis 50,000 Frcs. gesetzt; es verbot den Bürgern: sich als Republikaner zu bezeichnen, des Königs Person in Erörterungen über Regierungsschritte zu mischen, den Wunsch oder die Hoffnung des Umsturzes der monarchischkonstitutionellen, oder der Wiederherstellung der gestürzten Regierung zu äußern, einem Mitgliede der verbannten Familie Thronrechte zuzuschreiben, die Namen der Geschwornen vor oder nach der Verurtheilung bekannt zu machen, von den innern Berathungen der Geschwornen Bericht zu geben, Subskriptionen zu Gunsten verurtheilter Journale zu veranstalten u. s. w. Zugleich wurden die Gerants verpflichtet, die Verfasser inkriminirter Artikel anzugeben und ihnen die Befugniß genommen, die Verwaltung ihres Blattes während der Dauer ihrer Einkerkerung fortzuführen. Noch mehr: keine Zeichnung, keine Versinnbildlichung, kein Kupferstich, keine Lithographie sollte ohne vorhergegangene Censur ausgestellt, und ohne diese Bedingungen auch kein Theaterstück aufgeführt werden!!

Und was sagte die Deputirtenkammer zu diesen Vorlagen, wodurch man die ganze Nation wegen eines

Meuchelmörders mundtodt, und der Volksentwickelung auf alle Zeiten wegen dieses einen Ausnahmefalles ihr wichtigstes Institut entreißen wollte? — Die Kammer beeilte sich, in die Kommissionen die ergebensten Regierungsmaschinen zu ernennen! Für das Gesetz wegen der Assisenhöfe ward Hebert, für das Geschwornengesetz Parent, für das Preßgesetz Sauzet zum Berichterstatter ernannt, traurige Berühmtheiten, von denen der letztere sogar den Regierungsentwurf noch dahin verstärkte, daß er die Zusatzbestimmungen forderte: man solle auch Angriffe der Presse auf das Eigenthum, den Eid und die den Gesetzen schuldige Achtung bestrafen, die Kautionssumme der Journale von 48,000 auf 200,000 Fcs. erhöhen (die Kammer nahm später 100,000 Fcs. an) und die Baareinzahlung derselben, wie den Nachweis vom Gerant, daß er ein Drittel derselben in Person besitze, fordern! — Am 13. August begannen die Verhandlungen in der Deputirtenkammer. Der Kampf war heftig, doch kurz. Die Majorität bewilligte dem „System" sogar mehr, als es verlangt hatte. Daß die Pairs einer solchen Maßregel mit Freuden beistimmten, verstand sich von selbst. Die „Septembergesetze" waren fertig! Der Politisch-angeklagte sah sich der wichtigsten Garantien beraubt; das Geschworneninstitut war verfälscht und die Erörterung einer Streitfrage mit der Feder einem Angriffe mit bewaffneter Hand gleichgestellt. Zugleich war die Journalistik durch die enorme Kaution total der Geldaristokratie überliefert, ja die Censur selbst wieder eingeführt, die Censur, um derentwillen dieselbe Julirevolution gemacht worden, deren Emporkömmlinge jetzt den Muttermord an ihr begingen! Und Broglie, der sich unter der Restauration stolz als Beschützer der freien Meinungsäußerung gebahrte, Guizot und Thiers, welche der Presse Alles verdankten, waren die Henkersknechte der Preßfreiheit! Fürwahr das „System" verstand sich auf das Höllenmaschinenwesen besser, als der Höllenmaschinist Fieschi! —

Als Herrn von Broglie am 4. August der beabsichtigte Theaterkoup in der Deputirtenkammer über Er-

warten gelungen, ward Armand Carrel freigegeben. Den Untersuchungsrichtern selbst war in seinem ersten Verhöre Schamröthe auf die Wangen getreten. Dennoch fand es die Kontrerevolution nöthig, den Verdacht über dem Haupte der republikanischen Presse schweben und denselben sogar wieder laut werden zu lassen, als der Präsident der Untersuchungskommission dem Pairshofe Bericht erstattete. Herr von Portalis wußte, daß er log; nichts desto weniger wiederholte er eine Verdächtigung, die er durch Carrel's Freilassung schon einmal für nichtig erklärt hatte! Der „National" vom 21. Dezember 1835 diente dem Verläumder in einer so schlagenden Weise, daß derselbe die Antwort schuldig bleiben mußte. In solche Hände war Frankreich durch das „Bürgerkönigthum" gerathen!

XII.

Prometheus an den Felsen geschmiedet! das war fortan Carrel's Loos. Niemand empfand den Fluch der Septembergesetze schwerer, als er, auf den sie besonders berechnet waren. Sogar das Bekenntniß des Republikanismus war verboten. So mußte denn die gewaltige Prophetenstimme im „National" verstummen, der Prinzipienkampf aufhören, die große Politik dem kleinlichen Gezänk über die Schaumblasen des stehenden Sumpfes weichen, den Louis Philipp in seinen Thron- und Neujahrsreden mit der stehenden Redensart zu preisen pflegte: „Frankreich ist glücklich." An die Stelle der hellen Begeisterungsgluth und Zornesflamme trat kalter Spott, der Carrel's Herz zerfraß, weil derselbe ihm aufgezwungen und durchaus gegen seine Natur war. Wie hätte sich seine Reizbarkeit nicht bis zur Krankhaftigkeit, seine Erbitterung nicht bis zur Verbissenheit steigern sollen? Wohl wußte er, daß seine Sache einst glänzend auferstehen werde. Doch war es ihm schon lästig gewesen, daß er sich mit solchem Gesindel herumschlagen müsse, so wurde es ihm nun gradezu unleidlich, sich wie ein ver-

wundeter Löwe von der Hofmeute täglich verhöhnen, verlästern und mit Koth bewerfen lassen zu müssen.

Aber er sollte den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren. Dem „unwandelbaren Gedanken" schien Carrel's Lähmung immer noch nicht vollständig genug. Ein neuer Stern war dem Könige aufgegangen; ein neuer Heiland bot sich zur gänzlichen Vertilgung der freisinnigen Presse, wie zur raffinirtesten Verkündigung der neuen Glückseligkeit nach seinem Sinne dem „Systeme" an. Ein notorischer Abenteurer und übelberüchtigtes Subjekt, ein Mensch ohne Tugend und Ehre, ohne Glauben und Gewissen, aber ein industrielles Talent von seltener Gewandtheit und Fruchtbarkeit, dazu ein Virtuos im Schwimmen mit dem Strome, um jede vortheilhafte Gelegenheit zu ergreifen, und selbst jede Verlegenheit zu seinem Nutzen zu kehren: der Talleyrand der Journalistik und in jeder Beziehung der rechte Mann für einen Herrn, welchem er an Moralität ebenbürtig, und an Verschmitztheit vielleicht noch überlegen war, hatte sogleich erkannt, daß mit den Septembergesetzen seine Zeit gekommen sei. Emil von Girardin — so nannte sich der Mensch — legte der Regierung einen Plan zur Gründung eines neuen Blattes vor, das zum halben Preise dieselbe Stoffmasse dem Publikum biete, um so durch die Vierzig-Frankenpresse die großen Blätter, die ohnehin schon auch materiell einen schwereren Stand als je hatten, zu Grunde zu richten. Das Kabinet ließ sich mit dem Glücksritter ein und unterstützte das Unternehmen, welches ohne geheime Subvention schwerlich emporgekommen wäre. Daß es hauptsächlich auf den Sturz des „National" abgesehen, bestätigte die schnöde Verunglimpfung besonders dieses Blattes in Girardin's Ankündigung. „Er verachte einen solchen Angriff!" war Carrel's kurze Entgegnung. Girardin antwortete gut banditenmäßig, „„er werde eine Lebensbeschreibung des Mannes herausgeben, dem man eine solche Ehrenhaftigkeit zuschreibe!"" Und Carrel war verblendet, thöricht, ja rasend genug, im ersten Zorne in einer Gemeinheit, über die seine Ehre so weit erha-

ben war, eine Ehrenkränkung zu sehen und sich so zu vergessen, daß er den schamlosen Agenten der Regierung zum Zweikampfe fordern ließ. Dem Händelsucher konnte nichts erwünschter kommen. Sich von Frankreichs bestem Volksmanne als ebenbürtig zum Kampfe gerufen zu sehen, das machte Aufsehn, das war wirksamer, als jede andere Marktschreierei, um sich einen Namen im Lande und Gunst bei Hofe zu verschaffen. Eilig nahm er den Zweikampf an; jede Ausgleichung wurde unmöglich.

Es war am 22. Juli 1836, als Morgens 8 Uhr im Holz von Vincennes zwei Kämpfer einander mit geladenem Pistol auf 40 Schritt gegenüber traten. Auf das gegebene Zeichen rückten sie bis zur Hälfte des Raumes vor. Rasch und entschieden in seinen Bewegungen, schlug der erste — eine hohe ritterliche Gestalt mit einer zurückweichenden, doch zum Sitze kühner Gedanken geschaffenen Stirn — mit militärischer Sicherheit auf den Gegner an, während ein düsteres Lächeln wie Selbstironie um seinen Mund spielte. Der Schuß fiel, getroffen sank der Gegner zu Boden. Doch nur leicht in den Schenkel verwundet und mehr durch den Schrecken, als durch die Wirkung der Kugel niedergeworfen, erhob sich derselbe wieder, um seinerseits zu feuern. Die Kugel schlug dem Gegner in den Unterleib. Der Leichtverwundete war der Dienstmann des „unbeweglichen Gedankens", der Industrieritter Emil von Girardin; der Tödtlichgetroffene — der hochherzige Vorkämpfer der von der Juliregierung verrathenen und verkauften Freiheit einer großen, doch zu langmüthigen Nation, Armand Carrel. Von seinen Freunden in ein Landhaus nach St. Mandé gebracht, rang des edlen Dulders starke Natur zweimal vier und zwanzig Stunden lang mit dem Tode. Es war, als könne, als dürfe Carrel's helles Seherauge jetzt noch nicht brechen, als müsse es noch den Morgen der neuen Zeit schauen, den es, trotz der schwarzen Nacht, am fernsten Horizonte des Vaterlandes aufdämmern sah. Doch als Carrel fühlte, daß ihm auch dieses Glück versagt sei, seufzte er, mit matter

Stimme: „Man hat mich mit allem Hasse verfolgt, welcher der Partei und der Ueberzeugung anhängt, zu deren treuesten Verfechtern ich gehörte; man hat mich in einen Paß gedrängt, wo ich weder vor noch rückwärts konnte." Dann stammelte er: „Frankreich — Freunde — die Republik — Freiheit"! Diese Worte, seine letzten, waren die Devise, der er sein ganzes thatengroßes, schmerzenreiches Mannesleben hindurch mit einer Hingebung und Treue gefolgt war, welche um so glorreicher, je seltener sie in den Tagen des siegestrunkenen Egoismus und schamlosen Renegatenthums, in der Glanzepoche der „Korruption" waren. Der Industrieritter hatte jetzt Raum, den glänzenden Reichthum seiner gemeinen Natur auszulegen; des Bürgerkönigs Leiblakaien, welche einst in der Schaar der Männer prangten, in welcher der Verewigte das Feld seiner Thaten betreten, konnten jetzt ungezüchtigt die Beute ihres Abfalls und Verrathes an der Sache des Volkes und der Freiheit in Sicherheit bringen; der eitle, eigensinnige, eigenwillige „Cyniker des Ehrgeizes" durfte sogar Frankreich und der Welt lange Jahre vorlügen, Louis Philipp sei ein großer Politiker und ehrlicher Mann und er, Guizot, sein Prophet! — Doch unverzagt! Das Laster und die Tücke sollten triumphiren, um dereinst in ihrem desto unverhoffteren Sturze alles Vertrauen und allen Glauben an ein „System" zu vernichten, welches achtzehn Jahre lang herrschen konnte, weil ihm nichts heilig war, als der Schein, nichts theuer, als sein egoistisches Interesse; das seine tapfersten, gewaltigsten Gegner vom Kampfplatze zu verdrängen oder zu vernichten vermochte, weil diese vereinzelt dastanden, während es Alles um sich versammelte, was sein Glück im „glücklichen Frankreich" machen wollte; doch dessen Lügenkonstitutionalismus am Tage des Gerichts kläglicher endete, als Karl's X. jesuitischer und Napoleon's martialischer Absolutismus.

Als Carrel's Tod in Paris bekannt ward, wurden die Männer aller Parteien, mit Ausnahme der Systemmenschen, von tiefer Trauer ergriffen. Ueber zehn=

tausend Menschen strömten zu seinem Begräbnisse am Morgen des 25. Juli nach dem Friedhofe von St. Mandé. Der alte Chateaubriand, zwar Legitimist, doch Frankreichs Gemüth, stürzte am Grabe dem hochbejahrten, tief gebeugten Vater des Geschiedenen schluchzend in die Arme. Die Deputirten Arago, Cormenin, Garnier-Pages, Lafitte und viele andere der ersten Berühmtheiten Frankreichs folgten der Leiche. An der Gruft sprachen Armand's Freunde und treue Kampfgenossen im „National", Scheffer und Thibaudeau, Worte der Trauer, Worte der Thränen. Des Todten Verdienste feierte Martin Maillefer, einer seiner ältesten Freunde, in Flammenzügen.

„Armand Carrel", schloß Maillefer seinen Nachruf, „gehörte jener kleinen Schaar auserwählter Geister an, die alle Hindernisse durchbrechen und auf allen Lebensbahnen glänzen. Zwanzig Jahre früher geboren, stände er in der Reihe unserer großen Feldherren oder ersten Parlamentsredner. Auf die einfache Wirkung des geschriebenen Worts beschränkt, schuf er die Feder zur Waffe um, die schneidender als das Schwert, mächtiger als der Donner der Tribüne war. Es lag ein napoleonischer Geist in der Art, wie er als Redakteur des „National" die Journalistik begriff und handhabte. Warum war diese schöne, ruhmreiche Bahn so kurz, wie Byron's und anderer großen Männer Bahn, die nach den Worten eines Alten der Erde durch des Himmels Eifersucht entrissen werden! Lebe wohl, Carrel! Lebe wohl, guter, muthiger, großer Mann!" — Ja, er war ein einziger, ein ganzer Mann in einer Zeit der Halbheit! Doch nein, nicht des Himmels Neid, der Erde niedere Gemeinheit hat ihn so früh in's Grab gelegt. Aber es kommt eine Zeit, und ihr erster Hahnenschrei ist schon ertönt, wo in dem Pantheon der Freiheitsheroen unter den Edelsten, Besten und Größesten sein unsterblicher Name glänzen wird.

II.

Ludwig Börne.

„Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie — erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht! Man nennt jene Vorläufer Unruhestifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.“ Börne.

Ludwig Börne.

I.

Als Rahel einst klagend ausrief: „Es ist eine Kunst, ehrlich zu sein!“ hat sie mit ihrer Berliner Umgebung zugleich ihr ganzes Zeitalter gerichtet. Wo die Unehrlichkeit auf Kanzeln und Kathedern als Lebensklugheit und Staatsweisheit gepredigt, in Kabinetten und Kammern aus dem Schein eine Volksbeglückungstheorie geschmiedet und in Hütten und Palästen zum Dummkopf oder Schwärmer der Ausnahmemensch gestempelt wird, der spricht, wie er fühlt, schreibt, wie er denkt, und nach Ehre und Gewissen handelt, da ist es allerdings ein gewagtes Unternehmen, sich reines Herzens und klaren Sinnes erhalten zu wollen. Vor den verzückten Augen des Glaubensmärtyrers auf dem Scheiterhaufen that sich der Himmel auf und Engelsschwingen fächelten ihm Kühlung zu; und das Heldenthum der Revolution panzert zwar die Brust nicht gegen Pulver und Blei, aber es wappnet das Herz gegen die Schrecken eines Todes, um den die Thränen von Millionen fließen. Doch mit Spott und Lästerung gegeißelt, mit Nadelstichen gefoltert, Jahrzehnte lang bei kleinem Feuer zu Tode gemartert, und dann unter dem Hohngelächter boshafter Feinde, unter der Verkennung beschränkter Freunde zu Grabe getragen zu werden, ist das nicht ein unmenschliches Geschick? Ach, es war das Loos der besten Männer im „Zeitalter der Intelligenz und Humanität!“ Freilich

erhebt sich immer lauter der Ruf: „Dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!“ Indeß, noch heißt dieser Ruf in offizielles Deutsch übersetzt: Auflehnung gegen Zucht und Sitte, gegen Ruhe und Ordnung in Staat und Kirche, Rebellion gegen die „von Gott eingesetzte Obrigkeit und gegen den „Gesalbten des Herrn!“ Noch drohen dem ehrlichen Charakter Kerker und Verbannung, und nur zu häufig wird der Wahrheitszeuge von Vettern und Basen, Freunden und Bekannten als Frevler an seiner Familie, als Verräther an seinen „heiligsten Pflichten“ verschrieen. Aber war die Ehrlichkeit nirgends und nie ein Leichtes, was gehörte erst in Börne's Tagen und Umgebungen dazu!

In der biographischen Einleitung zu dem **Fragments politiques et litteraires** (Börne's französischen Schriften) wird berichtet, daß sich in Deutschland seit Jean Paul's Tode keine einmüthigere und lebhaftere Theilnahme gezeigt habe, als bei Börne's Tode. „Denn“, setzte der französische Verfasser hinzu, „die Völker fühlen sehr wohl, welche Liebe und Bewunderung sie den hochherzigen Männern schuldig sind, die Talent, Leben und Existenz ganz und gar dem Ruhme des Vaterlandes und dem Glücke des Menschengeschlechtes weihen“. So schön dies im Französischen klingt, so schmerzlich berührt es uns, wenn wir es in ehrliche deutsche Prosa übersetzen. Oder fühlten die Deutschen sich wirklich bei dieses hochherzigen Mannes Verluste als eine einmüthige Nation, begeistert für den Ruhm, den er dem Vaterlande erworben, und zu Dank verpflichtet für seine glänzenden Verdienste um das Heil und Wohlergehen der Menschheit? Wahrlich, ich würde vor des redlichen Alten Gedächtniß erröthen müssen, wenn ich diesem schönen Wahne huldigen, wenn ich bestätigen wollte, daß dem Verewigten kein deutsches Auge das Thränenopfer schuldig geblieben sei. Zwar hatte sich die christlich germanische Berserkerwuth gegen den Verfasser der „Briefe aus Paris“ etwas gelegt; zwar hatte sein Testament an die Nation, sein „Franzosenfresser“ manchen Verläumder stumm, manchen Ver-

folger stutzig gemacht; zwar ward auch mancher, der nach und nach merkte, wie viel Methode in seiner Raserei, wie viel Prophetenblick in seinen „Phantastereien" sei, aus einem zelotischen Saulus ein eifriger Paulus des neuen Freiheitsevangeliums; aber wie Vielen war es denn damals vergönnt, sich am „Franzosenfresser" zu erbauen oder aus den „Pariser Briefen" durch eigene Anschauung zu lernen, wie schamlos der Verbannte verlästert, wie sinnlos er beurtheilt worden war? Waren diese Schriften doch strenger verboten, als die Aepfel am Baume der Erkenntniß, obgleich der deutsche Bund wahrlich kein Paradies genannt zu werden verdiente.

Börne's kleiner Verehrerkreis, der oft genug des Spruches Wahrheit erfuhr, daß der Jünger nicht über dem Meister sei und sich auf gleiches Loos gefaßt zu machen habe, konnte sagen, wie er einst Jean Paul nachgerufen: „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren!" Ja, wir trugen mit dem Schmerz um den Verewigten noch das zwiefache Leid, zuerst um die Schadenfreude seiner Peiniger, die bei der Todesbotschaft auflachten, und dann um die Gleichgültigkeit des armen Volkes, welches kaum eine Ahnung davon hatte, daß sein aufopferndster, treuester Freund, sein unerschütterlichster Vorkämpfer ihm entrissen war. Lange freilich blieb dem Geschiedenen die Glorie nicht vorenthalten, die das Volk den Lebenden so selten zu verleihen, wie den Todten zu versagen pflegt. Dank dem Eifer jener kleinen Schaar und den lehrreichen Zeitläuften stand Deutschland im Sommer 1840 der Würdigung von Börne's Sendung bereits um einen Riesenschritt näher. Die Schmähschrift „Heinrich Heine über Ludwig Börne" fand trotz ihrer blendenden Politur und ihren koketten Redeschnörkeln nur bei Dingelstedt und ähnlichen wurmstichigen Schöngeistern kecke Bewunderer, während sich in der ganzen übrigen Literatur bei dem lautesten Wiederhall im deutschen Volke nur ein Schrei des Unwillens über den Frevler erhob, der seine freche Hand an den Immortellen-

kranz eines ehrlichen Namens legte. Nichts desto weniger hatten Börne's Blitze auch damals noch so wenig in den Köpfen gezündet, daß in demselben Jahre der Kriegsschrei gegen Louis Philipp's kleinen Tambourmajor Thiers in eine Franzosenfresserei überschlug, die Ludwig der Bayer im Hinblick auf seine „liebe Pfalz" mit Versen und blanken Ehrenbechern unterstützte, doch die im grellen Gegensatze mit dem Zurufe stand, den Börne kurz vor seinem Tode in der Einleitung zur „Balance" 1836 an beide Nationen gerichtet hatte: „Es ist Aufgabe der Franzosen, das alte Staatsgebäude zu stürzen und abzutragen und den Bauplatz zu säubern und zu ebenen; es ist Aufgabe der Deutschen, das neue Staatsgebäude zu gründen und aufzurichten. In den Kämpfen um die Freiheit wird Frankreich stets an der Spitze der andern Länder stehen; aber auf dem künftigen Friedenskongresse, wo alle Völker Europas zusammentreten, wird Deutschland den Vorsitz führen. Die deutsche und französische Geschichte ist seit Jahrhunderten nichts als ein unausgesetztes Streben, sich zu nähern, zu verständigen, zu vereinigen und zu durchdringen. Die Gleichgültigkeit war ihnen stets ein Ding der Unmöglichkeit; sie mußten sich hassen oder lieben, verbünden oder bekriegen. Nimmermehr wird Frankreichs oder Deutschlands Loos jemals vereinzelt entschieden und gesichert werden".

Erst nach den herben Erfahrungen der letzten Jahre fängt das ganze Volk an, Börne besser zu begreifen: jetzt endlich ist der Augenblick gekommen, wo die Deutschen in seinen Schriften die Verkündigungen über das, was sie betroffen, wie die Winke und Warnungen für die Mittel und Wege, die allein zum Heile führen, mit düstern Augen, doch offenen Herzen nachlesen.

Aber nicht blos seine Schriften, sein ganzer Lebenslauf ist uns ein Sinnbild für den Entwicklungsgang, den unsere Nation sowohl im Innern, wie in ihrer Stellung zu den Nachbarvölkern einzuschlagen und zum Theil bereits betreten hat.

II.

Jenen Neunmalweisen, welche dem Volke einreden wollten, „Börne habe zwar ein eminentes kritisches und satirisches Talent, doch kein deutsches Herz gehabt", diene zur Nachricht: sein Kopf war Kosmopolit, sein Herz aber wurzelte tief im deutschen Vaterlande. Nur die dicke germanische Bärenhaut besaß er nicht. Früher schon, als es Knabenart, zuckten die zarten Fühlfäden seines Geistes bei der leisesten Berührung mit der Dummheit und Gemeinheit. Wie der Sproß einer engherzigen Frankfurter Judenfamilie ein solches Muster der Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit und ein so eifriger Apostel jener allgemeinen Brüderlichkeit wurde, die im Judenthum so wenig Berechtigung und unter den Christen, trotz alles Vorschubs in der Urkirche, von jeher so wenige Verehrer fand: dies war vielen so unbegreiflich, daß sie lieber die Thatsache abzuleugnen, als das Räthsel zu lösen versuchten. — Die meisten Menschen sind mehr oder minder Kunstprodukte ihrer Umgebungen und Verhältnisse. Bei Börne findet das Umgekehrte statt: er bildete sich durch den Gegensatz zu dem aus, was er gewesen. Börne's Leben zerfällt in drei Hauptabschnitte, die mit den wichtigsten drei Epochen der neueren Geschichte zusammentreffen. Seine Lehrjahre bis 1820 sind die Entpuppungsjahre des deutschen Liberalismus überhaupt. In den zwanziger Jahren lebte er seiner Zeit bereits so weit voraus, daß er in die Julirevolution mit Erwartungen eintrat, welche das Volk im Allgemeinen erst den Märztagen 1848 entgegen brachte. Von 1831 bis zu seinem letzten Federstriche machte er schon die Enttäuschungen und Schmerzen, den Zorn und den Kampfesmuth durch, zu welchen die Nation erst seit Oktober 1849 sich berechtigt fühlte. In diesem prophetischen steten Voraus des Mannes liegt die Quelle der meisten Misverständnisse, Verunglimpfungen und Verfolgungen, denen er sich von 1830 an ausgesetzt sah. Ihm ward das Schicksal jeder Prophetennatur, jedes

graden, unbeugsamen Charakters; ihm geschah, was mit Washington's fast einzig dastehender Ausnahme allen Volksbefreiern geschehen ist. Die Christen haßten in ihm den Juden, die Juden den Christen. Die Absolutisten verboten seine Schriften als zu liberal, und die Liberalen traten sie als zu radikal mit Füßen. Die Deutschthümler schimpften ihn einen Französelanten und den Franskillons war er wiederum zu deutsch. Und hatten sie nicht sämmtlich recht und unrecht zugleich? Börne war ein Jude ohne die jüdischen und ein Christ ohne die christlichen Vorurtheile, liberal ohne die Halbheiten und Bornirtheiten der Liberalen, und Franzosenfreund, weil ihm die Phantastereien der Jahn und Menzel lächerlich, ihre Prahlereien albern und ihr Kokettiren mit den deutschen Micheleien gefährlich für die gesunde Volksentwicklung erschien; und er zeigte den Franzosen gern die beste Seite des deutschen Wesens, da er seines Vaterlandes Schwächen nur darum so scharf geißelte, weil er es mehr liebte, als es seiner Ruhe gut und seinem Frieden dienlich war. Hätte er für Deutschland weniger geglüht, viele Deutschen würden ihn minder gehaßt und schneller begriffen haben. Seine Gegner schalten ihn einen einseitigen Parteimann, und doch waren alle damals vorhandenen Parteien gegen ihn einig; denn er stand über allen exklusiven Parteien und hielt es für Pflicht, allen Theilen von seiner universellen Höhe herab die ganze ungeschminkte Wahrheit herauszusagen, ohne indeß jemals in jene feige Unparteilichkeit zu gerathen, welche überall vermitteln will und die Gerechtigkeit wiegt, wie in der bekannten Fabel der Kater den Käse, so daß zuletzt nichts übrig bleibt.

III.

Am 22. Mai 1786 wurde in der Judengasse zu Frankfurt am Main ein schwächliches Knäblein geboren, der zweite Sohn seiner Eltern. Im Vaterhause hieß das Kind Löb Baruch, in der Geschichte führt es den

unsterblichen Namen Ludwig Börne. Geburtsjahr, Geburtsstadt und Geburtsstätte, zur Seelenkunde jedes begabten Menschen wichtig, sind hier von ganz besonderer Bedeutung. Die Geburtsstätte mit ihrem jüdischen Austernwesen, die dem Knaben am Meisten zu schaffen machte, wurde von ihm am Frühesten überwunden; die Geburtsstadt, die Werkstätte des Mannes und seine Folterbank, verwand sich schon schwerer; die Geburtsepoche, am Anfange jener großen Staaten- und Ideenrevolution, die sich wie ein rother Faden durch unser ganzes Zeitalter zieht, erhob den Schriftsteller immer ausschließlicher zu ihrem Organe, je selbstständiger er sich als Mensch seinen individuellen Verhältnissen gegenüber stellte.

Die unblutigen, doch nicht minder folgenreichen Schlachten waren geschlagen, in denen die Aufklärer der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die Lessing und Moses Mendelsohn voran, der alten Glaubensstarrheit und Gewissenspein des verknöcherten Spießbürgerthums einen Fuß breit nach dem andern abnahmen. Ideen waren hinausgeschleudert worden in die stille Welt, schicksalsschwangere Saaten, die in den Köpfen Vieler langsam zu keimen begonnen hatten, doch von den Wenigsten schon in ihrer ganzen Tiefe begriffen und von noch Wenigeren in ihrer vollen Lebensberechtigung gewürdigt wurden Das freie Denken, das rein menschliche Empfinden, die Ueberzeugung von der Gleichberechtigung aller Bürger in und zu Allem in der Gesellschaft, in Staat und Kirche, diese Liebe, diese Toleranz, sie galten theoretisch zwar bei vielen „Gebildeten" als Lebensregel; aber Lebenskern und Strebeziel waren sie nur erst ausnahmsweise. Von der Theorie zur Praxis, von der Ansicht zur Handlungsweise war von jeher ein weiter Weg, der weiteste aber im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Es bedurfte des welterschütternden Gewitters, das von Westen kam, und der darauf folgenden langen Kriegesstürme, um in den Herzen nach und nach die harten Schollen aufzureißen und den neuen Saaten zwischen dem Unkraut der alten Vorurtheile Luft und Licht zu

verschaffen. Härter aber war der Boden nirgends, als in den alten Reichsstädten. Hier wurden die unsinnigsten Satzungen des Kastenwesens noch mit wahrhaft indischer Widersinnigkeit heilig gehalten. In allen deutschen Landen drückten Fürsten und Adel den Bürger und Bauer und alle vier christlichen Kasten drückten den Paria des Abendlandes, den Juden. Aber es war keineswegs ein lebhafter Krieg Aller gegen Alle, sondern nur ein starres Niederhalten von Seiten der jedesmaligen oberen Schichten gegen die ihnen unter den Füßen liegenden unteren. In den Judengassen, auf denen die vier christlichen Schichten der Gesellschaft am schwersten lagerten, war die Bewegung daher am Schwierigsten. Die Starrheit wurde hier zugleich zur Störrigkeit. Denn obgleich die Gefangenen zweier Jahrtausende über die schweren Lasten, die sie zu tragen hatten, seufzten und klagten, waren ihnen ihre Ketten doch wiederum so lieb und so heilig geworden, daß sie es fast noch mehr fürchteten, Menschen zu werden, als Juden zu bleiben. Als Kerker empfanden sie nur diese dumpfen Mauern von Stein, nicht aber die chinesische Mauer ihrer nun schon seit drei Jahrtausenden versteinerten Satzungen. Je tiefer der Jude vom Christen verachtet wurde, desto höher achtete er das Judenthum. Die Geringschätzung des Einen war so unberechtigt, wie die Hochachtung des Andern; doch Liebe und Haß waren die Pole, um die sich des Israeliten Welt drehte. Wohl drangen helle Strahlen aus Wolfenbüttel und Berlin in die dumpfen Gassen, aber die Augen der Alten wurden davon nur geblendet, nicht erhellt. Und was die Väter erschreckte, das wehrten sie als bedenklich, ja wohl gar als unziemlich von den Söhnen ab. Sie besorgten, die langersehnte soziale Neuerung werde auch die gefürchtete religiöse nach sich ziehen. Daß es so kommen werde, sagte ihnen zwar der im Druck geschärfte Blick in den Gang der menschlichen Verhältnisse; aber sie gleichen darin ihren Gegenfüßlern, daß sie Unvermeidliches dennoch für sich und die nächsten Generationen vermeiden zu können sich ein-

redeten. Kein Wunder also, wenn der Zwiespalt im Innern der israelitischen Familien und Gemeinden zwischen Gewohntem und Ungewöhnlichem niemals schärfer war, als am Ende des Jahrhunderts der Aufklärung und Toleranz. Die Schriften, welche das junge Palästina küßte, begeiferte und verhöhnte das alte. Wie gern hätten diese starren Köpfe den Messias noch einmal verleugnet. Aber die neue Revolution bediente sich stärkerer Mittel, als die zu Christi Zeiten die Menschheit erfaßte. Damals wurde in Jerusalem nur der Tempel von Stein zerstört; jetzt dagegen kam die Zerstörung aus dem Innern: das ganze Lehr- und Lebensgebäude des Judenthums sollte in Staub verwandelt werden, damit es allmählig mit den andern Religionsformen in die neue Weltanschauung, in die neue Weltreligion der Liebe, Versöhnung und Humanität übergehe und gleich der Raupe durch seinen Tod die höhere Lebensstufe der Freiheit besiegele.

In Frankfurt, wie überhaupt im westlichen Deutschland, wo die Judenmassen weit dichter und noch mittelalterlicher organisirt waren, als in Preußen und Sachsen, in denen die literarische Reibung lebhafter, die Bildung gründlicher war, ignorirten die Strenggläubigen diejenigen französischen Revolutionsideen, welche ihrer Orthodoxie an's Leben gingen, grade so hartnäckig, wie die Fürsten, Ritter und Spießbürger die andern, welche ihrem Feudalstaate den Tod drohten. Weder die Einen noch die Andern wollten begreifen, daß jeder der neuen Zeit Opfer bringen müsse, jene ihr specifisches Judenthum, diese ihr christlich-germanisches heiliges römisches Reich. So kam es, daß sich die beiden Extreme der alten Gesellschaft — die ahnenreiche Erbweisheit in den Schlössern und der Buchstabenglaube in den Ghettos berührten und mit einander in Deutschland gegen die Revolution konspirirten, von der jene „Anarchie", dieser „Atheismus" fürchtete.

Börne's Großvater — seinen Ansichten und Bestrebungen nach ein Stück Rothschild, ein Paria mit Brahminenvorurtheilen — war Finanzagent am damaligen

Kurkölnischen Hofe in Bonn: ein „feiner Mann", der eine auf goldenem Boden ruhende Vorliebe für das Haus Habsburg hatte, um welches er sich ein Verdienst erworben, für das Maria Theresia sich ihm und seiner Familie zu Dank verpflichtet erkannte. Die jüdischen Hofagenten machten damals die Kurfürsten, wie die Rothschilds jetzt die Ministerien. Herr Baruch hatte bei Erledigung des kurfürstlichen Stuhles einem Erzherzog die Stimmenmehrzahl im Kapitel vereinbart. Wie mit der Hierarchie, stand er mit dem niederrheinischen Adel in lebhaftem Verkehr, und wurde im Revolutionskriege Lieferant für die belgisch-österreichischen Stände. Streng gegen seine Familie, wie der Erzväter einer, ließ er seinen Sohn nie zu Selbstständigkeit gelangen, wofür sich dieser wiederum durch Forderung eines noch unbedingteren Gehorsams in Worten und Werken bei seinen Kindern entschädigte. Die weisen israelitischen Patriarchen trieben damals noch eifrig die französische Gartenkultur: statt die jungen Bäume frisch und frei in den Himmel hineinwachsen zu lassen, schor man sie zu Affen und Bären, Pfauen und allerlei Gethier zurecht, damit sie in der Welt nicht Aergerniß noch Anstoß erregen möchten. Als der alte Großvater bei einem Besuche in Frankfurt seine drei Enkel vor sich kommen ließ, war der zweite, Löb, so scheu und wurde er dafür so ächt orientalisch gescholten, daß der Finanzagent begütigend sagte: „Laßt mir den Jungen gehn, das giebt noch einmal einen großen Mann!" Oft gedachte Börne dieser Prophezeihung später scherzend, und sie ist in Erfüllung gegangen, nur anders, als der alte Diplomat es dachte. — Börne's Jugendlehrer, Jakob Sachs, zwar ein Reformjude aus der Berliner Schule, kam mit der Verpflichtung in's Haus, die drei Kinder streng orthodox zu unterrichten. Daß er sich dieser Censur gefügt, ist so gewiß, wie daß ihm dennoch wohl manches Samenkorn von Moses Mendelsohn's und Lessing's Geiste mit durch die Hand geschlüpft sein mag. Denn früh schon machte sich in Löb's Herzen eine Richtung geltend, die in merklichem Widerspruche mit

dem Talmud stand. Als dem Lehrer die Zöglinge vorgeführt wurden, fragte er: „Ist das ein aufgenommenes Kind?" Die Mutter lachte; aber der scheue Löb war und blieb in der That nur aufgenommen in einem Kreise, an den ihn nichts fesselte, als der Zufall der Geburt. Das Haus war eng und beschränkt, wie die Herzen seiner Bewohner: dem Knaben geistig und leiblich ein Gefängniß. Auch fehlte es in der Klause nicht an einer häßlichen Kreuzspinne, einer alten Magd, die als Faktotum sich gebahrte und den schwächlichen, in sich gekehrten Löb nicht leiden konnte. Die alte „Elle" schalt ihn einen „Katev", einen Spötter, in dem sie bereits allerlei ketzerische Einfälle und Gelüste wittern mochte.

Diese peinlichen Jugendeindrücke wurden durch den geflissentlichen Mangel, zu dem des Knaben Talent im Unterricht verdammt war, gesteigert. Das ewige Abfüttern mit hebräischem Schriftthum und jüdischem Ceremoniell wäre bei einem minder tiefen Gemüthe vollkommen geeignet gewesen, jedes religiöse Gefühl im Keime zu ersticken. Aber es weckte in Börne nur die Opposition gegen die Geistlosigkeit und Dürre jedes Formelwesens. Sein Religionssinn schlug nach innen und bildete sich um so tiefer aus, je geheimnißvoller er gepflegt werden mußte. „Das ist dumm!" lautete des Knaben stehende Abfertigung gegen Alles, was seiner Natur zuwider schien. Schon hier kündete sich Börne's milde Weltanschauung an. Aus der Beschränktheit, aus dem Mangel an Aufklärung, aus der Erbbornirtheit erklärte er sich das Alberne, Verdrehte, Gemeine und Unmenschliche auf der Welt. In der Dummheit erblickte er die Hauptwurzel alles Uebels, alles Druckes, aller Tyrannei. Daß ein kluger Mensch ein Sklav auf geistigem und sozialem Gebiete bleiben könne, däuchte ihm schon damals unbegreiflich. Ob Börne Spinoza's Werke studirt habe, darüber ist mir nie etwas Bestimmtes zu Ohren gekommen; in Börne's Weltanschauung zeigt sich indeß von Kindesbeinen an eine so frappante Verwandtschaft

mit jenem großen Weisen, daß es mich wundert, wie diese Erscheinung bisher gänzlich unbeachtet bleiben mochte.

Weil Börne schon damals die Menschen und Verhältnisse mit dem Gemüthe beurtheilte, sah er überall Gutes in der Tiefe. Deshalb erzürnte oder erfreute sich der Knabe selten grenzenlos über etwas. Was ihn unangenehm afficirte, empfand er in der Regel weniger als etwas durchaus Schlechtes, denn als die bloße Verzerrung oder Verkrüppelung des an sich Guten. Diese durch und durch humane Anschauung vom Uebel in der Welt findet im Gemüthe und nicht im Verstande ihre Erklärung. So lange die Dummheit naiv war und sich nur selber schadete oder Andere nur absichtslos benachtheiligte, aus purem Unverstand, klagte er: „Wenn sie nur klüger wären!“ Doch sobald die Beschränktheit geflissentlich Andere kränken, unterdrücken und beherrschen wollte, sobald sie sich gegen das erkannte Bessere selbstisch verstockte, nahm er den Fehdehandschuh gegen sie auf. Dann war die Nachsicht zu Ende, dann wurde sein Zorn „rücksichtslos“. Die vollkommene Durchdringung von Verstand und Gemüth, die bei ihm Naturell war, ist das Naturwüchsige in seinem Wesen und Wirken. In diesem Gleichgewichte seiner Kräfte beruhte die unverwüstliche innere Harmonie seines Charakters im Kampfe mit der unharmonischen Außenwelt. Börne zürnte also nicht, weil er ein heftiges Temperament hatte, sondern ließ dem Zorne nur, wenn er dessen vollkommene Berechtigung außer sich gegeben fühlte, den ganzen ungestörten, den natürlichen Verlauf. Das specifisch jüdische Naturell wird überwiegend vom Verstande beherrscht. Aber gerade weil Börne von dieser jüdischen Engherzigkeit durchaus nichts an sich hatte, wurde er von „seinen Leuten“ von Jugend auf seltener begriffen als bekrittelt. Die steten orientalischen Zumuthungen, sich für Dinge zu begeistern, die seinem Herzen fremd waren, zwangen ihn früh schon, sich von dem Schneckenhaus anerzogener, angeerbter Gefühle zu befreien. Weil er wußte, daß das alte Judenthum in der modernen Zeit nicht mehr Berechti-

gung habe, als jedes andere versteinerte Wesen, so hatte er keine Ader von jener mosaisch romantischen Sentimentalität des Judenschmerzes, der sich so gern breit macht und so empfindlich ist, wie eine alte Jungfer, ja tausendmal empfindlicher, weil tausendmal älter und alberner. Börne konnte sich daher nicht nur, ohne sich etwas zu vergeben, taufen lassen, er mußte sogar der innern Konsequenz wegen einen Schritt thun, der nur deshalb gewagt erscheint, weil er aus der Synagoge in eine Kirche führte, die gleichfalls noch ein Stück Tempel war, gleichfalls noch ihre Schriftgelehrten und Pharisäer hatte. Indeß wurde er so wenig christlich orthodox, wie er es mosaisch gewesen: er war viel zu religiös, um konfessionell werden zu können. „Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ; ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren"! schreibt er in der Rezension: „der ewige Jude," und an einer andern Stelle: „Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit verpesten." Ihm war die Frage der Judenemancipation nie eine Kasten- oder Konfessions-, sondern eine Weltfrage, wie alle andere Revolutionsideen in Staat und Kirche. „Wer für die Juden wirken will", schreibt er am 2. Februar 1833 noch aus Paris, „darf sie nicht isoliren; das thun ja eben deren Feinde zu ihrem Verderben. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen!" Wie überall radikal, so ging er auch hier der Giftpflanze an die Wurzel.

Gegen Börne ist, um hier auch diesen Punkt sogleich zu erledigen, häufig der Vorwurf geschleudert worden, „er habe sich durch seine spätere schonungslose Polemik gegen alles Bestehende für die Schmach rächen wollen, die ihm als **Juif de Francfort** angethan worden sei". Wohl klagt Börne in bitterem Spotte: „In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche

Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und aller Verdrießlichkeit"; wohl fühlte er sich, seit er denken konnte, angeekelt von diesem dickstirnigen Philisterthum, das dem Israeliten zurief: „Mach Mores, Jud"! und dann selber Mores gegen die fremden Truppen machte; aber daß er aus jüdischem Zornmuthe auf Gott und die Welt geschimpft habe, ist eine eben so alberne wie boshafte Verdächtigung. Schwerlich hat es seit Christus einen „Juddebub" gegeben, der über die Armseligkeiten des konfessionellen Juden- und Christenzelotismus erhabener war, als Börne. Den specifischen Standpunkt hatte er so früh überwunden, daß seine Behandlung der Judenfrage gerade deßhalb so schlagend ist, weil er weit objektiver urtheilt, als beide streitenden Parteien. Nur darin „rächt" sich der „Frankfurter Jude" in ihm, daß er mit seinem früh geübten und auf die kleinsten Fasern und geheimsten Fäden des ganzen despotischen Hochdrucksystems gerichteten Auge heller und weiter sah, als die meisten seiner christlichen Kampfgenossen; und auch darin, daß er im Kleinsten wie im Größten durch den dem Israeliten besonders eigenen praktischen Spürsinn sogleich den Fluch oder Segen herauswitterte, den es der großen Emancipation der Menschheit bringen werde. „Börne sah das Loos, das ihn als Jude geboren werden ließ, als ein Glück an, denn er behauptete, er wäre dadurch vor dem Philisterwerden geschützt worden", schreibt Gutzkow. Weit mehr jedoch als für ihn war dieses Loos ein Glücksloos für die Sache der deutschen Freiheit. Börne ein Jude, ein Frankfurter Jude, welch' ein Kontrast zwischen seiner stillen Gemüthswelt und diesem geräuschvollen Jagen nach Procentchen! Niemand kann das goldene Rad, das in der modernen Geschichte eine so wichtige, eine so fluchwürdige Rolle spielt, genauer beobachten, als ein Frankfurter Jude. Rothschild, der Millionär, der mit allen Volksbedrückern konspirirende Hohepriester des Materialismus, der König der Könige, und Börne, der

„Juif de Francfort", der verfolgte Freiheitsheld: das sind die beiden großartigsten modernen Entwicklungen des Judenthums, das sein Fluch und sein Segen, seine falsche und seine erhabene Mission! Sollte der Judenhaß in Folge der freiheitsmörderischen Manipulationen der jüdischen Barone je noch einmal auflodern, dann rufen wir den racheathmenden Völkern Europas zu: Vergebt und vergeßt, denn dieselbe Judengasse, aus der die Rothschilds hervorgingen, hat der ringenden Menschheit auch einen Börne gegeben!

IV.

Schon der Knabe Börne sammelte gern glühende Kohlen auf das Haupt der Christen, wenn der „dumme" Judenhaß ihn peinigte. Viel zu fragen, war weniger seine Sache, als in schlagenden Bemerkungen den Nagel auf den Kopf zu treffen. Erst nachdem ihn Schiller's „Sendung Mosis" in die Hand gekommen, fühlte er, daß es auch unter den Christen unbefangene Beurtheiler jüdischer Dinge gebe. Schiller's dreißigjähriger Krieg wirkte gleichfalls tief auf den grüblerischen Knaben ein. Das war das Klima, in dem er gedieh. Als um dieselbe Zeit französische Emigranten nach Frankfurt kamen und Abbé Marx aus Metz sein französischer Sprachmeister wurde, machte sich sein Behagen über dieses freiere, feinere Wesen in der Bemerkung Luft, er liebe die Franzosen, „weil sie keine Christen mehr seien", er meinte: keine jener engherzigen Philisterseelen, die jeden Menschen erst nach seinem Passe fragen und ihn von nun an bis in Ewigkeit blos nach seiner Konfession und Profession behandeln.

Da der Knabe schwächlich und ein „Denker" war, so ward ihm gestattet, zu studiren. Sogleich zeigten sich aber wieder des Vaters religiöse Befürchtungen. Denn diese israelitischen Buchstabenmenschen waren den alten Klassikern grade so abhold, wie die christlichen, die Hengstenberg und Genossen, denen die Tugenden der Heiden

„übertünchte Laster" sind. Zur Umgehung des Gymnasiums erhielt Börne lateinischen Privatunterricht. Aber was sollte er studiren? Alle Fächer außer dem medicinischen waren dem Israeliten damals noch verschlossen. Dem Knaben schien das Fach indeß so gleichgültig, wie alles Fachwesen überhaupt. Im Jahre 1800 kam er nach Gießen in's Hetzelsche Institut, wo er, sonderbar genug, als Vierzehnjähriger schon immatrikulirt wurde. Das Leben und Entfalten war hier zwar freier und froher als im Vaterhause, aber gehaltlos und langweilig. Ohnehin leidend, war der junge Musensohn „faul", d. h. er trieb nicht das und, was er trieb, nicht so, wie die gepriesene Mittelmäßigkeit, diese hoffnungsvolle Blüthe der Maschinenmenschen. Als Hetzel einem Rufe nach Dorpat folgte und der in der damaligen Gelehrtenwelt als Polyhistor und staatswissenschaftlicher Renommist bekannte Professor Crome das Institut übernahm, ging Börne nach Berlin, wo er ein feineres, gehaltvolleres geselliges Leben fand. Besonders Frau Herz erwarb sich hier bleibende Verdienste um die Gemüthsbildung des Jünglings, der in diesem schönen häuslichen Kreise zum ersten Male aufthaute. Sein zartbesaitetes Gemüth, sein stilles träumerisches Wesen machte ihn für weibliche Feinheit und Seelenadel in einer Zeit empfänglich, wo die deutsche Jugend sonst nur zu häufig den Blüthenstaub der Seele abzustreifen und jener erniedrigenden Richtung zu verfallen pflegt, die anfangs in romantischem Flügelkleide auftritt, um mit der Fratze der ekelhaftesten Prosa zu enden. Als Börne im Jahre 1804 die Universität Halle bezog, zeigte sich seine nicht christlich-germanische Art, sich auszubilden, noch frappanter. „Sitten, Sprache, Kleidung, Alles war an ihnen ungezogen" schreibt er in dem Aufsatze: die Apostaten des Wissens und die Unaphyten des Glaubens, über die Halleschen Musensöhne; „sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme mit rothen, weißen, grünen und schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich anschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern

und von unten deutschen Postillonen." Halle zählte damals 1200 Studenten und eine Reihe ausgezeichneter Lehrer, darunter der geschmackvolle Philolog F. A. Wolf und Schleiermacher, von dem Börne äußert, „er habe die Theologie so vorgetragen, wie sie Sokrates vorgetragen haben würde, wäre er Christ gewesen." Daß Schleiermacher's theologisch-philosophische Anschauungen bei Börne bis in die letzten Jahre nachwirkten, zeigt die religiöse Wärme, mit der er die demokratische Vertiefung des Katholicismus in Lamennais zu Paris begrüßte. Auch von dem Enthusiasmus, den Steffens in Halle für die Naturwissenschaften erregte, fand der achtzehnjährige Börne sich lebhaft berührt. Persönlich wirkte auf ihn Reil und dessen behaglicher Hausfrieden, in welchen Börne aufgenommen war. Wo es ihm wohl werden sollte, durften zarte Frauen nicht fehlen. Auch hier fand er die glücklichste Anregung zur Selbsterziehung im Umgang mit den gebildeten Töchtern des Hauses. In den kleinen Ferienausflügen, die Börne von Halle aus machte, entwickelte sich sein schöner Natursinn, wie sein Spott über die dummen Menschenthiere, „die sich da unten in ihre finstern Hütten einsperren und einander die Luft rauben," statt sich auf den Höhen „näher den Sternen zu lagern." In die deutsche Sprühhitze der damaligen politischen Debatten mischte er sich nur mit kurzen, doch desto originelleren Randglossen. Noch war es ihm mehr um den Ausbau seines innern Menschen, als um die Prahlereien der unreifen Maulhelden zu thun, die in's Reil'sche Haus kamen. Es war die Zeit, wo er seine Erfahrungen über Erziehung aufzeichnete, die charakteristisch für seinen Standpunkt sind. „Ich kenne nichts Heiligeres als das Geschäft eines Erziehers," schreibt er, „und nichts Erbärmlicheres, als die Art, wie es die meisten treiben." Er verlangt, daß jede Erziehung eine nationale sein solle, doch so: „Handeln heißt schaffen; Erziehen heißt zum Handeln bestimmen!"

Nach fast dreijährigem heiteren Leben und Entfalten, nach gewissenhaftem, doch nicht ängstlich fleißigem Studium

in den medicinischen Fächern vertauschte Börne bei dem Herannahen der Kriegsstürme, unter deren ersten Opfern sich die Universität Halle befand, diese Hochschule mit der Heidelberger. Wichtiger noch als dieser Lokalwechsel ward der Entschluß, die Arzeneikunde, an deren Spezialitäten er nie sonderliches Behagen gefunden, aufzugeben und Kameralia zu studiren. Diesen Plan begünstigte die neue Umgestaltung der Dinge in Frankfurt. Seine Vaterstadt war von der französischen Revolutionsfluth ergriffen worden. Die alte freiereichsstädtische Tyrannei erlag den siegreichen Bannern der Franzosen. Frankfurter Bürger und Frankfurter Juden hatten unter dem Fürsten Primas gleiche Rechte, nachdem letztere sich freilich mit einer namhaften Summe freigekauft hatten! Börne kannte die Untiefen des dermaligen medicinischen Wissens; sein Nervensystem war zu reizbar; das Experimentiren mit der leidenden Menschheit schien ihm frevelhaft; er fühlte mehr Beruf zum Seelenarzte und zu einem guten — Beamten in sich. In der Aussicht auf letztere Stellung seines Sohnes lag der einzige Trost dieses Fachwechsels für den berechnenden Vater, der erbittert über das der Medicin nun vergeblich nachgeworfene viele Geld war. Um dem jungen Ideologen die Flügel zu stutzen, bestellte er ihm in Professor Martin wieder einen Aufseher. Ueber dies endlose Bevormunden erbittert, ging Börne nur um so entschiedener seinen Liebhabereien nach, indem er das Mannheimer Theater und die schönen Neckargegenden fleißger frequentirte, als die Hörsäle. Das kostete freilich mehr Geld, als Baruch Vater zu zahlen beliebte. Der Sohn machte Schulden. Da erschien Herr Baruch und schlug Lärm. Der Student schämte sich über dies taktlose Auftreten des wohlhabenden Mannes, dem das Maß aller Dinge der Geldwerth war und der von dem schönen Streben des Sohnes nichts ahnte, als daß es viel Geld kostete. Um ihn näher zu haben und kürzer halten zu können, schleifte Herr Baruch den armen Schuldenmacher nach Gießen, wo dieser dann allerdings

fleißig studirte und am 8. August 1808 doktorirte. Von dem großen Werke „über den Nutzen der Staatswissenschaften für die Beamtenwirksamkeit", das er damals projektirte, wurde nur die Abhandlung „über die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets gedruckt. Schon hier erscheint Börne's spätere Politik im Keime. Von der Staatenarrondirung redend, stellt er bereits den Grundsatz auf, daß Frankreich und Deutschland sich wieder vereinigen müssen, da sie alsdann das Geschick der Welt entscheiden würden. Auch die politische Satire ergeht sich schon in Bemerkungen, wie in der über den Adel: „Die Deutschen werden regiert von Menschen, die es sich zur Ehre anrechnen, von Wegelagerern abzustammen." Vorher schon war von Börne in der „Minerva" der Aufsatz erschienen: „Das Leben und die Wissenschaft," der den Anfang des 5. Bandes der Stuttgarter Ausgabe von Börne's Schriften ziert.

Als Börne nach vollendeten Universitätsstudien jetzt nach Frankfurt zurückkehrte, ging ihm der Ruf eines „unpraktischen" Menschen voraus. Dies war genug, um ihm von vorn herein zu den meisten Frankfurtern, Christen wie Juden, eine schiefe Stellung zu geben. Um sich von der goldenen Kette seines Vaters zu befreien, nahm er 1811 die Stelle als Aktuar im Polizeifache mit Freuden an. Börne: Polizist! — Warum nicht? Noch aller praktischen Politik fern — und was ließ sich unter der Fremdherrschaft in der praktischen Politik von Jemand leisten, der weder christlich-germanisch zu schwärmen, noch zu verschwören wußte? — mochte er glauben, als Sicherheitsbeamter grade durch Redlichkeit und Milde sich ein besonderes Verdienst um seine Vaterstadt erwerben zu können. Daß er sich in dieser schwierigen Stellung äußerst fleißig, anspruchlos, gefällig und ehrenhaft erwiesen, haben weder damals noch je seine erbittersten Feinde abzuleugnen gewagt. Er lernte durch dieses Institut Verhältnisse und Menschen schärfer beobachten; aber sein Herz ward nicht dadurch erkältet. Auch persönlichen Muth zu zeigen, bot sich ihm 1813

Gelegenheit, als er die bairischen Soldaten bei ihrem Einrücken mit gezogenem Degen vom Plündern abhielt, wobei er mehr „den abscheulichen Zugwind", als „die herüberpfeiffenden bairischen Kugeln" fürchtete.

Während derselben Zeit fühlte er sich mannigfach literarisch angeregt, ohne indeß auf eine eigentlich schriftstellerische Laufbahn loszusteuern. Wie still und einsam sonst, so theilte er gern mit, was ihn ansprach. Ihm war es damals Bedürfniß, Andern vorzulesen, was er Gutes gelesen. Johannes von Müller und Voltaire waren geraume Zeit die Schriftsteller, mit denen er sich am eifrigsten beschäftigte, doch räumte er beiden weniger Einfluß auf seinen Geist, als auf seinen Styl ein. Auch schrieb er mit Liebe auf, was er Liebes und Ersprießliches durchdacht hatte. Bis zur Naivität harmlos, besaß er keine Ader von dem Ehrgeiz nach einer Lokalberühmtheit, wie sie in Frankfurt so leicht und als Modesache so häufig ist. Es war eine Thätigkeit im Geiste des alten Justus Möser. Im Jahre 1810 hielt er Vorträge in der jüdischen Maurerloge voll Liebe und Frieden, fand sich aber damals schon zu Betrachtungen über den Maurerpartikularismus angeregt, der ihm später das ganze Logenwesen zuwider machte.

Der Aufschwung der Deutschen zu den sogenannten „Freiheitskriegen" wurde bei Börne aus mehr als einem Grunde epochemachend. Zum ersten Male fühlte er, daß aus Deutschland mehr als eine Domäne für eingeborne oder auswärtige Selbstherrscher werden könne; zum ersten Male griff er zur Journalistenfeder. Die Leitartikel, die er damals für's Frankfurter Journal schrieb, haben allerdings weniger Bedeutung für die Zeitereignisse selbst, als für Börne's Entwickelungsgeschichte. Noch glaubte, noch vertraute er, doch äußert er in einem Briefe an den damaligen Redakteur des Frankfurter Journals: „Wenn man gegen die Dummheiten schreibt, die noch nicht existiren, so ist's Papier niemals verloren; die Dummheiten kommen sicher hinten nach." Im Kopfe summten ihm die Ideen wie Mücken herum, so daß sie ihn „inkommo-

dirten" und auf's Papier gebannt werden mußten. Uebrigens war er in jenen Jahren noch durch und durch Monarchist, der von einem Reichsoberhaupte eben so jüngferlich träumte, wie die Kaiserlinge im Parlamente dreißig Jahre später. Trotz alledem bekam er bereits seine Noth mit der Censur.

Die e ste goldene Frucht des neuen Umschwungs der Dinge war für Börne die Amtsentsetzung! Mit dem Sturze der Fremdherrschaft fielen auch die fremden Staatseinrichtungen. Der Senat ward restaurirt, mit ihm der alte Judendruck. Nachdem man den israelitischen Beamten durch allerlei Winke zum Abdanken nicht hatte bewegen können, ward er mit 400 Gulden Pension in Ruhestand versetzt. Was ihm geschehen, geschah der ganzen Nation: auch diese wurde von denen, die sie aus der Noth gerettet, mit gottesgnädigen Fußtritten zur Ruhe verwiesen. Von diesem höheren Standpunkte aus betrachtete Börne sein Schicksal. Die Sache des Volkes ward nun um so mehr seine eigene, da er gezwungene Muße genug hatte, Anwalt aller Unterdrückten zu werden. Die Verdächtigung, diese Ungebühr habe ihn verbittert und vergrillt gemacht, ist eben so dumm, wie so manche andere der Reaktion. Allerdings wurde seine bisherige Harmlosigkeit auf eine harte Probe gestellt, allerdings seine Thatkraft gespornt; aber wo ist denn eine Spur von Verbissenheit in seinen literarischen Arbeiten aus jener Zeit zu finden? Daß er in der „aktenmäßigen Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt" das schreiende Unrecht des Senats erhärtete, daß er in der Broschüre: „Die Juden und ihre Gegner" derber darein schlug, als es seinem diplomatisirenden Vater erlaubt schien, ist vollkommen in der Ordnung. War von allen reaktionären Wortbrüchigkeiten die Wiederherstellung des Judenhelotenthums nicht eine der schreiendsten? Daß die Regierungsmänner übrigens in Börne damals durchaus keinen racheschnaubenden Jakobiner witterten, beweisen die wiederholten Versuchungen, ihn für die Sache des Rückschrittes zu gewinnen. Im Jahre 1817 wurden

ihm Anträge wegen Gründung einer „Ministerialzeitung" die „konstitutionell", jedoch im Interesse der deutschen Regierungen, und besonders der preußischen, geschrieben werden sollte, gemacht. Aber Börne war weder ein Hansemann, noch ein Gervinus; er traute der „Freimüthigkeit" nicht, die man ihm zugestehen wollte, und das Projekt kam nicht zu Stande. Ein Jahr [illegible]l= ten Frankfurter Russenfreunde nach sein[illegible]en Feder, um ihn zur Abfassung einer Geschi[illegible]re 13 und 14 zu bestimmen, wobei die moskowitischen Verdienste besonders in's Licht gestellt werden sollten. Börne lehnte alle Anerbietungen rund ab und äußerte: „Ich sehe, daß man die Absicht hat, Rußlands Interesse in Deutschland vorherrschend machen zu wollen, und dazu werde ich die Hand nicht bieten"! So weit war Börne 1818 schon vor dem „getreuen Eckardt Arndt" voraus, mit dem er übrigens persönlich damals auf befreundetem Fuße stand.

V.

Börne war jetzt zwei und dreißig Jahre alt. Lange hatte er gezögert, mit den Verhältnissen, die ihn seit mehr denn zwei Jahrzehnten gedrückt, entschieden zu brechen. Jetzt schien es an der Zeit, über die Judengasse und das Gebiet der Stadt Frankfurt hinaus zu greifen und das große deutsche Blachfeld zu beschreiten. Nachdem er sich durch Gründung seiner „Wage" einen Wirkungskreis eröffnet, trat er am 5. Juni 1818 in Rödelheim zur lutherischen Konfession über, d. h. er vertauschte den jüdischen Standpunkt, den er längst verlassen hatte, definitiv mit demjenigen, der unter allen damals vorhandenen sowohl seinen Principien nach der freieste, wie seinem Ursprunge nach der zumeist deutsche war. Hätte die Reformation vom Jahre 1844 sch[illegible] unterliegt keinem Zweifel, daß er sich [illegible] haben würde. Denn er trug bis an'[illegible]ge eine stille Sehnsucht nach einer

Religionsgemeinschaft, die demokratischer, lichter und wärmer wäre, als dieser kirchliche Konstitutionalismus mit seinem papiernen Professoren- und Pastorendünkel und seiner allerunterthänigsten Loyalität. Wie wenig er jedoch auf äußere Vortheile bei diesem Schritte abzielte, beweist der Umstand, daß er denselben Jahre lang für sich behielt und sich nach wie vor Unbequemlichkeiten gefallen ließ, denen er durch sein offenes Bekenntniß überhoben gewesen wäre.

Die „Wage" zeichnete sich sogleich in ihrem ersten Hefte so vortheilhaft vor allen damaligen Zeitschriften aus, daß eine zweite Auflage desselben nöthig wurde. Die hochweisen Frankfurter Senatoren trauten ihren Augen kaum. Gentz in Wien, der Mann mit der feinsten Spürnase, die damals existirte, empfahl die Zeitschrift dem Rahel'schen Kreise „als das Geistreichste, Witzigste, das jetzt geschrieben werde; seit Lessing seien solche Theaterkritiken nicht geschrieben!" Rahel, die später Mitarbeiterin wurde, fand dies Lob noch weit übertroffen. „Er ist scharf, tief, gründlich wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten, empört, wie man soll, über Schlechtes in der Kunst. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mensch!" Gentz, der Renegat, tadelte zwar Börne's politische Meinungen, war aber geistreich genug, „begreiflich zu finden, daß er sie hätte." Es war Börne weder um das Theater, noch um die Politik allein, noch um irgend etwas Specifisches zu thun; ihm lag, gleich Lessing, stets die ganze Sache am Herzen. Die einzelnen Erscheinungen, die er zur Sprache brachte, waren ihm nur Planeten des einen großen Sonnensystems, das er in seinem vollen Zusammenhange begriff. Indem er Alles in seiner Ganzheit erfaßte, erschloß er vor dem Auge des Lesers nicht blos das, was auf den ersten Blick erhellte, sondern zugleich das, „was dahinter steckte." Wenn er etwas kritisirte, „hinter dem nichts" war, so vernichtete er den eitlen Schein desselben durch die ätzende Lauge seiner Satire, stellte dann das Dumme, Alberne in

seiner ganzen Blöße hin, wußte jedoch in demselben Augenblicke mit einem schönen Bilde, mit einem bedeutsamen Symbole den unästhetischen Eindruck zu verwischen und den Blick auf den Kern der Sache selbst zu lenken. In dieser raschen Zerlegung und höheren Auffassung lag das Geheimniß der drastischen Wirkung, die seine Kritiken machten. Man hat Börne seit dem Erscheinen der „Wage" bis auf diesen Tag häufig zum Vorwurfe gemacht, daß er nie bei der Sache bleibe, und überall, wo er von der Kunst, der Literatur, der Gesellschaft u. s. w. spreche, die Politik als Maßstab anlege. Es ist wahr, wie bei Ovid Alles zu Versen, wurde bei Börne Alles zu Politik! Aber wer deßhalb sein Urtheil verdächtigt, dem diene zur Antwort, daß er weder Börne noch den Geist der Neuzeit begreift. Börne's unsterbliches Verdienst und die höhere Bedeutung seiner Mission beruht eben in dieser Verwebung aller bis dahin neben einander laufenden Kulturfäden der deutschen Civilisation zu jenem Ganzen, das nicht dasselbe mit dem ist, was wir im engern Sinne Politik nennen, sondern ein Höheres: der Zeitgeist. Was er an Alles legt, ist dieser Maßstab des in ihm waltenden Zeitbewußtseins. Bei jeder Erscheinung untersucht er, ob sie noch Leben und Wahrheit, und dadurch noch Zeitberechtigung in sich trage. Er greift Alles an, was blos Reflex der Vergangenheit, blos Mumie, was blos galvanisirte Leiche, folglich für den Fortschritt todt, kurz ein Unding ist; er lobt nur, was sich als etwas Wirkliches, Naturwahres, Aechtes erweist. Wo „nichts dahinter ist", da wird sein Witz schonungslos. Denn dem Geiste soll und darf nichts heilig und unverletzlich sein, als das Geistige in seiner Lauterkeit, Wahrheit und Schönheit. Der in der Vereinzelungssucht verkommene deutsche Genius sah den Wald vor Bäumen nicht; es war die höchste Zeit, ihn wieder auf die andere Seite aufmerksam zu machen. Gewöhnt, nicht zu leimen, sondern Alles aus vollem Holze zu arbeiten, warf Börne das ganze Gewicht seines bedeutenden Talentes zur Beschleunigung dieses Umschwungs in die

Wagschale. Unbarmherzig, wie seit Lessing's Streit mit der lutherischen Orthodoxie nichts geschrieben worden, verneinte er Alles, was sich in seiner selbstsüchtigen Abgeschlossenheit berechtigt wähnte, indem er ihm zurief, daß es an sich nichts und nur als Theil vom Ganzen etwas sei, das Berechtigung habe. Das Starre soll in den gewaltigen Fluß des Ganzen münden, oder von der Erde vertilgt werden: das ist der Gang in der Natur, das ist auch das Naturgesetz in der Geisteswelt. Wem die Menschen nur als Zweige am großen Baume der Menschheit etwas sind, der streift aus Gottesfurcht alle Menschenfurcht getrost ab. Aus dieser Weltanschauung erklärt sich Börne's vernichtende Polemik gegen alles Kliquen- und Kastenwesen und gegen jeden Despotismus. Ihm schien die Göthe'sche selbstgefällige Theorie von der „Kunst um ihrer selbst willen" so gefährlich und sündlich, wie die Theorie vom Staate um der officiellen Staatsinhaber, der Fürsten und Bureaukraten, willen. Auf allen Gebieten erzeugt der Abschluß Dünkel, Egoismus und Versündigung an den heiligsten Interessen der Gesittung, Literatur und Kunst. Kirche und Staat sind nicht um ihrer selbst willen, noch um ihrer Repräsentanten willen etwas, sondern sie sind nur Formen, in denen das Volk seinen Genius, sein jedesmaliges Zeitbewußtsein ausprägt; sie müssen demnach stets flüssig erhalten werden, damit sie den höchsten Zwecken der Menschheit mehr und mehr entsprechen. „Die Griechen", pflegte Börne zu sagen, „ja, das war ein schönes Leben; auch der Tod schön! Alles heiter, froh und frisch! Aber die Spartaner mag ich nicht. Diese tolle Idee, das Individuum dem Staate aufzuopfern! Der Staat soll zur Wohlfahrt der Menschen dienen. Die Römer mag ich auch nicht: Alles düster und ernst! Eben wieder der Staat vorherrschend. Auch die Juden sind düster; das ist ihr Aegyptisches." — Wer diesen Maßstab den der Politik nennen will, der mag es immerhin; nur vergesse er dann nie, daß Börne's Politik das Gegentheil von der specifischen Politik, daß sie stets das Zusammenfassen und

Verklären alles Menschlichen zum Menschheitlichen ist. So verstanden, liegt auch in dem Vorwurfe etwas Wahres, „Börne sei kein deutscher Patriot, sondern Kosmopolit", nur daß dieß kein Vorwurf für ihn ist, sondern ein Vorzug! Kosmopolit in Sokratischer Weise, wollte er das ganze Leben, Weben und Walten des Volkes zur Freiheit in der Gleichheit und Brüderlichkeit erheben und die so organisirten Volksstaaten nach denselben Grundsätzen zu Bruderstaaten verbinden. Das schien ihm der einzige Weg zur Erlösung und Beseligung der Welt, und aus diesem Grunde predigte er fortwährend die Solidarität der Völker, rief er den Nationen unablässig zu: „Seid einig unter einander!"

Daß Börne in diesem Streben von der kritisirenden Mittelmäßigkeit nicht begriffen wurde, darf uns um so weniger befremden, als es damals noch überall fast bei den deutschen Schriftstellern Regel war, sich im Alterthume und Mittelalter festzurennen und die Gegenwart gehen zu lassen, „wie's Gott gefiel". Börne hatte einen von Jugend auf genährten Ekel gegen jenes faule Wesen, das sich zu Allem bringen und von Allem wieder abbringen läßt, das, ewig betrogen, dem Betrüger die Hand küßt und bei jedem Fußtritte darüber fromme Betrachtungen anstellt, wozu das wohl gut sei. Er sah, wie gerade damals die Reaktion in schlauer Weise in deutschen Landen die Begriffe über Staat und Kirche zu verwirren, wie sie Literatur und Kunst für ihre freiheitsmörderischen Pläne zu misbrauchen, wie sie die Gesellschaft von Neuem in geschlossene Gesellschaften zu zerlegen und diese gegen einander zu hetzen, kurz wie sie alle Federn ächt jesuitisch in Bewegung zu setzen suchte, um dem Volke Sand in die Augen zu streuen. Zugleich drängte sich ihm mit jedem Tage mehr die Befürchtung auf, daß die Kontrerevolution, begünstigt durch des großen Haufens Arglosigkeit, Kurzsichtigkeit und Trägheit, für Jahrzehnte, vielleicht für Jahrhunderte den Sieg davon tragen werde. Da griff er zu dem, wodurch das Volk damals zunächst zu packen war, zu Theater- und

Kunstkritiken. Er folgte der Reaktion überall auf ihr eigenes Feld und schlug sie in ihren besten Vorwerken und Verstecken mit dem Fluche der Lächerlichkeit. Zugleich war dies damals für ihn der einzig mögliche Weg. Denn die Zeitungspresse hatte, sobald ein Blatt sich offen ein politisches nannte, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen. — Uebrigens ist es ein durchaus unbegründetes Vorurtheil, wenn dem „Politiker" Börne Mangel an Unparteilichkeit und Gründlichkeit in seinen Theaterkritiken vorgeworfen wird. Die Bühnenkritik war ihm keineswegs bloßes Mittel, um seine politischen Ansichten in Scene zu setzen; im Gegentheil, er beurtheilte nur die Stücke wie die Leistungen der Schauspieler nach Kunstzwecken, aber freilich nach den höchsten Kunstzwecken, die dann allerdings mit den höchsten Zwecken des Nationalglückes zusammentreffen. Um das Volk zur Freiheit vorzubereiten, klärte er den Geschmack desselben auf, überzeugt, daß ein wahrhaft gebildetes Herz sich nach und nach nicht blos gegen eine elende Theaterfigur, sondern gegen jeden eitlen Jammerheld in Gesellschaft, Kirche und Staat empören werde. Börne erkannte die ungeheure Wirkung eines guten Nationaltheaters auf die Volksentwickelung so klar, wie Lessing und Schiller es zu ihrer Zeit erkannt hatten; und er machte mit diesen dieselbe bittere Erfahrung, daß „mit dem Unsinn Götter selbst vergebens kämpfen." In den letzten Heften der „Wage", die 1821 zu Tübingen erschienen, war das Theaterwesen als unverbesserlich beseitigt. Seit ihm die Liebe zur dramatischen Kunst verleidet war, suchte und fand er Entschädigung in der Musik, die in ihm einen eben so tiefen Kenner, als feurigen Bewunderer besaß. Leider ging es ihm auch hier, wie dem deutschen Volke später. Die Schauspielkunst hat längst aufgehört, ein Volksinstitut zu sein: sie ist zur Magd, um nicht zu sagen zur Dirne der Höfe und Höflingsgefühle geworden. Auch die dramatische Musik, die seit Rossini immer gedankenloser und hohler, verweichlichter und frivoler geworden, theilt bereits mit vollem

Rechte das Loos ihrer Schwester. Um so mehr kunstgeschichtlichen Werth haben Börne's Kritiken, die, ich möchte sagen, als der zweite Theil zu Lessing's „Dramaturgie“ zu betrachten sind. Hier strahlt die Morgenröthe, dort das Abendroth jener Kunst, welche die Welt bedeuten sollte und nur noch die Welt der Höfe, Hofschranzen und der Gevattern Hofschneider und Handschuhmacher bedeutet!

VI.

Am 1. Januar 1819 übernahm Börne die Redaktion des heruntergekommenen „Staatsristretto“, das er als „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ wieder zu Geltung und Einfluß zu bringen hoffte. Bald aber zeigte sich's, daß er die Rechnung ohne den Censor Severus entworfen habe. Dieser christlich-germanische ehemalige Kollege Börne's auf dem Römer strich mit einer Strenge, die seinem Namen Ehre und seine Heldenthaten unsterblich machte. Börne hat diesen vier Monate langen Krieg zwischen Feder und Scheere in seinen „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur“ beschrieben. „Frankfurt,“ klagt er B. II. 376, „welches sein sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verfolgt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten, wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite, sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu sein, die den freisinnigen Ansichten auf ihrer Wanderung von dem Norden nach dem Süden Deutschlands und zurück den Weg versperren! Wie kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen Jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?“ — Börne's ganzer Gewinn für Mühe

und Verdruß war eine größere Formgewandtheit. „Fein, witzig, behutsam und graziös," meinte er später, „ließe sich nur schreiben, wenn mit uns die Katze Censur spiele!" Noch schlimmere Erfahrungen machte er mit seinen „Zeitschwingen", die in Offenbach gedruckt wurden. Kaum hatten sie ihren Flug begonnen, als die Eschenheimergasse sich abonnirte und der Darmstädtischen Regierung einen Wink gab, der die Verhinderung dieser Wochenschrift zur Folge hatte. Um nicht noch speciellere Bekanntschaft mit der bundesväterlichen Fürsorge für schriftstellerische Talente von solcher Bedeutung zu machen, fand Börne, nachdem er kaum eine Herbstreise an den Rhein beendet hatte, es gerathen, einen Ausflug in's Ausland anzutreten, um so mehr, da ihm in Frankfurt sogar Paßschwierigkeiten erhoben wurden. Diese Reise nach Paris, seine erste, hat er in seinem Sodener „Tagebuche" (B. IV. S. 303 u. ff.) selbst beschrieben. Die französische Hauptstadt machte auf ihn einen so anregenden, angenehmen Eindruck, daß derselbe für seine Zukunft entscheidend wurde, obwohl Börne diesmal nur wenige Wochen dort verweilte. Da die Gefahr für seine persönliche Sicherheit verschwunden zu sein schien, so kehrte er im November nach Frankfurt zurück, um dort in stiller Zurückgezogenheit für seine „Wage" und das Cotta'sche „Morgenblatt" zu arbeiten. Die großherzoglich hessische Regierung hatte den Herausgeber der „Zeitschwingen" jedoch keineswegs aus dem Auge verloren. Im März 1820 wurde er auf deren Ansuchen plötzlich auf die Frankfurter Hauptwache geschleppt. Seine Familie verbrannte in ihrer maßlosen Angst einen ganzen Koffer voll alter Börne'scher Manuskripte, zum Theil werthvolle Sachen. Freilich war Börne beschuldigt, nichts Geringeres als eine Revolution, die in — Darmstadt anfangen sollte, im Schilde zu führen?! Ein Frankfurter Gimpel, mit Namen Sichel, hatte im großherzoglichen Schloßgarten den Winden einige Flugblätter anvertraut, wahrscheinlich um die Hoflakaien zu bearbeiten!? Zur Rechenschaft gezogen, gab er Börne,

den er noch in Paris wähnte, als Verfasser an, um sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Als nach vierzehntägiger strenger Haft des Gefangenen Unschuld sogar den Demagogenriechern sich aufdrängte, wurde er wieder freigelassen, nachdem seine ohnehin schwache Gesundheit bedeutend gelitten hatte. Jede Korrespondenz, ja sogar Messer und Gabel beim Essen, war ihm versagt worden.

Diese frivole Verhaftung, die Gleichgültigkeit des Frankfurter Publikums gegen solche Unbill, die endlosen Plackereien mit der Censur, das steigende Misverhältniß mit seiner reaktionären Familie, dazu sehr annehmbare Anerbietungen von Cotta bestimmten Börne, wieder ernstlich an seine Auswanderung aus der Heimath und an eine Uebersiedelung nach Paris zu denken. Der Frühling und Sommer verging ihm angenehm auf Reisen am Rhein, nach Stuttgart, wo er die unvergleichliche „Monographie der deutschen Postschnecke" und im Winter 1822 den „Eßkünstler" schrieb, und nach München, wohin ihn sein spekulativer Vater lockte, um ihn ächt seelenverkäuferisch zum publicistischen Kutschpferde an die k. k. Hofkanzlei in Wien zu verschachern und der Familie Baruch dadurch ein neues Verdienst um das Haus Habsburg zu erwerben.

Als der aus der Art geschlagene Sohn weder Börsenvernunft annehmen, noch in die schlau gelegte Falle gehen wollte, als er sogar in gottloser Verstocktheit die zu Staatsvisiten bestimmten neuen Galakleider und Schnallenschuhe verschmähte und gegen die auserlesensten Lockspeisen so appetitlos wie gegen die Drohungen des väterlichen Zornes taub blieb, als der „liebe Louis" sich durchaus nicht „um sein Glück willen" von „seiner Idee heilen" ließ, da wurde der „treue Vater" patriarchalisch brutal. Herrn Baruch's „Jugendfreund" und Gönner, welcher das Spiel auch jetzt noch keineswegs verloren gab, steckte sich nun hinter Rothschild. Metternich's Anträge lauteten dahin, „daß Börne mit dem Gehalte eines kaiserlichen Rathes in Wien leben solle, ohne zu irgend einer Dienstbarkeit angehalten zu sein; für Alles, was er dort

schreiben wolle, sei ihm völlige Censurfreiheit zugesichert, er solle sein eigener Censor sein! Wolle er seine Stellung in den ersten Monaten wieder verlassen, so werde ihm durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt werden." — Trotz seiner höchst mißlichen äußeren Lage und des durch seine Ablehnung unvermeidlich werdenden unheilbaren Bruches mit seiner Verwandtschaft, verbat sich Börne diesmal so entschieden wie früher, die Ehre, publicistischer k. k. Hofagent zu werden. Des Staatskanzlers Plan war so fein und arglistig, wie immer. Hätte Börne sich auch bei dem ersten ungebührlichen Ansinnen an seine schriftstellerische Keuschheit zurückgezogen — ein Tag in der Staatskanzlei zu Wien, und sein schriftstellerischer Kredit, wie sein makelloser Charakter wäre für immer geknickt gewesen. An der Klarheit und Festigkeit des ehrlichen Mannes wurden jedoch alle Heucheleien und Schmeicheleien des diplomatischen Großmeisters zu Schanden, der darin allerdings wiederum seinen seltenen Scharfblick bewährte, daß er sogleich aus der Kralle den Löwen, aus dem ersten Auftreten dieses Genius den gefährlichen Gegner der Fürstenpolitik erkannte. Denn kein einzelner schwacher Mensch, mit Ludwig Kossuth's einziger Ausnahme, hat in der That zum Sturze des Metternich'schen Systems, zum Untergange des heiligen Iliums der Legitimität wohl mehr beigetragen, als der kühne Sohn jenes kriechenden Vaters, welcher sich des erhabensten Geistes, der je aus einer Judengasse hervorgegangen, schämte, um sich mit desto schamloserer Arroganz als des k. k. Staatskanzlers „Jugendfreund" zu brüsten.

Zum Glück stand Börne trotz dieses unheilbaren Bruchs mit seiner Verwandtschaft nicht vereinsamt da. Verheirathet war er nicht. Seine leidende Gesundheit, verbunden mit seiner mislichen Stellung, ließ den Gedanken, sich ein eigenes Hauswesen zu gründen, nie in ihm Wurzel fassen. Um so bedeutsamer wurde für ihn ein Herzensbündniß mit einem der aufopferungsfähigsten, uneigennützigsten, weiblichen Wesen, das in ihm sowohl das herrliche Talent als die liebenswürdige Persönlich-

keit verehrte, und dessen einziger Ehrgeiz des Freundes Ehre und Glück war. Wie es leider in jüdischen Familien als Nachwehe des alten Orientalismus noch häufig vorkommt, mit ihrem Manne ohne Gleichheit der Gefühle, der Lebensrichtung und Bildungsstufe zusammengekettet, hatte Frau Wohl das beiderseitige innere Misverhältniß zuletzt zum offenen Bruche getrieben, zur Ehescheidung. Schon dieses Zerwürfniß mit ihren Familienverhältnissen, dazu die Energie des Weibes, das zur Rettung seiner Gemüthswelt der Gefahr, von der Welt verlästert und verletzt zu werden, zu trotzen und mit dem Frieden des reinen Gewissens in's bewegte Leben hinauszutreten wagte, mußte bei Börne verwandten Empfindungen begegnen. Im Winter 1816 auf 1817 war Börne ihr bei den Schwiegereltern seines Freundes Stiebel in Frankfurt begegnet und dann als täglicher Gast in der Familie, in der sie wohnte, mit ihren Lebensansichten und Plänen vertraut geworden. So schloß sich der Freundschaftsbund zwischen Frau Wohl und Börne, der für dessen letzte zwanzig Lebensjahre so beziehungsreich und tröstend wurde und selbst nach der Wiederverheirathung der Freundin alle Wechselfälle und Schmerzen des Lebens und Todes überdauerte.

Heinrich Heine, der allerdings der Mensch nicht ist, ein reines, geschlechtloses Seelenbündniß zwischen Mann und Weib zu fassen, geschweige denn zu glauben und unbespöttelt zu lassen, hat dieses für beide Theile durchaus ehrenhafte und für unsere Literatur an Segnungen so reich gewordene Verhältniß in den Sumpf seiner frivolen Kritik gezogen.

In der Zeit, in der wir heute leben, würde ich es für eine Betheiligung an jenem Frevel gegen Börne's Manen und für eine Beleidigung gegen das seitdem mündig gewordene deutsche Volk halten, wenn ich über diesen widerlichen Auswuchs literarischer Treiberei und schadenfroher Klatschsucht noch ein Wort der Abwehr verlöre. Vor einem Jahrzehnt haben Deutsche und Franzosen bereits über das verwahrloste Genie gerichtet, das sich

einst mit Börne's Vertrautheit brüstete, die Reveille der Revolution schlug und den allzu harmlosen Einsiedler aushorchte und auspreßte, um den Meister um schnöden Judassold zu verrathen. Im Jahre 1840 wollten Viele noch nicht glauben, was der Februar 1848 unleugbar gemacht hat, nämlich daß unter den Söldlingen des französischen Korruptionskönigs sich derselbe Schriftsteller befand, dem Börne's „Königsfresserei“ freilich unter so bewandten Verhältnissen ein Gräuel sein mußte.*)

VII.

Die zweite Pariser Reise machte Börne in Gemeinschaft mit seiner Freundin und mit der nachherigen Gattin des Dr. Reinganum aus Frankfurt, mit denen er in Heidelberg zusammentraf. Börne, ohnehin im Französischen geübt, war durch seine ruhige, gesammelte Anschauung befähigter als irgend einer seiner Zeitgenossen, den Knäuel der damaligen Pariser Ideen und Verhältnisse zu entwirren und zu verarbeiten. Es war die Blüthezeit der jesuitisch-feudalistischen Umtriebe unter Villèle: ein reiches Feld der Erfahrungen und Lehren für einen so scharfsinnigen Kopf, wie Börne. Die Ausbeute dieser zwei Jahre, in werthvolle Denkmünzen ausgeprägt, bildet den vierten Theil seiner gesammelten Schriften. Gutzkow, auf diesem Felde ein kompetenter Beurtheiler, da er selber zweimal in Paris war und über die dortigen Zustände geschrieben hat, äußert in „Börne's Leben“ Seite 145: „Diese Schilderungen aus Paris sind doch noch immer das Lebensvollste und Geistreichste, was wir über die französische Hauptstadt besitzen. Sie sind auch von dem, was Börne geschrieben,

*) Wer „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ gelesen und die Aktenstücke dieses literarischen Prozesses prüfen will, den verweise ich auf „Börne's Leben“ von Gutzkow und auf „Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine“ (1840 bei Sauerländer in Frankfurt erschienen), das im Anhange unter andern auch mein motivirtes Urtheil in dieser Sache enthält.

das bei Weitem Gerundetste und so fein ausgearbeitet, wie ein Stahlstich." Sie sind klassisch für das Paris der „Reaktion von Gottes und der Pfaffen Gnaden", wie Göthe's italienische Reise für das Italien des 18. Jahrhunderts, und deshalb für alle Zeiten von Werth und Interesse; sie sind namentlich voll der frappantesten Vergleichungspunkte zwischen dem Treiben der Legitimisten unter den Bourbons und dem der Royalisten unter dem Opiumraucher des **Elysée national** in unsern Tagen.

Nach Börne's Rückkehr aus Paris im Jahre 1824 nahm sein fortwährendes Kränkeln während seines Aufenthaltes in Heidelberg eine lebensgefährliche Gestalt an. Einem heftigen Blutsturze folgte ein langes Krankenlager, wobei Frau Wohl ihm die sorglichste Pflege widmete. Zunehmende Schwerhörigkeit trübte seine langsame Genesung noch mehr. Seitdem hielt er sein Lungenübel für erwiesen. Diese Leiden wurden erhöht durch die Folgen, welche sie auf seine Arbeitsfähigkeit übten. Ohne sich körperlich aufzureiben, zu größeren schriftstellerischen Unternehmungen unfähig, mußte er sich mit kleineren Artikeln für das „Morgenblatt" behelfen. Cotta zahlte zwar sehr gut, doch reichte das Honorar für die Ausgaben eines Mannes nicht aus, der zwar kein Verschwender, aber auch kein knickernder Haushalter war. Zu den Bedürfnissen des Schriftstellers kamen die des gebildeten Mannes. So blieb ihm denn in seinem leidenden, beengten Zustande zuletzt keine andere Wahl als Metternich's „Jugendfreund" wieder um Zubuße anzugehen. Dieser aber machte kein Hehl aus seiner Erbitterung über die unheilbare Verblendung und unverbesserliche Thorheit eines Sohnes, der nicht Ordre parirte, nicht, wie die übrigen Kinder des Hauses, „in der Welt was vor sich brachte", im Gegentheil viel gekostet hatte — Herr Baruch behauptete: runde 20,000 Gulden!? — und nichts geworden war als der Verfasser von Schriften, die bei seinem geehrten Freunde, dem Fürsten Metternich, keine Billigung fänden. „Was," eiferte Herr Baruch, „was wolle er in der Welt mit

den liberalen Verkehrtheiten? Sich Feinde machen! Die Großen angreifen! Paßt für seine Stellung nicht! Was ist er in der Welt, daß er sich erlaubt, so ein Wort zu führen?" ... System, Gesinnung, versichert Gutzkow und wir wollen's ihm glauben, sei für den alten Financier allerdings „kein Larifari" gewesen; aber er antwortete darauf ganz als Geistes- und Geschäftsverwandter Rothschild's: „Was braucht mein Sohn in seiner Lage Gesinnungen? Solche Chimären! Wir Juden haben in der Welt eine ganz andere Stellung, als ein großes Wort zu führen! Wir werden doch wahrhaftig den Weltlauf nicht ändern! Er schadet uns nur; er bringt uns in unsern Interessen zurück, und ich schäme mich, wenn ich nach Wien komme und bei unsern langjährigen Verbindungen mit dem österreichischen Hofe einen solchen Sohn haben muß!" — So schroff standen sich hier Geld- und Ideenmensch, Bankjude und Schriftsteller, das alte Hebräerthum und das moderne Menschenthum — Shylok und Antonio gegenüber. Freilich behielt auch in diesem Lebensdrama der Geist zuletzt Recht, doch nur nach herben Foltern. Wie in der Literatur, so nicht minder im Leben war Börne's Kampf typisch für die neue Zeit.

Es gehörte die ganze Gewandtheit der Freunde dazu, den Mann des Geldes zu bewegen, daß er sich des Ideemenschen zuletzt um seines leidenden Körpers willen wieder erbarmte und ihm nach langem Zögern zur Bestreitung der Unkosten für das Krankenlager ein Almosen auswarf! Erst nach des Vaters Tode im Jahre 1827 besserte sich Börne's äußere Lage so, daß er ohne Nahrungssorgen „Gesinnungen" haben konnte. Zwar hatte Herr Baruch, der in der letzten Zeit merkliche Verluste in Staatspapieren erlitten, den ungehorsamen Sohn noch dazu im Testamente fühlbar zurückgesetzt; nichts desto weniger kam auf Ludwig's Theil noch ein Kapital von 22,000 Gulden, welches, verbunden mit einer Rente, für die er seinen Ansprüchen auf das künftige mütterliche Vermögen entsagte, und mit

den 400 Gulden Pension vom Frankfurter Senate, ihm ein Jahreseinkommen von 1600 Gulden sicherte. Hierin liegt der beste Beweis, wie wenig Wahres an dem Vorwurfe ist, er habe seine „Pariser Briefe" aus Spekulation auf ein großes Honorar so scharf gepfeffert. Ein Prozeß mit seinen Brüdern, der freilich gütlich ausgeglichen wurde, verewigte das Zerwürfniß mit seiner Familie auch nach des Vaters Tode. Nur mit Frau Spiro, seiner Lieblingsschwester, stand er fortwährend in erquicklicherem verwandtschaftlichen Einvernehmen.

Abgesehen von den körperlichen Leiden und diesen peinlichen Familienzwisten fühlte Börne sich seit seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1824 vielfach angenehmer, als früher, berührt. Ihn erheiterte der kleinste Fortschritt in der Vermenschlichung der deutschen Zustände. Eifrig schrieb er für das „Morgenblatt" wieder über Gesellschaft und Theater, besonders als die Sonntag in Frankfurt jenes kunstgeschichtliche Furore machte; mitunter ging er in Theegesellschaften, wo er gemüthlich mit Frauen und Jungfrauen ästhetisirte und scherzte, besuchte den „Gelehrtenklubb" und hielt am 2. Dezember 1825 im „Museum" seine weltberühmte „Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter", die in Nro. 294 und 295 des „Morgenblatts" für 1825 und auf Betrieb der Erlanger Studenten besonders abgedruckt 1826 als „Neujahrgabe für die Freunde und Verehrer des unsterblichen Jean Paul's" erschien.

Wenn Börne's Widersacher nie gelogen, nie übertrieben hätten, ja, wenn er noch so „rasend geschimpft", noch so „wahnsinnig gehaßt" hätte, diese Denkrede auf den Meister des deutschen Humors, den liebenswürdigsten Gemüthsmenschen des Jahrhunderts und genialsten Träumer Europas, auf den formlosesten und bilderreichsten, schwungvollsten und tiefsinnigsten Dichter unserer Kulturepoche würde ihm die Dankbarkeit und Verehrung aller Derer sichern, welche fühlen, daß dem, der viel geliebt hat, auch viel vergeben werden soll. Diese Denkrede, die wie Orgelton nnd Glockenklang tönt, ist das Groß-

artigste, Erhabenste, Ergreifendste, was Börne, ja was ein neurer deutscher Dichter überhaupt bei einer Todtenfeier geschrieben hat. Nur Jean Paul selber hätte vielleicht Aehnliches zu leisten, doch das Tiefe und Hohe nicht in so krystallreiner Form zu verkörpern vermocht. „Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein!“ schreibt Börne, und: „Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken, dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch Richter der Menschheit sein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn!“.. Wer vermöchte Jean Paul's Mission gedrängter, ergreifender zu schildern? Noch mehr: kann der Jünger in der Feier seines Meisters sein eigenes Wesen schlagender bezeichnen? Ist es uns nicht, so oft wir diese Rede lesen, als sähen wir tief hinein in Börne's eigene Herzenswelt, als läge in der Schilderung von dem Einen, die Genesis des Andern vor uns aufgeschlagen? Jean Paul war Ludwig Börne's erste und letzte Liebe! Um ihm anzuhangen, hatte er Vater und Mutter verlassen; um ihn der unglücklichen Nation zu erschließen, um ihn zu ersetzen und fortzusetzen, kam seit jenem Todestage der heilige Muth über Börne, der ihn anfangs so still und in sich gekehrt und fast ganz den weicheren Seiten des Lebens und der Natur hingegeben erscheinen läßt, bis in Paris der erste Schuß der Lärmkanone fällt, die den anbrechenden Morgen des neuen Völkertages verkündet. Da rafft er sich auf, da vergißt er die kleinen Freuden, die ihm Moritz Oppenheim mit seinem wohlgetroffenen Portrait 1827 gemacht hat; da vergißt er die altklugen Kritiken von Ludwig Robert und Willibald Alexis, und die Parade und den Göthekultus, und was ihn sonst Alles auf seiner Winterreise in Berlin erfreute und verdroß; da vergißt er

die gute alte Frau Herz, die dem Jüngling freundlich gelächelt, und die Rahel, die den Mann vor Allen früh erkannt und gefeiert hat; da vergißt er Hamburgs Alsterbassins und Buchhandel, und Hannovers selbstzufriedene Langweiligkeit, die er im Herbst 1828 gekostet; da vergißt er die laue Aufnahme der ersten Auflage seiner gesammelten Schriften und Buchhändler Campe's lange Gesichter; da vergißt er das idyllische Soden, wo er mit seiner Vergangenheit so liebenswürdig abgeschlossen und im Burgfrieden der reizenden deutschen Natur sein krankes Herz gestärkt hat: er eilt, er fliegt hinaus nach dem Herde der neuen Revolution, hinaus auf's Schlachtfeld, das nur zu bald der Todtenacker der Freiheit werden sollte. Das ist der frühere Börne nicht mehr; er ist, was er von seinem Meister schrieb: Donnergott allen Zorneswerthen, Geißel den Strafwürdigen, ein Dichter und Richter zugleich, ein Erretter der Menschheit, dessen Worte Donner und Blitz sind, um die Erde vom Dunst und Moder der alten Zustände zu reinigen!

Wohl hat manches deutsche Herz, um der kalten Welt zu entfliehen, mit und für Jean Paul geschwärmt; wohl haben viele der besten Kunstkenner sein Genie bewundert und seine Unform beklagt, doch die Wenigsten, die über seinen göttlichen Humor gelacht, haben denselben verstanden; aber wer ist gleich Ludwig Börne so ganz in Jean Paul aufgegangen, und dann neugeboren, wieder aufgetaucht, so völlig sein eigen und zugleich so würdig, ihm zur Seite zu stehen, ihm vollkommen ebenbürtig genannt zu werden? Börne ist nicht zu erklären ohne Jean Paul, und wiederum, wer Jean Paul's Genius vollkommen durchdringen will, der lausche auf das, was sein Jünger in ihm fand. Es ist nicht die Stellung zwischen Planet und Trabant, vielmehr das Verhältniß jener wunderbaren Doppelsonnen, die, sich selbst ein System, sich um denselben zwischen ihnen liegenden gemeinsamen Schwerpunkt drehen. — So lange Börne lebte und wirkte, ist er statt mit Jean Paul nur zu häufig, um nicht zu sagen fast unvermeidlich, mit dem

zweideutigen Namen Heinrich Heine's zusammen genannt worden; doch sehr mit Unrecht. Es ist dies einer der vielen Beweise sowohl von der beklagenswerthen Leichtfertigkeit und Flachheit unserer, ihrer Gründlichkeit wegen so gepriesenen deutschen Kritiker und Literärhistoriker, wie von der gedankenlosen Nachbeterei der meisten, auf ihre Bildung so stolzen Modeleser. Denn dem schärferen Beobachter muß auf den ersten Blick klar werden, daß sich in Inhalt und Form, Veranlassung und Ziel die Schriften Börne's und Heine's wie Nord- und Südpol gegenüber stehen. Was beide Schriftsteller eine Spanne Zeit mit einander verband, war das Interesse, das bei Börne den edlen Grund hatte, Heine's Talent an die Sache der Freiheit zu ketten, bei Heine den gemeinen, Börne für sich auszubeuten. Als beide einander näher kennen gelernt, entwickelt sich ihr gegenseitiges Misbehagen bald zu vollständigem Abstoßen, ja offenem Befehden. Börne hat Heine's Talent gefeiert, doch den Misbrauch desselben beklagt und den Menschen Heine nie geliebt, um nicht zu sagen stets mit geheimen Ekel betrachtet. Und Heine traute dem Frieden mit Börne desgleichen niemals. „Ich war nie Börne's Freund und ich war auch nie sein Feind", versichert Heine selbst. Um das Eine oder das Andere sein zu können, hätte Heine Börne's Bedeutung begreifen müssen. Aber er begreift eher Alles, als daß er den heiligen Ernst des ungebrochenen Charakters, das erhabene Pathos eines gotterfüllten Sehers gelten ließe. Dazu ist er viel zu frivol, oder, wie er von sich rühmt, „viel zu gescheidt." Heine ist herzlos, wie die ganze romantische Schule, deren genialster Nachzügler und Nachrichter er ist! So geflissentlich er auch das Gegentheil versichert, er ist dennoch ein ächter Geistesverwandter der charakterlosen, eitlen, selbstsüchtigen Schlegel, gegen die er so genial geeifert und die sich so grenzenlos über ihn ereifert haben. Und so wenig er es zugesteht, er hat mehr von Rothschild, den er verleugnet, als von Christus, den er bekennt. Er ist Romantiker trotz „Wintermährchen"

und „Atta Troll.“ — Einen ganz andern Ausgang hat Börne! Es ist Lessing, Herder, Jean Paul, es ist die ringende Tendenzpoesie im Gegensatze zu der selbstzufriedenen klassischen des alten Göthe und zu der verhimmelnden Dämmerei der durch Heine in die Frivolität umschlagenden Romantik; kurz es ist die strenge Prophetenschule unserer Dichtkunst, aus der er hervorging und aus der er hinüber leitet zu der modernen, weder um ihrer selbst willen, noch im Solde der Finsterlinge, sondern im Dienste des Volkes schaffenden Literatur, welche mit ihm anhebt. Daß Börne sich auch in stylistischer Beziehung in seinen Lehrjahren an Jean Paul geschult hat, ist kaum bemerkenswerther, als daß er dasselbe früher an Johannes von Müller gethan. Auch in diesem Punkte zeigt sich mehr die Aehnlichkeit der Geistesverwandtschaft, als die der Nachahmung. Der Jünger ist in der Form ohnehin über dem Meister. Jean Paul verfällt häufig in Verworrenheit, Ueberladung und Geschmacklosigkeit, Börne niemals. Sein Styl besitzt die ganze Glätte, Geschmeidigkeit und Schärfe einer guten Damaszenerklinge, während Jean Paul's Diktion oft über den schimmernden Edelsteinen und Goldgebilden auf der Säbelscheide an Elasticität verliert, was sie an Schnörkeln und Hieroglyphen gewinnt. — „Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes!“ schreibt Börne; — er selbst war der Johannes des neuen Völkerbundes.

VIII.

Drei Stunden von Frankfurt und eine von Höchst liegt, von den Vorbergen des Taunus umschlossen, der Badeort Soden, jetzt durch die Taunusbahn mit Main und Rhein verbunden und im Wetteifer mit Homburg und Wiesbaden; doch vor wenigen Jahren noch ein bloßes sogenanntes Frauenbad, wohin im Lenz die Frankfurterinnen mit Sack und Pack zogen, um sich mit ihren Kindern in den ungemein milden Lüften des lieb=

lichen Wiesenthales von den Nachwehen der Winterfreuden zu erholen. Dorthin zog Börne am 6. Mai 1830 als der erste und nach mehreren Tagen noch der einzige Kurgast. Aus seinem Fenster im Frankfurter Hofe übersah er den **Hof**, dem er den Stoff zu jener lieblichen Humoreske entlehnte, die sein Sodener Tagebuch ziert. **Börne's** Styl ist in der Regel, doch nie mehr als hier eine Blüthe der Luft, die ihn umweht. In diesen Tagebuchsblättern, in diesem reizenden Stillleben spiegelt sich eine Welt. „Lang, lang, lang!“ ruft er aus, wie ein Erwachender, der sich nach schwerem Traume streckt und dehnt, aufstehen möchte, um den schönen Morgen zu genießen, doch zwischen Müdigkeit und Behagen liegen bleibt und die trübe Vergangenheit mit der stillen Gegenwart und den Ahnungen einer sturmbewegten Zukunft vor seiner Seele in einander spielen läßt. „Ein Mann von Ehre sollte sich schämen, krank zu sein länger als vier Wochen!“ scherzt er über sich selbst. Ach, er war länger als ein Jahr krank gewesen! Als er von seiner norddeutschen Tour zurückkehrte, packte ihn in Kassel sein altes Uebel wieder, und das liebe Leben, „das gezähmte, wilde Thier, das seinen Herrn vergißt und hinausspringt in's Freie, sobald es den Käfig offen findet,“ hätte um ein Haar die morsche Thür gesprengt. In Kassel war es auch, wo er seinen Konrad in Dienst nahm, die treue Seele, die ihm den komischen Ernst, die naive Selbstgefälligkeit und die unbeholfene Strebsamkeit des deutschen Michels stets in ihrer ganzen Glorie gegenwärtig hielt und Gelegenheit gab, täglich, ja stündlich Geduldproben zu liefern, während alle Welt über die Ungeduld in den „Pariser Briefen“ den Kopf schüttelte. **Börne** durfte sich's jetzt schon etwas bequemer machen: er war — ein Rentner, ein „gemachter Mann“. Die „gesammelten Schriften“ fanden anfangs zwar wenig Abnehmer — der ersten Aufforderung zur Subskription entsprach das Volk der 30 Millionen Deutschen mit 150 Unterschriften! — aber desto lebhaftere Bewunderer, doch wohl zu merken, mehr in

ästhetischen Kreisen, namentlich zu Berlin, als bei den Liberalen jener Zeit. Als literarische Größe ward er nun in Frankfurt vielfach von Fremden aufgesucht. Doch sein Lungenleiden war nicht besser, der politische Horizont immer trüber geworden. Jetzt endlich zog ihm in Soden der Frühling schmeichelnd wieder in Herz und Sinne. Jedes Blümchen, jeder Sonnenstrahl, jedes freundliche Wort eines Badegastes weckte auf seinem bleichen Gesichte ein dankbares Lächeln; allen kleinen Freuden und Ereignissen der Umgebung begegnete sein theilnehmendes Gemüth. Bei dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, den er hier las, staunt er, daß unsere zwei größten Dichter „im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite." Er weiß nicht, wie hoch unsere Aesthetiker den Witz stellen; aber er ist fest überzeugt, „ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschen wirken." Der [illegible] ist ihm „das demokratische Prinzip im Reiche des Geistes, der, ob auch ein König wolle, sagt: ich will nicht!" Er klagt, daß Schiller und Göthe das Volk nicht geliebt, für das Volk nichts gethan haben, da sie nur unter ausgewählten Menschen lebten, Aristokraten waren. „Ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch man soll nur streng scheinen, nicht es sein; man soll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen!" ruft er treffend aus. So wirkten Schiller und Göthe nicht, so wirkte Jean Paul und so zu wirken war Börne's stille Sehnsucht, welche wuchs mit seiner Genesung. Das kleine Weimar und die deutschen Musensitze sammt und sonders gemahnen ihn an den Spruch eines alten griechischen Dichters, „das Nothwendigste zum Glücke eines Menschen sei, in einer berühmten Stadt geboren zu sein." Da nun mehr sei, glücklich zu sein, als sein Glück zu machen, so nennt er in unsern Tagen das Nothwendigste zum Glück, in großen Städten zu leben, die das sind, was in alter Zeit die berühmten waren. In

kleinen Städten wird, „wer kein Wasser in den Adern hat", leicht zum Menschenfeinde. Das erinnert ihn an Paris, wo es ihm einst schon so wohl geworden. „Ruhe ist Glück, wenn sie ein Ausruhen ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn, wie in unserem Vaterlande, sie unsere einzige Beschäftigung ist!" klagt er. Wo ist in dem zerrissenen Deutschland diese gesunde Ruhe zu finden? Ach, von den Alpen bis zum Meere, vom Rheine bis zur Oder sind ja selbst unsere großen Städte noch entsetzlich kleinstädtisch. Wie ganz anders Paris. Es ist eine Welt! Was ihn dort am Meisten ansprach, war die Vermischung der Stände. Er sah „in einem Glase alle Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft: das zog sich an, stieß sich ab, gährte, zischte, schäumte, und am Ende mußte jeder von seiner Natur etwas ablassen und von der fremden etwas annehmen;" er sah das Leben einmal auf dem „nassen Wege", er hatte „früher nur das auf dem trocknen gekannt." Dieses demokratis[illegible] Leben hinein zu leiten in die deutsche Dürre, [illegible] als die schwierige, doch erhabene Aufgabe ein[illegible] Patrioten vor ihm; das schien ihm großer Müh[illegible] Stürme werth.

So war Börne gestimmt, als die Kunde v[illegible] Julirevolution erscholl. War es ein Wunder, d[illegible] sein ganzes Wesen mit Allgewalt ergriff? Die Ze[illegible]tungen kamen ihm zu langsam, er ging der Post oft bis Höchst entgegen. Bald hielt ihn in Soden kein Arzt und keine Freundin mehr. In Frankfurt trat er als ein Anderer auf. Allen kam er wie umgewandelt vor; denn deutlich fühlte er die große Mission, zu der er berufen war. Mit Feuerzungen predigte der sonst so stille Mann von der neuen Gemeinschaft aller Völker und Menschen.

Bis zum Herbst weilte er noch in Frankfurt. Da ließ es ihm keine Ruhe mehr. Um den Frieden wieder zu finden, mußte er ihn verlieren! Noch war es ihm

nicht darum zu thun, über die Dinge, die ihn bewegten, über die Ideen, die ihm durch den Kopf summten, über die Thaten, deren er harrte, Bücher zu schreiben. Nur an der Quelle hören und sehen und sich nichts weiß machen lassen von den Betrügern und Betrogenen in den Zeitungen, das wollte er zunächst. Am 5. Sept. 1830 schrieb er von Karlsruhe aus seiner Freundin den ersten Brief; am 6. September entzückte ihn in Kehl am Hute eines Bauern die erste französische Kokarde „wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes." Als er die dreifarbige Fahne sah, machte das Gemisch von Freude und Trauer, von Liebe und Haß, von Furcht und Hoffnung in seiner gepreßten Brust sich durch Thränen Luft. Die Trikolore stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, der rothe Farbenstreif der Fahne aber flatterte in deutscher Luft. „Das wird auch die einzige Farbe sein, die uns zu Theil werden wird von Frankreichs Freiheit," schreibt [illegible]erne. „Roth, Blut, Blut — ach, und nicht [illegible] dem Schlachtfelde!" Was er als so nahe [illegible]end wähnte, erst wir haben es erlebt. Wie [illegible]en Börne's Kritiker damals über dieses Roth [illegible]lut gespöttelt; — wie oft haben wir seit 1848 [illegible]eser Prophetenklage geweint!

Am 16. September betrat er Paris, seine deutsche [illegible]keit hatte ihn schon in Bondy verlassen. Rasch zog er alle seine Bedenklichkeiten aus und stürzte sich jubelnd in das frische Wellenbad. — Ob er ein kühner Schwimmer war? Noch gingen die Wogen des Revolutionsmeeres hoch. In Frankreich, Italien, Belgien, Polen und sogar in Deutschland krachten die Planken des Staatsschiffes gewaltig. „Hätte ich mich also doch geirrt?" fragt er zweifelnd bei den Nachrichten von den Unruhen in Hamburg, dem Braunschweiger Schloßbrande und der Empörung in Dresden; „wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volk Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich

Helm und Harnisch getragen? O wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebt mir die Ruthe, stellt mich hinter den Ofen, gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt! Wenn sie sich nur erst die Augen gerieben, wenn sie nur erst recht zur Besinnung gekommen, werden sie sich erstaunt betasten, werden im Zimmer sich umblicken, das Fenster öffnen und nach dem Himmel sehen und fragen: Welcher Wochentag, welcher Monatstag ist denn heute, wie lange haben wir geschlafen? . . . . Wie hat man es nur so lange ertragen? . . . . Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer, aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu sein aller erwachsenen Völker! Wie der kleine Hans, der noch kein Jahr Hosen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten schwachen, grämlichen Schulmeisters! . . . Aber wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker ist nicht wie Rosenschein eines verschämten Mädchens; es ist Nordlicht voll Zorn und Gefahren!" — Ach, Börne behielt für die Dreißiger-Jahre doch Recht! Aber gescholten und mit Ruthen gegeißelt ward er um so unerbittlicher, weil seine Gegner allesammt wohl fühlten, daß nichts geeigneter sei, als diese Sprache, um dem Volke das Blut in die Wangen zu treiben. Dies war damals das Einzigmögliche. Denn noch hatte das Volk in Masse gar keinen Begriff von dem modernen Staate. Was die „Liberalen" ihm dafür verkauften, war bloßes Stück- und Flickwerk, Halbheit und Hohlheit. Börne, dessen politische Ideen im Herbst 1830 noch keineswegs zu vorgerückt für eine wirklich konstitutionelle Monarchie waren, stand dennoch schon im schroffen Gegensatze zu den lateinischen Politikern in den süddeutschen Kammern. Diese Welcker, Rotteck, Jordan u. s. w. schienen ihm schon damals um keinen Kreuzer mehr werth, als die französischen Doktrinärs, nur daß erstere ungleich talentloser und kleinstädtischer waren. Von der abstrakten Freiheit, die sich jedem „bürgerfreundlichen" Nicken eines Duodezfürsten Preis gab, hielt Börne so wenig, wie

von der burschenschaftlichen Sonderpolitik dieser gegen die Franzosen eben so großmäuligen, wie gegen die geschwornen Feinde der modernen Ideen kleinmüthigen Männer. Ihm war die Gleichheit Aller in Allem, die Centralisirung der Volkskräfte und Landestheile und die innige Verbrüderung mit allen nach Verwirklichung der Selbstregierung strebenden Völkern, und zunächst mit dem französischen, Grundbedingung jeder gesunden deutschen Politik. Urbanität und Humanität standen ihm höher, als jene selbstgefällige Biederbigkeit, die sich einbildet, sie allein meine es ehrlich und redlich, sie allein sei klug und weise. Dem Vielreden und Nichtsthun der hochgelahrten Universitätsprofessoren war er kaum minder abhold, als dem Vielregieren der Bureaukraten, da er beide für Blutsverwandte hielt. Beiden Kasten stieß sein beißender Witz vor den Kopf, und beide rächten sich nach Kräften an dem rücksichtslosen Spötter, dem „nichts heilig" war, nicht einmal der unfehlbare Professor Welcker. Diese Doktrinärs aber beherrschten von den sogenannten „Freiheitskriegen" bis zum Jahre 1848 die öffentliche Meinung in Deutschland: es erklärt sich daher höchst einfach, wie dem Volke ein so schiefes Urtheil über die „Pariser Briefe" eingeimpft wurde. Die liberalen Kliquen arbeiteten in dieser Beziehung den Censoren und Polizeimeistern eifrig in die Hände.

IX.

Wie öde und leer, wie kleinlich und kläglich erscheint uns das Meiste, was vor 1848 in deutscher Sprache über Politik geschrieben wurde! Wie armselig zumal sind die Gegenschriften und Recensionen, die Börne's „Pariser Briefe" hervorriefen. Ganz anders bei diesen Genieblitzen! „Wie wahr, wie frappant, wie großartig!" möchten wir fast auf jeder Seite ausrufen. Wer sie nicht gelesen, hat nichts gelesen; wer sie vor Jahren las, kennt sie nur halb. Jetzt, jetzt erst ist der Augenblick gekommen, wo sie das rechte Licht haben. Freilich haben

sich manche Angaben als falsch, manche Ansichten als irrig erwiesen; freilich war Börne nicht immer gut unterrichtet. Aber hat es denn jemals einen Sehenden gegeben, der die Sonne leugnete, weil es Sonnenflecke giebt? Oder ist Christi tiefe Moral und erhabene Prophetie durch die Zeitirrthümer und Widersprüche der Evangelisten gefährdet? Oder ist der Apostel Paulus ein Sykophant, weil er demokratischer und universeller als der beschränkte Altliberale Petrus, der Heinrich von Gagern der Urkirche, war? Börne's „Pariser Briefe" sind Gelegenheitsschriften, wie die Paulinischen Briefe. Wer kann verlangen, daß ihre Wurzeln überall rein von der Erde erscheinen, in der sie gewachsen sind? Börne bewährt, wie keiner seiner Zeit, den Dichter und Denker, den Volkstribun und Propheten zugleich. Er geißelt nicht blos die für heilig und unverletzlich geltenden Vorurtheile, er reißt nicht blos nieder, er zürnt nicht blos, nein, er verkündet zugleich das Künftige, weil er dessen innere Nothwendigkeit erkennt. Er ist positiver, als irgend einer von denen, die ihm „sein ewiges Verneinen" vorwerfen. Ach, hätte das deutsche Volk damals ohne Brille die Verkündigungen und Warnungen gelesen, die sein großer Apostel der Freiheit ihm zurief, fürwahr es würde sich im Frühling 1848 andere Vertrauensmänner auserkoren, einen andern Weg eingeschlagen und andere Resultate erreicht haben! Ein Leichtes wäre es, mit Hunderten von Stellen zu belegen, wie klar und richtig Börne unsere Entwickelungen und Verwickelungen voraus charakterisirte. Es ist, als lauschten wir den Erfahrungen eines Zeitgenossen, nicht den Ideen eines Mannes, über dessen Grabe schon dreizehn Lenze blühten. Allerdings wird Börne oft paradox in seinen Aeußerungen; allerdings ist er leicht miszuverstehen. Doch ist ein Satz, den ein Weiser in ein Paradoxon, in ein Räthsel hüllt, darum eine Dummheit, weil viele seiner Leser noch nicht klug genug sind, den Kern von der Schale zu unterscheiden? Um zum Nachdenken, zum Disputiren zu reizen, zu zwingen, haben geistreiche Volkslehrer von

jeher in ähnlicher Weise gesprochen, den Spott der Thoren nicht achtend. Als Christus vom Abbrechen des Tempels und dem Wiederaufbauen in dreien Tagen redete, lachten die Pharisäer und Schriftgelehrten in Jerusalem. Daß einem Weisen füglich weniger, als den notorischen Dummköpfen seiner Lästerer, eine Albernheit zuzutrauen sei, liegt so nahe und wird doch so häufig übersehen! So hat auch Börne den Kläffern in den kritischen Schlachthäusern Deutschlands manchen Knochen vorgeworfen, damit sie sich die Zähne daran ausbeißen sollten. Und sein Zweck ward zwar langsam, doch zuletzt vollständig erreicht. „In einem neuen Zeitungsartikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm sei; erboßt gegen die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, je selbst ein Fürst zu werden. — ist das nicht himmlisch? Ich arm? Ist mein Herz nicht allein eine Million werth?" scherzt er über seine Rezensenten, und um dieselbe Zeit (Dezember 1831) äußert er: „Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie (die ersten beiden Bände) heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch blasser machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen ihnen so nahe treten und sie durch die Brille betrachten? Sie sind grob wie Freskogemälde sind und sein müssen, die in einiger Entfernung angeschaut werden sollen. Auf der frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umhersteht, und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es grade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen, wie froh bin ich, daß ich der pastellartigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es weglächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre

Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen. Denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorge dafür, daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache." — Wem diese Aufschlüsse nicht deutlich genug, der lasse die Hand von den „Pariser Briefen"; der gehe erst in die Schule und lerne lesen.

Börne's Politik war im Jahre 1830 noch durchaus monarchisch, doch demokratisch. Erst als sich die konstitutionelle Staatstheorie in Frankreich Schritt vor Schritt durch die Praxis selbst vernichtete, wurde er, wie Carrel und alle ehrlichen Leute von Herz und Kopf, Republikaner bis zu den letzten sozialistischen Konsequenzen. Um diese nämlich war es ihm hauptsächlich zu thun. Als beste Staatsform erschien ihm die, welche in jeder Zeit die möglichst weiteste Begründung und Entfaltung der Volksinteressen gewähre. Die Freiheit war ihm nur Form, die Verbrüderung aller Bürger und die Verbündung mit gleichgestellten Nachbarvölkern das Mittel, die Gleichheit in und zu Allem der nächste Zweck, und die Humanität aller Völker der Endzweck alles politischen Gestaltens. Zunächst weist er — und dieser Satz kehrt in allen seinen Schriften von 1819 bis 1837 wieder — auf ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Deutschen und Franzosen zu gegenseitiger Hülfe und Ergänzung hin. Er will „einen gehörigen Salat" aus beiden gemacht wissen. „Die Franzosen allein sind Oel, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen außer in Krankheiten." In Frankreich verwendet man dreimal so viel Oel und nur ein Drittel so viel Essig zum Salat, wie in Deutschland und diese Verschiedenheit, meint er, gehe durch Geschichte, Politik, Religion, Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft, Handel und Fabrikwesen beider Völker. „Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in Allem so verschmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren! . . . Ich hoffe im Jahre 1843, (wo es ein Jahrtausend war, daß Frankreich und Deutschland

auf dem Kongresse zu Verdun getrennt wurden) endiget das tausendjährige Reich des Antichrists, nach dessen Vollendung die Herrschaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird!" ruft er aus und setzt mit prophetischem Humor hinzu: „Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen schönen Reiche zu vereinigen. Zwar soll jedes Land seinen eigenen König behalten, aber beide Länder eine gemeinschaftliche Nationalversammlung haben. Der französische König soll in Paris thronen, der deutsche in unserm Frankfurt und die Nationalversammlung jedes Jahr abwechselnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden." Ueber den starren Nationalstaat der Christlichgermanischen war er schon 1830 weit hinaus. Er wollte sich immerhin noch einmal eine deutsche Monarchie gefallen lassen, aber ohne die Buchhändlerprozente der 33 Civillisten. Als das Mittel, auf dem dies deutsche Reich der Vernunft zu Stande kommen werde, bezeichnet er 1830 bereits die unverwüstliche Unvernunft der deutschen Dynastien: „Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gut meinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt; sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volks in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob das ein Censor wegstreicht!" Traf das 1848 nicht wörtlich ein? Und weiter: „Die alten Künste, in jedes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zu der Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zu der Einsicht kommen, daß alle Deutschen seine Landsleute sind, und wird nicht länger um Taglohn ein Vater- und Brudermörder sein." Wer zweifelt heute noch daran, daß

diese Zeit kommen werde? — Er ist für Abschaffung der Todesstrafe und schreibt: wenn die deutsche Bundesversammlung klug wäre, „sollte sie schon aus Egoismus die alten blutigen Gesetze mildern!“ Die Kontrerevolution hat das Gegentheil gethan, weil sie nichts lernen will noch kann. Sie hat von Neuem bestätigt, was Börne am 20. November 1832 von der rothen Monarchie schrieb: „Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborne Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen! Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Republik gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut kostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchie haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht blos unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten!“ Diese rothe Monarchie hat die Börne und Carrel zu Republikanern gemacht. Damals standen diese Vorkämpfer noch allein. Jener Generation schien noch undenkbar, was die jetzige mit eigenen Augen sah. Wie lange wird es noch dauern, bis die Kontre=

revolution auch in Deutschland bewirkt hat, was der Lehrmeisterin Revolution nicht gelungen war? „Das deutsche Volk", klagt er, „wird einst gerächt, seine Freiheit gewonnen werden; aber seine Ehre nie; denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die Hülfe kommen! — „Es sind jetzt fünfzig Jahre," seufzt er im Hinblick auf die Rolle der Autokraten-Politik in den ersten Geburtswehen, jener Politik, die damals zuerst bei den Polen bewies, wozu sie fähig sei, „es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte und, als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpfen die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut, das vergossen worden, all den schönen Heldenmuth, all den Geist, alle die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt! Und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseins, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freude des Daseins hätten verwendet werden können, möchte man da nicht verzweiflen? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht, glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit, glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist noch nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruch abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschheit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden und im Siege ihre

Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon an dem Tage besiegt, wo der Kampf begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten: sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen, sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt! Dort die Edelleute, sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist! Dort die Fürsten, sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht! Ja alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie: sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen! Es giebt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend." — Sind das die Fieberphantasien eines „Unterleibskranken," oder ist es die ergreifende Vorhersagung der Geschichte Ungarns, Italiens und Deutschlands in den Jahren 1848 und 49? Und weiter: „Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa, weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein! Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten, und ihm darum in Gefahr Beistand leisten; es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als — Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List, zu Grunde zu richten suchen." Ist das nicht der Schlüssel zu dem Ganzen der legitimen Umtriebe seit den Februartagen? Ob er die Fürsten durchschaute? Er wußte auch, was ihre Fürsorge für die Aufklärung zu bedeuten habe! „Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese

Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein, man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge, wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich." Nicht minder kannte er die „liberalen" Kammervirtuosen. „Der Spott," schreibt er am 8. Februar 1833, „den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht, ich bin dessen schadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der List unverdient nur zum ersten Male. Wen sie zum zweiten Male täuscht, der hat sein Geschick verschuldet; und es ist das zweite Mal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konstitutionellen Fürsten die Schranken der Verfassung durchbrochen, wieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sklaven. Die Gitterstangen, die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, diese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen, die sie aus dem Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht stehen." Ist das nicht die Geschichte von 1850 auf ein Haar? Noch deutlicher spricht folgendes Urtheil vom 4. März 1833: „Da sind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen und auf welche sonst so Viele als auf Erretter sahen. Sie haben der guten Sache mehr geschadet, als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ihre Leidensgenossen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten sich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen! Wo sie

handlen sollten, sprachen sie; und wo sie reden sollten, die schlafenden Herzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen.“ Hätte das deutsche Volk in den Märztagen die Pariser Briefe beherzigt, würde es von diesen Maulhelden in Frankfurt wohl zum dritten Male betrogen worden sein? Die Schmerling und Radowitz, die im Börne besser bewandert waren, wußten, wozu die Gagern und Welcker zu gebrauchen seien; die Pariser Briefe hatten's ihnen längst verrathen! Aber Börne hat auch diesen feinen Machiavellisten bereits die Grabschrift geschrieben, als er bei Anfrage wegen eines Fürstenkongresses, wozu beide Kaiser kommen sollten, wie es damals hieß, vergnügt äußert: „Es wäre schön! Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen!“ Von der preußischen Konstitution, deren unfehlbares Herannahen er aus der allerhöchsten Angst prophezeiht, meint er: „Es wird ein Spaß sein, ihre Gesichter zu sehen, wenn sie in den sauren Apfel beißen; aber was wird das auch für eine allerliebste Konstitution werden!“ Die Preußen wissen davon ein Lied zu singen! — Es ließe sich eine Philosophie der Geschichte der Gegenwart aus diesen Briefen zusammenstellen, schlagender, als eine. Doch ich wollte hier nur durch einige Beispiele meine Auffassung von Börne's Sehergröße belegen. Genug also von der deutschen Politik! Nur über seine Vorhersagung der Februarrevolution sei mir gestattet, noch auf einige bedeutsame Genieblitze hinzudeuten. „Wie merkwürdig!“ ruft er bereits zu Anfang November 1830 aus. „Diese Julireigierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dottrig ist, kräht schon wie ein alter Hahn und thut fest und stolz wie ein unbestrittener Hofkönig! Die Majorität der Kammer unterstützt sie nicht blos in ihren unbedachten Schritten, sondern sie verleitet sie noch dazu. Das sind die Gutsbesitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die sich mit einem vornehmen Namen die Industriellen nennen. Diese

Menschen, die fünfzehn Jahre lang gegen jede Aristokratie gekämpft, kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden: eine Geldaristokratie, einen Glücksritterstand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Bestreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig ist, ehe sie ihr Ziel erreichen! Die Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit war doch nur ein Prinzip, ein Glaube; man konnte sie bekämpfen, ohne den Edelleuten und den Geistlichen in ihrer sinnlichen Lebenssphäre wehe zu thun. Wäre dieses in der französischen Revolution doch geschehen, so war dieses nur Mittel, nicht Zweck, es war eine zwar schwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, so wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie begründet worden — den Besitz, und dieses wird zu Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der früheren Revolutionen nur Scherz und Spiel werden gewesen sein!" Das französische Volk muß diese neue Geldaristokratie stürzen. Daß es im Februar so großmüthig war, noch nicht zum Aeußersten zu schreiten, hat die Lähmung jener Volkserhebung herbeigeführt; doch daß dasselbe Volk fühlt, wie es nur durch den Sozialismus vor den Gräueln einer kommunistischen Revolution sich schützen könne, lehren die Riesenfortschritte, welche Proudhon's Lehre unter allen Vorurtheilsfreien in Frankreich seit 1848 macht. „Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen," warnt Börne im Hinblick auf den Lyoner Arbeiteraufstand am 1. Dez. 1834, „der mir so klar vor Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbei zu führen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das Ih=

rige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Konstitution (von 1830) hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philisterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat auch nur den Zustand der Mittelklassen verbessert und das Helotenverhältniß des niedern Volks von Neuem befestigt. Im Parlament, wie in der Deputirtenkammer sitzen nur reiche Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren, daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen, Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtig Antheil nehmen; jeder Intrigant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr ehrliche gibt, als unter den reichen, weil sie seltener, als die andern sich bestechen lassen, so wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen, und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben! Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden!... Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Uebermuth der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen; und unterliegt er der Verzweiflung, so schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden!...

Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Geschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in's Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden, — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie zu noch größerem Verderben unbesteuert, und was dadurch der Staat am Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab!... Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Vieh, Volk, auf seiner Hut zu sein. Geschieht das Alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht, was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf und wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt." Börne deutet namentlich auf Rußland, Oesterreich und Preußen hin: hätte er etwa gelogen? Die bezahlten Kabinetsrezensenten hohnlachten damals über solche tollen Fieberbilder; doch ich frage heute noch einmal: hat Börne übertrieben? Thatsachen, welche seit 1834 in die Weltgeschichte mit Blut eingeschrieben sind, liefern den Gegenbeweis. Um sich aus ihrer fürchterlichen Lage zu retten, räth Börne den Völkern, sich zu vereinigen. „Es ist unglaublich," schreibt er, „was man durch eine beharrliche und allgemeine Association, selbst der kleinsten Kräfte, für eine große Macht bilden kann. Kürzlich (1832) wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldne Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur

einen Penny gegeben. Aber es waren 300,000. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen nur 6 Millionen Jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der, von Hunden verfolgt, sich zuweilen auf die Hinterfüße setzt! — so hätten die 6 Millionen Helden zusammengerechnet Muth auf 12 Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guerike einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können!" — Wer denkt bei diesem Minutenmuth der 6 Millionen Deutschen nicht unwillkührlich an das Vorparlament in Frankfurt, als es im März den Bundestag zu Tode ängstigte, doch dabei in kaum eben so viel Wochen das Muthkapital von 12 Jahren vergeudete!

„Arbeiten sei jetzt nicht blos Sache des Schriftstellers, sondern des Bürgers," hatte Börne geäußert, als er im Spätjahr 1830 sich von Frankfurt aufmachte. Sein Plan ging auf Gründung einer Quartalschrift, welche aus einer zwischen ihm und Heine wirklich zu führenden Korrespondenz bestehen sollte. Damals zögerte Heine, und als Börne im nächsten Herbste mit neuer Liebe jenes Planes gedachte, klagte er, „daß er bei Heine, den er übrigens wenig sehe, nichts von dem Eifer gefunden, den er ihm zugetraut habe." Da es ihm aber Bedürfniß war, seine Erlebnisse und Bemerkungen zu Papier zu bringen, so hatte er vom ersten Tage seiner Reise nach Paris an regelmäßig seiner Freundin geschrieben. Als nun der Verleger Campe, dem er noch einige Bogen Manuskript schuldig war, einen neuen Band daraus gemacht zu sehen wünschte, entschloß Börne sich, zur Ergänzung seines Sodener Tagebuchs das Bemerkenswertheste aus seinen Briefen an Frau Wohl zu veröffentlichen. Die Freundin, welche um die Auswahl gebeten worden, fand des Anziehenden so mancherlei, daß der Verfasser, selber darüber erstaunt, mit seinem Verleger über eine Separatherausgabe der „Pariser Briefe", zur Umgehung der Censur, in Unter-

handlung trat. Im Sommer 1831 weilte Börne in Baden-Baden. Ueberall merkte er Fallen und Fußangeln für „die jungen Füchse der Demagogie“; überall sah er die politische Romantik im Flor; überall traf er Dummheiten und Renommistereien, wie 1815 bis 21. Er hielt es für Bürgerpflicht, mit seinen Erfahrungen hervorzutreten. So kamen die ersten beiden Bände in's Publikum, die eben deshalb viel absichtsloser und heiterer sind, als die vier andern, in denen ihm die kolossalen Albernheiten seiner lieben Leser und Rezensenten oft das Blut zu Kopfe trieben. „Börne ist toll geworden!“ riefen die Einen. „Er ist von Natur schwach, aber fürchtet es zu scheinen!“ flüsterten die Andern. Ihn verdroß indeß dies Alles ungleich weniger, als ihn die bittere Erfahrung schmerzte, daß seine Landsleute, die so laut um Preßfreiheit schrien, noch nicht einmal die Stufe erreicht hatten, die ganze, ungeschminkte Wahrheit mit lachendem Munde hören zu können. Dazu kam, daß man ihn von allen Seiten vor der Heimkehr warnte. Hielt man ihn denn für feig? Es auf einen Prozeß ankommen lassend, wovon er vor Geschwornen ohnehin Erfolg für die Anregung im Volke hoffte, kam er zu Pfingsten 1832 zum Hambacher Feste. Zum ersten Male sah Börne in Deutschland wirklich politisches Volksleben. Vergnügt warf er sich in den Strom, ließ sich gehen, hörte es gern, wenn Patrioten betheuerten, seine „Pariser Briefe“ hätten zu diesem Aufschwunge das Meiste gewirkt, und ertrug es mit gutem Humor, daß ihm dabei von einem liberalen Barbier die Uhr gestohlen wurde. In Freiburg, wohin er im Juli kam, schlug ihm dieselbe Begeisterung entgegen. Die Studenten brachten ihm „als Vertheidiger der deutschen Freiheit“ ein Ständchen; sogar bei den dortigen Professoren fand er „die schmeichelhafteste Aufnahme.“ Dies Alles verhinderte freilich nicht, daß er an dem badischen Liberalismus alle schwachen Seiten bemerkte und später rügte, was dann zur eben so natürlichen Folge hatte, daß die getroffenen Schwachen um desto ärger auf den „rücksichts-

losen" Beurtheiler schimpften. In dem dritten und vierten Bande seiner Briefe, die nach seiner Rückkehr nach Paris erschienen, rief er sein: „Habet Acht!" um so lauter in die Welt, je dumpfer es bereits wieder ringsum geworden war. Schon hatte er über Heine geäußert, derselbe sei, wie ein Knabe, der auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen hasche, wogegen Heine es dem „kränklichen Menschen" übel nahm, daß er den „Königsfresser" spiele und sich mit Arbeitern und andern Plebejern gemein mache. Kränklich war Börne allerdings, doch wie frischen Geistes er trotz aller erschütternden Erfahrungen der letzten Jahre geblieben, bewies die letzte Serie seiner „Pariser Briefe", und die lebhafte Theilnahme, die er allen neuen Erscheinungen in Kunst und Literatur zeigte. Vor Allen schlug das religiöse Element jetzt wieder in ihm vor. In Paris lernte er den muthigen „Apostel des neuen Katholizismus, den demokratischen Abbé Lamennais kennen und sich für dessen „**Paroles d'un Croyant**" begeistern. Ergriffen von dem Schwunge dieses geistes- und gefühlsverwandten Franzosen, und mit hellem Blicke die tiefe Bedeutung erkennend, die eine Erfrischung des religiösen Elements auf demokratischem Wege für die Vertiefung, Hebung und Kräftigung des Volksgeistes in Deutschland wie in Frankreich haben müsse, griff er sogleich zur Feder, um den französischen Volkskatechismus, der die europäische Revolution zum Glaubenssatze erhebt, in's Deutsche zu übersetzen. „Das ist wirklich eine alleinseligmachende Kirche, wie sie Lamennais will," äußerte Börne, „allein sie macht nicht den Köhlerglauben selig, sondern die Vernunft!" Ohne Honorar zu beanspruchen, ließ er das Buch in der Schweiz drucken und einige hundert Exemplare, die der Verleger ihm zum Geschenk machte, unter die deutschen Arbeiter in Paris vertheilen. Börne kannte aus einem ernsten Studium der Revolutionen die unsägliche Schwierigkeit jeder Volksermannung ohne vorhergegangene religiöse Vertiefung; er sah täglich vor Augen, daß ein Mensch,

der über das Verneinen in Gemüthssachen oder über den denkfaulen, flachen Indifferentismus nicht hinauskomme, auch zu keiner nachhaltigen politischen Thatkraft, zu keinem Hingeben an's Allgemeine fähig sei. Ihn jammerte das arme Volk, für dessen Geisteskultur so wenig geschieht und dessen Gemüth durch die Allerweltsaufklärerei der „starken Geister“ nur verflacht und erkältet, statt gestählt und erwärmt wird; ihn jammerte namentlich auch die für den Fortschritt der Menschheit so überaus wichtige weibliche Hälfte der Nation, deren Köpfe selten vorgebildet oder geeignet genug sind, um auf rein philosophischem Wege bis zu wirklicher Versöhnung des Verstandes mit dem Gefühle vorzudringen. Den Protestantismus, der im Revolutionszeitalter den Kern des Volkes so tief ergriffen, sah er in Folge seiner nur zu früh erfolgten dogmatischen Erstarrung und politischen Verstocktheit zum allerunterthänigsten Diener, ja zum Schergen der Gottesgnädigkeit herabgesunken. In einer Befreiung des Katholizismus, in einer Erlösung der allgemeinen Kirche von Priesterdruck und Autoritätswahn durch Auffrischung des der Urkirche inne wohnenden sozialdemokratischen Prinzips, in einer Befreiung der Religion der Menschenliebe durch Vernichtung des Konfessionswesens jedoch ohne Vernichtung des religiösen Associationsgeistes, kurz in einer neuen Reformation gemäß dem Bewußtsein der Neuzeit und im Einklange mit der modernen Staatsentwicklung fand Börne die Lösung des großen Welträthsels, wie alle Menschen am Einfachsten, Naturgemäßesten, Schnellsten und Nachhaltigsten mit einander zu versöhnen und zu verbrüdern und so alle Völker zu verbünden seien zur Sprengung ihrer mittelalterlichen Ketten und zur glücklichen Umgestaltung der dann endlich zu Glück und Frieden gereiften Welt. Diese Reformation zu ahnen, war seine Wonne, sie nicht mehr zu erleben, sein Schmerz; doch daß sie kommen werde, bald kommen müsse, blieb er überzeugt bis an sein Ende. O, hätte er diesen Aufschwung in Deutschland noch mit

Augen geschaut, er würde das Ereigniß mit Worten begrüßt haben, wie nur er sie zu sprechen vermochte, so gewaltig und ergreifend, so erhaben und doch so faßlich!

Angelegentlicher als jemals vertiefte er sich in das Zeitalter der ersten Reformation. Um zu der neuen Kirche vorzubereiten, schrieb er eine Reihe von Artikeln für den „Reformateur" an dem er mit gleichgesinnten französischen Demokraten arbeitete. Es waren Studien, Glossen, wenn man will Phantasien, ohne Anspruch auf Gelehrtenprunk und ängstliche Parteilosigkeit hingeworfen, oft gewagte, mitunter einseitige Urtheile, doch immer ungemein anregend und erquicklich, neu in der Auffassung der historischen Erscheinungen und „ein neues Französisch" im Styl, wie Raspail sich geistreich darüber ausdrückte. Als der „Reformateur" den gerichtlichen Verfolgungen erlag, gründete Börne auf eigene Kosten die „Balance," um die Franzosen für deutsche Ideen, die deutschen für französische Thatkraft zu entflammen, und auf literarischem Wege das Verständniß und Bündniß beider Nationen anzubahnen, welches der liebste und unverwüstlichste Wunsch seines Lebens blieb. Leider mußte er sich bald gestehen, daß der Augenblick zu diesem innigen Einvernehmen der beiden wichtigsten Kulturvölker Europa's noch nicht erschienen sei. Die „Balance" hörte mit dem Märzhefte 1836 auf, nachdem sie eine Reihe inhaltschwerer Blätter gebracht, Perlen, welche in den 1842 zu Paris bei Pagnerre erschienen: „Fragments politiques et litteraires" zusammengereiht und leider zu wenig bekannt geworden sind, doch von keinem Deutschen, der französisch versteht und von keinem Franzosen, der deutschen Geist liebt, ungelesen bleiben sollten.

Börne fühlte in den letzten Jahren seines Lebens überhaupt einen gesteigerten Drang zum Herausschälen der vielen Ideen, die in seinem warmen Herzen knospten. „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin soll," seufzte er eines Abends, wenige Wochen vor seinem Scheiden; „ich hätte noch so viel, so viel zu sagen über Leben, Philosophie, Kunst,

Wissenschaft, so Vieles! Eigentlich habe ich noch gar nichts geschrieben; dieser unselige politische Zustand läßt mich nicht zur Ruhe, zu gar nichts kommen!" Namentlich wollte er noch Betrachtungen über die erste französische Revolution veröffentlichen, wozu er bereits Auszüge aus dem Moniteur gemacht, seltene Flugschriften und Bücher gesammelt und manche Partien sogar schon ausgeführt hatte. Vorzüglich Robespierre und St. Just zogen ihn an, ersterer besonders auch als Schriftsteller. Obgleich sein Gefühl ihrem Terrorismus widerstrebte, hoffte er doch zur Lösung der vielen Probleme, die ihr Gang durch die Geschichte uns stellt, Tüchtiges beitragen zu können. „Die Revolution von 89," sagte er einst, „ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Sie sind jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie Alles für sich behalten. Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen!"

Börne hätte viel, unbeschreiblich viel mehr leisten können, wenn er gesünder gewesen wäre. Er führte in den letzten Jahren ein wahres Einsiedlerleben. Im Sommer zu Auteuil und nur während der Wintersaison zu Paris unter der liebenden Pflege seiner Freundin und des ihm gleichfalls durch Gesinnung und Verehrung innig ergebenen zweiten Mannes derselben lebend, erschien er spärlich in Gesellschaften, in denen er sich durch seine Harthörigkeit fast ganz zur Rolle des stillen Beobachters gezwungen sah. Desto lebhafter verkehrte er mit der Außenwelt durch den Umgang mit literarischen Kampfgenossen, die er „die Jungen" zu nennen pflegte, auf die er anregend wirkte und mit denen er sich gern über das Walten und Weben des Zeitgeistes unterhielt. Ihn erfreute jeder Stern so am Abendhimmel, wie am düstern Völkerhorizonte; ihn entzückte jede Blume des Gartens, wie jede Blüthe am Baum der Menschheit. Und noch immer erhob sich heilige Entrüstung in ihm bei jeder Gemeinheit, bei jedem Frevel an der Kulturentfaltung. So nachsichtig bei jugendlichem Fehlen, wie unerbittlich gegen alte Verstocktheit

war ihm nichts unleidlicher, als das plumpe Drein-schlagen altkluger Zeloten gegen das Gähren und Brausen der „Jungen". In dieser Beziehung schrieb er am 30. Dezember 1835 an seine Schwester: „Mir ist es trotz großer Mängel, die ich in meinem Charakter habe, immer im Leben noch ziemlich gut gegangen, weil ich mir immer treu geblieben bei meinen guten Seiten und mir nie etwas vorgesetzt habe, wozu ich nicht gut oder schlecht genug war." So wollte er es auch von Seiten der Eltern und Erzieher gegen die Jugend gehalten wissen. Man solle nichts gegen seine Natur thun, meinte er, selbst nichts gegen seine angebornen Fehler, „man setze es doch nicht durch und verliere nur Zeit dabei."

Um so mehr mußte es ihn verdrießen, als er im „Morgenblatt" in jeder Nummer neue brutale Wuth-ausbrüche seines früheren Freundes, Wolfgang Menzel in Stuttgart, gegen das sogenannte „junge Deutschland" lesen mußte. In einer Beurtheilung über Gutzkow's „Wally" hatte Börne sich in der „Balance" der jungen Leute angenommen und sich vorzugsweise gegen das Vehm-gericht ausgesprochen, das Menzel über die Schriften der-selben errichtet hatte. Fast mit Schamröthe bekannte er den Franzosen, welch ungeheuerer Wust noch in den Köpfen der deutschen Gelehrten und Bundestagsgesand-ten aufgespeichert sei. Da riß Menzel, der rasende Ro-land des christlich-germanischen Galimatias, auch Börne mit in den Federkrieg hinein. Das „junge Deutschland" hatte sich an Börne's Schriften gebildet, wie fern diese Laube und Mundt, Kühne und Gutzkow dem Alten auch sonst in politischer Entschiedenheit und Charaktergröße standen. Die „Börne'schen Ideen" waren damals die Fahne der ganzen literarischen Bewegung in Deutschland. Da schrie Menzel, alles Unheil in Deutschlands Ent-wickelung, alles Verderben habe seine Quelle im Juden-thum und Franzosenthum. Diese Sophistik war zu plump; doch Menzel galt durch sein „Morgenblatt" noch bei Vielen als kritische Autorität. Gern hätte Börne den Wüthigen mit verdienter Verachtung behandelt und

auf die dummen Vorwürfe geschwiegen. Indeß überzeugte er sich bald, daß zu besorgen sei, dies Aufstacheln aller erbdeutschen Vorurtheile und Thorheiten könne seinem Lieblingsziele, der Vernichtnng der Standes- und Religionsvorurtheile und Ungleichheiten, und der Aussöhnung und Verbrüderung zwischen beiden rheinanwohnenden Nationen, auf Jahrzehnte hemmend in den Weg treten. Menzel nannte die Proklamirung dieses Völkerbundes zum gemeinsamen Kampfe für die Volks- und Menschheitsbefreiung Verrath am Vaterlande, ja eine den Franzosen dargebrachte Schmeichelei!? Börne hatte von jeher die französischen Blutigel scharf von dem französischen Volke unterschieden und gegen jene so unerschrocken, wie für dieses freudig gekämpft; er hatte weder Mühe noch Opfer gescheut, um zur Begriffsentwirrung der beiden Völker beizutragen, die er als die künftige eine und unzertrennliche Doppelsonne der europäischen Civilisation liebte; er hatte Frieden und Versöhnung gepredigt, und diese Hetzerei, diese freche Denunziation sollte der Lohn dafür sein? Um dem Verblendeten, der den Reaktionären durch seine hohle Deutschthümelei so wahnwitzig in die Hände arbeitete, ein Halt und allen Deutschen eine Warnung zuzurufen, griff der kranke Dulder zur Feder: er schrieb seinen „Menzel der Franzosenfresser" und in ihm sein Testament an die Deutschen und Franzosen. „Ich bin müde wie ein Jagdhund!" seufzt der Alte; aber! . . . Und nun ruft er den Wortführern beider Länder zu, daß es fürwahr die Zeit nicht sei, den alten Hader zu erneuern, und die Völker auf einander zu hetzen. Nein, es gelte jetzt die Eifersucht der Staaten zu bannen, die Liebe zu pflegen und Herzen und Hände zur organischen innern Ausbildung der Staaten zu lenken! Es ist der sozialistische Standpunkt, oder was dasselbe, der urchristliche des Friedens, des Glückes und der Erhebung den Börne dem modernen Publicisten anweist. Es ist die Sprache der innigen Liebe, der Versöhnung, in der er allen Guten und Redlichen zu Herzen spricht. Es ist weniger der

Donner des Zornes, es ist der feine Sokratische Witz des überlegenen Weisen, womit er den Franzosenfresser Menzel und ähnliches Gelichter dem olympischen Gelächter aller Verständigen überantwortet und dessen Vorwürfe in ihrer ganzen Hohlheit zeigt. Und über dem Ganzen ruht eine so milde Wehmuth über der Menschen Verkehrtheiten, welche Börne's Freunde zu Thränen rührte und seine Feinde verstummen hieß. Diese Sprache klang wie Klaggesang eines Heimwehkranken, eines Lebensmüden.

Nur zu bald sollten wir bestimmter erfahren, w der Ton bedeute, der uns so ahnungsbang ergriffen ha, wie Abendroth nach einem milden Herbsttage!

In ganz Europa grassirte gegen Ende 1836 di Grippe; in Paris zeigte sie sich besonders bösartig. Börne, welcher der ärztlichen Weisheit wo möglich noch weniger als dem übrigen Gelehrtenkram traute, übte zur Erfrischung seines müden Körpers die Wasserkur, von der er sich auch durch einen Grippeanfall nicht abbringen ließ. Durch eine beim Waschen zugezogene Erkältung bildete sich die Modekrankheit zur Brustentzündung aus. Da erkannte der Kranke, daß der Tod sein Theil sei. Wie seit geraumen Jahren, trug Börne auch jetzt sein Leiden mit der Gemüthsruhe und Heiterkeit des Weisen. Ueber den Schmerz, daß er nun nicht mehr für die gute Sache wirken solle, erhob ihn die feste Ueberzeugung, daß dereinst doch Alles in Erfüllung gehen werde, was er mit solcher Innigkeit, Ausdauer und Hingebung für „die Rechte, die mit uns geboren sind," für der Völker Heil und der Menschheit großen Erlösungsmorgen angestrebt hatte.

Es war der 12. Februar 1837. Nachmittags gegen drei Uhr standen des Kranken nächste Freunde um das Bett. „Machen Sie die Vorhänge auf; ich möchte gern die Sonne sehen!" bat er. Als die milden Strahlen des Vorfrühlingstages in's Zimmer drangen, richtete Börne sich im Bette auf. Ein Blumenstrauß ward ihm gereicht. Er verlangte nach Musik. Blumen und

sanfte Melodien liebte er so sehr. Er lauschte dem leisen Klingen einer Spieldose; er labte sich am Dufte der Blüthen; er erquickte sich an Licht und Wärme der goldnen Sonne, die ihm zum letzten Male blinkte. Wie ein Kind so mild und lieb war er, der Starke, Gewaltige, vor dessen Blitzen Könige zittern und bei dessen Donnern Völker erglühen werden, so lange es Tyrannen und geknechtete Nationen gibt. — — —

Um 9 Uhr Abends athmete er leichter, es war ihm besser; bald ward ihm ganz leicht, ganz gut. Die zehnte Stunde war die Stunde seiner Verewigung. Leute, die das Antlitz des Todten sahen, erzählen, der leidende Zug um Börne's Mund sei ganz verschwunden gewesen; an dessen Stelle sei die Verklärung getreten.

Klein und hager von Gestalt, ging Börne während der letzten Jahre in Folge der langjährigen Brustleiden tief gebeugt. Der Kopf hatte sich in die nach der rechten Seite hin zur Brust gesenkte Stellung, in der er am Stehpulte so manche Gedankenschlacht geschlagen, eingewöhnt. Das dunkelbraune Haar steigerte die blasse Farbe der feinen Gesichtszüge. In den dunkeln Augen loderte die Flamme des überragenden Geistes; um den schön geschnittenen Mund zuckte die Sokratische Ironie über der Menschen Schwächen und Thorheiten. Seine Stimme war angenehm und wohlklingend, seine Aussprache dialektlos, seine Unterhaltung mit gleichgesinnten Freunden lebhaft und voll Geist und Humor, begeisternd für die „Jungen", an denen er sein besonderes Wohlgefallen hatte, harmlos und vertrauenerweckend gegen Kinder und höchst anziehend für Frauen von Herz und Strebsamkeit. Mit Anderer natürlichen Fehlern hatte er die Nachsicht und Geduld des Weisen; nur das parfümirte Laster ekelte ihn an und wurde rücksichtslos von ihm zurückgetrieben. Eingebildetes Philisterthum und selbstgefällige Langweiligkeit konnten ihn außer sich bringen; solche Menschen haßte er als Zeitdiebe und Ideenmörder. Wie in seinen Schriften schlug er im Umgange die gerundete Form hoch an. Darin war er mehr Pariser

als Frankfurter. Der Sauberkeit und Harmonie seiner Geisteswelt hielt er den äußern Menschen gern möglichst entsprechend. Das plumpe Deutschthümlerwesen der Jahn und Genossen hatte ihn stets abgestoßen. Er liebte die Kraft, aber nicht die Rohheit, die aus der Tölpelhaftigkeit eine Tugend machen will. Nicht um Prunk, auch nicht um Putz zur Fröhnung der Eitelkeit war es ihm zu thun, wohl aber um die Grundbedingungen, worin der gebildete Geschmack sein Behagen findet. Es erschreckte ihn nicht, wie den Verfasser der „Reisebilder", eine Adresse zu patriotischen Zwecken zu unterzeichnen, auch wenn sie Spuren ihrer Wanderungen durch die Werkstätten zeigte, oder sich von einer schwieligen Arbeiterfaust die Hand derb schütteln zu lassen; aber Menschen mit angenehmen Manieren waren sein liebster Umgang. Er schätzte das Einfache, doch es mußte geschmackvoll sein: der Rock von feinem Tuche und die Wäsche schneeweiß. Auch in Handschuhen sparte er nie. Im Westenmuster konnte er wählerisch sein und eine geschmackvoll geschürzte Kravatte fand bei ihm einen freundlichen Blick. Den kleinen Nettigkeiten und Niedlichkeiten des Pariser Hauswesens überließ er sich gern, wie er denn überhaupt „das Schöne und Gute", das Heitere und Angenehme der hellenischen Demokratie nach Möglichkeit in das moderne Volksleben übertragen wissen wollte. Ein ästhetisirender Glücksritter hatte auf Heine's Anstiften in seinem „Album aus Paris" spöttelnd bemerkt, der „Republikaner" Börne lebe „in höchst aristokratischen Umgebungen". Dieser Insinuation verdanken wir eine Antwort von Kolloff in dem Jahrbuche der Literatur für 1839, worin es heißt: „So lange wir Börne gekannt haben, bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer mit einem einzigen Fenster, von wo man Winters eine Aussicht in die Rue Laffitte und gegen den Montmartre, Sommers die Aussicht auf die Place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an dessen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteuil à la Voltaire von

rothem Marokin, eine nicht sowohl zahlreiche als ausgewählte Bibliothek mit deutschen, italienischen, spanischen, englischen und französischen Werken, ein Tisch mit Journalen und Broschüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schreibkasten für Briefe, Manuskripte u. s. w., diese Gegenstände bildeten nebst einigen Fußteppichen das vollständige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinette waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerschrank und über dem Arbeitspult leer: den ersten füllte eine bronzene Büste Jean Jacques Rousseau's, den letzteren ein weibliches Portrait, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen, begeistigten Zügen."

Börne las viel und anhaltend, nur wenn er über einen Gegenstand schreiben wollte, hielt er jede fremde Ansicht über dasselbe Thema fern, um den Inhalt seines Urtheils unbeeinträchtigt wiederzugeben. In früheren Jahren arbeitete er langsam und mit der Form ringend: er brauchte oft vier Wochen zu einem der abgerundeten kleinen Kunstwerke, an denen seine gesammelten Schriften so reich sind. Später war ihm das Schaffen leichter, doch nie ein Spiel; stets blieb es ihm eine ernste Arbeit, die seinen ganzen Menschen in Anspruch nahm; denn er schrieb mit seinem „Herzblute", wie er zu sagen pflegte. Sein letztes Vermächtniß, den „Franzosenfresser", warf er im Oktober 1836 zu Auteuil in wenigen Wochen auf's Papier. Von weitläufigem Korrespondiren war er kein Freund, für einen guten Brief von lieber Hand schien ihm indeß nie das Porto zu theuer. „Geniere Dich nur nicht wegen des Porto's," schrieb er einst seiner Schwester, „ich habe noch Geld für tausend Briefe." — Börne war gastfrei, doch ein Feind von großen Gastereien; einige Freunde zu Tisch, das war sein Behagen. Wohlthätiger konnte bei seinen beschränkten Mitteln nicht leicht Jemand sein. Um viel verschenken zu dürfen, hielt er streng auf gute Honorare bei seinen Verlegern. So ist es zu verstehen, daß er zu sagen pflegte: „Ich gebrauche viel, sehr viel Geld!" Auch zu

schönen Blumensträußen für sein Zimmer und zu hübschen Angebinden und dergleichen, womit er sich und Andern ein Lächeln ablocken konnte, schonte er das Geld nicht. Wer ihn kannte, mußte gestehen, daß er ein durchaus liebenswürdiger, angenehmer, gemüthlicher Mann und in jeder Beziehung ein durch und durch edler Mensch sei. Börne hatte in seinen Anlagen und Manieren Vieles mit einem Revolutionscharakter gemein, den er besonders schätzte, und mit dem er eine Zeit lang gleiche Verkennung und bei den Aristokraten kaum geringere Verschrieenheit theilte, mit Robespierre.

XII.

Börne's Körperleiden war von seinen Gegnern so oft in die politische Debatte gezogen worden, daß alle Welt davon unterrichtet war. Dennoch überraschte sein Tod Freund und Feind. Man kam, um dem Geschiedenen noch einmal in's liebe Antlitz zu sehen; man weinte und verabredete eine Leichenfeier, einfach, doch des geliebten Todten würdig. Es mochten etwa hundert Deutsche sein — wie wenige von den vielen Tausenden, die in Paris wohnen! — welche den Sarg von der Rue Lafitte über die Boulevards nach der französischen Walhalla, zum Père Lachaise, geleiteten. Jakob Venedey und ein aus Frankfurt gebürtiger Kaufmann sprachen am Grabe einige deutsche Worte des Trostes und der Hoffnung für kommende Zeiten, Worte, denen der erstere so wenig entsprochen hat, als es galt, sich des Mannes würdig zu beweisen, an dessen Gruft er die deutsche Nation vertreten hatte. Die Rede, welche dem erhabenen Augenblicke allein und vollständig entsprach, hielt ein Franzose, der Sozialist Raspail, der, wie ein Augenzeuge berichtet, „sich, vom tiefsten, innigsten Gefühl ergriffen, fast zu prophetischer Begeisterung erhob" und „der einfachen, schlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter gab." Börne, dessen hohe Bedeutung für beide Nationen die Zukunft bewähren wird, war werth,

der über das Verneinen in Gemüthssachen oder über den denkfaulen, flachen Indifferentismus nicht hinauskomme, auch zu keiner nachhaltigen politischen Thatkraft, zu keinem Hingeben an's Allgemeine fähig sei. Ihn jammerte das arme Volk, für dessen Geisteskultur so wenig geschieht und dessen Gemüth durch die Allerweltsaufklärerei der „starken Geister" nur verflacht und erkältet, statt gestählt und erwärmt wird; ihn jammerte namentlich auch die für den Fortschritt der Menschheit so überaus wichtige weibliche Hälfte der Nation, deren Köpfe selten vorgebildet oder geeignet genug sind, um auf rein philosophischem Wege bis zu wirklicher Versöhnung des Verstandes mit dem Gefühle vorzudringen. Den Protestantismus, der im Revolutionszeitalter den Kern des Volkes so tief ergriffen, sah er in Folge seiner nur zu früh erfolgten dogmatischen Erstarrung und politischen Verstocktheit zum allerunterthänigsten Diener, ja zum Schergen der Gottesgnädigkeit herabgesunken. In einer Befreiung des Katholizismus, in einer Erlösung der allgemeinen Kirche von Priesterdruck und Autoritätswahn durch Auffrischung des der Urkirche inne wohnenden sozialdemokratischen Prinzips, in einer Befreiung der Religion der Menschenliebe durch Vernichtung des Konfessionswesens jedoch ohne Vernichtung des religiösen Associationsgeistes, kurz in einer neuen Reformation gemäß dem Bewußtsein der Neuzeit und im Einklange mit der modernen Staatsentwicklung fand B ö r n e die Lösung des großen Welträthsels, wie alle Menschen am Einfachsten, Naturgemäßesten, Schnellsten und Nachhaltigsten mit einander zu versöhnen und zu verbrüdern und so alle Völker zu verbünden seien zur Sprengung ihrer mittelalterlichen Ketten und zur glücklichen Umgestaltung der dann endlich zu Glück und Frieden gereiften Welt. Diese Reformation zu ahnen, war seine Wonne, sie nicht mehr zu erleben, sein Schmerz; doch daß sie kommen werde, bald kommen müsse, blieb er überzeugt bis an sein Ende. O, hätte er diesen Aufschwung in Deutschland noch mit

Augen geschaut, er würde das Ereigniß mit Worten begrüßt haben, wie nur er sie zu sprechen vermochte, so gewaltig und ergreifend, so erhaben und doch so fasslich!

Angelegentlicher als jemals vertiefte er sich in das Zeitalter der ersten Reformation. Um zu der neuen Kirche vorzubereiten, schrieb er eine Reihe von Artikeln für den „Reformateur" an dem er mit gleichgesinnten französischen Demokraten arbeitete. Es waren Studien, Glossen, wenn man will Phantasien, ohne Anspruch auf Gelehrtenprunk und ängstliche Parteilosigkeit hingeworfen, oft gewagte, mitunter einseitige Urtheile, doch immer ungemein anregend und erquicklich, neu in der Auffassung der historischen Erscheinungen und „ein neues Französisch" im Styl, wie Raspail sich geistreich darüber ausdrückte. Als der „Reformateur" den gerichtlichen Verfolgungen erlag, gründete Börne auf eigene Kosten die „Balance," um die Franzosen für deutsche Ideen, die deutschen für französische Thatkraft zu entflammen, und auf literarischem Wege das Verständniß und Bündniß beider Nationen anzubahnen, welches der liebste und unverwüstlichste Wunsch seines Lebens blieb. Leider mußte er sich bald gestehen, daß der Augenblick zu diesem innigen Einvernehmen der beiden wichtigsten Kulturvölker Europa's noch nicht erschienen sei. Die „Balance" hörte mit dem Märzhefte 1836 auf, nachdem sie eine Reihe inhaltschwerer Blätter gebracht, Perlen, welche in den 1842 zu Paris bei Pagnerre erschienen: „Fragments politiques et litteraires" zusammengereiht und leider zu wenig bekannt geworden sind, doch von keinem Deutschen, der französisch versteht und von keinem Franzosen, der deutschen Geist liebt, ungelesen bleiben sollten.

Börne fühlte in den letzten Jahren seines Lebens überhaupt einen gesteigerten Drang zum Herausschälen der vielen Ideen, die in seinem warmen Herzen knospten. „Der Kopf ist mir so voll, ich weiß nicht, wo ich mit all den Gedanken hin soll," seufzte er eines Abends, wenige Wochen vor seinem Scheiden; „ich hätte noch so viel, so viel zu sagen über Leben, Philosophie, Kunst,

von einem Ebenbürtigen, von Raspail, gefeiert zu werden. Nachdem der Redner den Umstand, diejenige Hälfte unseres Weisen, die in Kurzem Erde bedecken werde, nur wenig gekannt zu haben, für eins seiner Misgeschicke erklärt, doch hinzugesetzt hatte, daß er die andere Hälfte, die dem Gedächtniß der Völker anvertraute unzerstörbare Hälfte, besser kennen und lieben gelernt habe, fuhr er fort: „Nicht habe ich die Anmaßung, meine Herren, Ihnen die Eigenthümlichkeit von Börne's Genius zu entwickeln, den Kunstzauber dieses Styls zu erörtern, der ihn zum volksthümlichsten Schriftsteller Deutschlands gemacht hat, und die Gewalt dieses tiefen Gedankens zu bemessen, eines Gedankens, der unter dem Schleier der glücklichsten Einfachheit so viel zu jener friedlichen Revolution mitgewirkt hat, die Deutschland in seinem Innern erwärmt! Den ersten besten unter Ihnen würde ich bitten, diese letzte Pflicht zu erfüllen, wenn die mangelhafte Erziehung, die wir in Frankreich erhalten, es mir gestattete, die Schönheiten einer Sprache zu fühlen, die so wohl zum Ohr und Herzen tönt. Lesen Sie, würde ich Ihnen zurufen, wie man an Molières Grabe den Misanthrop und den Tartuffe las, so lesen Sie uns einige der ausgezeichneten Stücke vor, die Deutschland in fünfzehn Bänden gesammelt erhalten hat, dem Anscheine nach eine so umfangreiche Sammlung, doch dem Leser so kurz, daß bei ihr so manche Lampe erst bei Tagesanbruch erlosch. Theilen Sie uns eins jener Bilder mit, womit Börne bei jedem Federzuge dem wuchernden Despotismus eine Wurzel abschnitt; theilen Sie uns, zumal an dieser Thränenstätte, nur eine jener tausend Seiten mit, auf denen Börne den Armen Entsagung, den Reichen Wohlthätigkeit, den Verbannten Liebe zu einem Vaterlande predigte, das sie zu vergessen schien — herrliche Schöpfungen, die daheim bei Ihnen in Palästen und Hütten gelesen werden; denn sie malten eine Zukunft, die keinen andern Unterschied unter den Menschen gestatten wird, als den der guten Menschen unter einander und in ihrer gegenseitigen Unterstützung

hier auf Erden! Aber, meine Herren, auch ohne Ihre Sprache zu kennen, ward mir das Glück, Börne zu lesen und zu verstehen, und er ist so gut der meine, als der Ihrige. Einst ließ er sich herbei, die Sprache, durch die er die deutschen Herzen so bewegt, in Frankreich zu reden und er that Wunder; er ward in Frankreich verstanden wie in seinem Vaterlande. Er hatte sich selber in's Französische übersetzt, und von seinem ersten Auftreten an nahm er im ersten Range unserer Originalschriftsteller Platz. Gestatten Sie mir, einem Gefühl Worte zu leihen, das sowohl das der Dankbarkeit, als des Stolzes ist: im „Reformateur" trat Börne zuerst als französischer Schriftsteller auf! Wäre ich darauf gefaßt gewesen, in Ihrem Kreise zu reden, ich würde diese unschätzbaren Fragmente mit hieher gebracht haben, bei deren Erwähnung sich mein Schmerz verdoppelt. In seinem Style glich er Beranger und Paul Louis Courier; aber in seinen Ideen war er zehn Jahre jünger, und zehn Jahre sind in dem Umschwunge, in dem sich Jeder von uns befindet, ein Jahrhundert des Fortschritts. Es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, daß seine Feder im Französischen den geheimnißvollen Zauber bewahrt hatte, der in witziger und häufig spöttischer Weise beginnt und mit einem tiefen Gedanken und einer hochherzigen Empfindung schließt, gleich den exotischen Früchten, die zuerst einen fremdartigen pikanten Geschmack haben und dann in Wohlgeruch zerfließen. Von Geburt Israelit, war Börne in seinen Schriften meines, Ihres Glaubens, des Glaubens der guten Menschen aller Länder: er glaubte an die allgemeine Brüderlichkeit, an die Gleichheit, die man annimmt und nicht aufdringt; den Krieg der Völker unter einander hielt er für ein einzig und allein zum Vortheil der gekrönten Freibeuter begangenes Verbrechen; die Nationalität war ihm ein armseliger Gedanke, die Amtsmiene des Fahnenjunkers. Seiner Ueberzeugung nach zog die Natur der Vergesellschaftung keine schwarzen oder rothen Grenzlinien zur Richtschnur; auf der Oberfläche einer Erdkugel waren

die Säulen des Herkules ein Wahn! Er sah den Riesen des Fortschritts beide Ufer des Flusses, der zwischen Frankreich und Deutschland fließt, überschreiten, den Völkern beider Gestade die Hand zur Versöhnung reichen und sie daran mahnen, daß sie einem Stamme angehören und gleiche Pflichten haben. Und dies Alles sprach er, ohne sich zu gefährden, in einem Lande aus, wo Ihnen das Gastrecht nur unter lästigen Bedingungen gewährt, und das Bischen Sonne, um das Sie uns angehen, mit einem Schleier zugedeckt wird, dessen kleinsten Zipfel zu heben Ihnen nicht erlaubt ist, wenn Sie sich keinem Sturme aussetzen wollen. Es gehört ein bedeutendes Talent dazu, sich in Mitte so vieler Hemmnisse einen Schimmer von Freiheit zu bewahren und unter dem Schwerte so kleiner Geister große Dinge gut zu sagen. Dieses Talent brachte Börne in Frankreich zur höchsten Stufe der Meisterschaft. Denn in dem schmächtigen, leidenden Körper, der sich über diese Erde wie über ein für ihn unpassendes Vaterland hinschleppte, wohnte ein für das Gute glühender, gegen das Uebel geduldiger und zur Vertheidigung der heiligen Sache des Volkes kriegerischer Geist. Er war ein in sein Schicksal ergebener Kranker; ein tiefdenkender und doch bescheidener Schriftsteller, der viel Beifall fand und sich wenig davon merken ließ; ein zu allen Arten der Hingebung bereiter Märtyrer, der unter den mislichsten Verhältnissen seine Schuldigkeit zu thun verstand. Das Sinnbild der Tugend, in der die Hauptstärke seines Talentes bestand, war in seinem lächelnden Gesichte mit den leidenden Zügen und in jenem satirischen Ausdrucke, den ein von ungemeiner Lebhaftigkeit des Gefühls zeugender Blick beseelte, ausgeprägt. — Doch Ihre Literatur wird dies Alles viel besser sagen; es würde daher thöricht sein, wenn ich dies Portrait weiter ausmalen wollte. Frankreich, in dessen Namen allein zu reden ich mich leider gezwungen sehe, doch das meine Worte nicht Lügen strafen wird, Frankreich wird Börne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die bei uns zwar immer spät kommt,

aber dem Grabe niemals gebricht. Börne war bei uns weniger als in seinem Vaterlande bekannt, weil man bei uns, um Geltung zu erhalten, Genossen haben muß und Börne nur Bewunderer hatte. Aber der Tod söhnt das Genie mit dem undankbaren Ruhme aus und unsere Literatur wird, wie ich hoffe, einen ihrer schönsten Kränze auf dieses Grab legen, das die Natur mit den einfachen lebenden Blumen bekleiden wird, mit denen sie gegen das Grab des Armen wie des Freundes der Armen so freigiebig zu sein pflegt. Ich aber, der ich nichts hieher zu bringen vermag, als den Zoll meiner Thränen, grüße Dich, o Börne, nicht an dieser Gruft, die im nächsten Augenblicke bereits drei Fuß Erde decken, sondern in jenen lichten Räumen, wo zahllose Welten in einer, auf dieser kleinen Erde, die wir Weltall nennen, unbekannten Harmonie kreisen; ich grüße Dich in jenem großen Sammelplatze aller Geister, wohin Deine Seele als zu ihrem Urquell zurückströmt. Du nimmst jetzt unsere Huldigungen nicht mehr als Schmeicheleien, sondern als den gerechtesten Tribut; Du beurtheilst jetzt Deine Schriften, welche Deine Tugenden waren, mit demselben Auge, womit wir sie stets beurtheilt haben; Du ließest deine Bescheidenheit im Grabe, als Du Dich in's Land der Wahrheit erhobest: wie selig mußt Du jetzt sein, o Börne, nun Du Dich selbst erkennst! O, wenn zwischen den Geschiedenen und den Ueberlebenden ein Gesetz geistiger Mittheilung herab aus den Regionen, wo Du wandelst, besteht, so sende uns auf den Schwingen der Ahnung einige der tröstenden Wahrheiten, die Du jetzt in dem offenen Buche liesest, in der Zukunft, die uns verschlossen ist. Inmitten des immer zunehmenden Wettlaufes so vieler systematischen Verderbtheiten, so vieler treulosen Freundschaften wird dieser Traum den Kummer, der uns fast erdrückt, mildern, den Kummer, daß wir Dir noch nicht gefolgt sind zur Höhe!" — —

Wie es auf dem Père Lachaise bei Gräbern, die ein Denkmal erwarten, üblich, wurde Börne's Leiche am 15. Februar 1837 nur in eine vorläufige Gruft gesenkt

und am 5. November 1842 in das Grab versetzt, wo sein Denkmal in der Nähe der Gräber von Benjamin Constant, Foy und Manuel steht: eine stumpfe Pyramide von polirtem Granit auf einem Unterbau von gelbem Sandstein. Am obern Ende derselben steht in einer Nische Börne's Büste von David von Angers modellirt, von Richard und Eck in Erz gegossen. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein allegorisches Bronzerelief, Frankreich und Deutschland darstellend, wie die Freiheitsgöttin beider Hände in einander legt. Hier ganz an ihrem Platze, wie diese Figuren, sind die Namen auf den schmalen Seiten der Pyramide: links Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Beranger; rechts Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. Es war von jedem dieser acht großen Geister etwas in Börne. Und es lebte zugleich ein so eigenthümlicher hoher Genius in ihm, daß der Name Börne werth ist, als der neunte Stern in diesem schönsten Sternbilde am Himmel der modernen Civilisation zu strahlen. Wenn Frankreich und Deutschland einmal ganz einverstanden, wenn sie durch die Frucht der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, durch die Eintracht stark und glücklich sind, wenn so der Grundgedanke des Geschiedenen einst Wirklichkeit geworden, dann werden beide Völker mit gleicher Dankbarkeit und Verehrung zu der Ruhestätte ihres lange verkannten Sehers, ihres unsterblichen Mittlers wallen. Noch hat diese große Versöhnungsstunde nicht geschlagen; doch „Namen sind Fahnen!" pflegte der Verewigte zu sagen: so sei denn der Name Börne das Panier Aller, die in der Liebe der Völker die Feuersäule erkennen, welche die Nationen aus der Knechtschaft und Verdumpfung erlösen und in's gelobte Land der Freiheit, des Glückes und des Weltfriedens führen wird.